

# **Wir Seezigeuner.**

Von

**Robert Kraft.**

**III. Band.**

**Illustrierte Ausgabe.**

EINE FLASCHENPOST, DIE DIREKT AN MICH GERICHTET IST.

Wir hatten uns freiwillig in keine besonders schlimme Lage begeben – mit den Augen eines Seemannes betrachtet.

Der große Kutter war das erste Rettungsboot und vorschriftsmäßig immer mit allem ausgerüstet gewesen, um vierzig Insassen – wir waren deren aber nur zweiunddreißig – für sieben Tage am Leben zu erhalten. Dazu gehören vor allen Dingen tausend Liter Wasser, in vier eisernen Tanks, gar nicht so groß, am Boden des Fahrzeuges verteilt, ein dementsprechender Vorrat von Schiffszwieback und Fleischkonserven, und ferner müssen im Bootskasten immer alle nautischen Instrumente, Logarithmentafeln und Seekarten sein, und zwar müssen diese von Zeit zu Zeit ausgewechselt werden, so daß immer die der Gegend vorhanden sind, in welcher man sich gerade befindet, die Auswechslung hat ungefähr aller Wochen zu erfolgen, doch setzt da z. B. ein Leuchtturm, ein Vorgebirge, welches man passiert, ein Ziel, und trotz aller sonstigen Zigeunerschaft herrschte bei mir in so etwas eine musterhafte Ordnung, und ich hatte meinen beiden Offizieren, wenn ich einmal inspizierte, deswegen nie einen Verweis zu erteilen gehabt. Denn das war gerade dasjenige, worin mit mir nicht zu

[4]

spaßen war, da konnte ich grob werden, wohl auch einmal meinem besten Freunde Nackenschläge geben.

Der sechzehnriemige Kutter machte im stehenden Wasser sechs Knoten in der Stunde, ohne besondere Anstrengung der Ruderer, konnte auf acht Knoten forciert werden. Sechs Knoten genügte, um in fünf Tagen die nächste Insel zu erreichen: das Koralleneiland Ducie, die östlichste Insel des polynesischen Archipels. Ob diese bewohnt war, wußte ich nicht, aber die Seekarte sagte mir durch zwei farbige Zeichen, daß wir dort Trinkwasser und feste Nahrung finden würden.

Von dort aus konnten wir uns von Insel zu Insel arbeiten, und so ein Kutter besteht jeden Seegang. Wenn freilich der Himmel einstürzt, dann sind alle Spatzen tot.

Doch ich wollte nicht direkt auf diese westlich gelegene Insel zuhalten, sondern steuerte erst mehr nördlich, um zunächst in den nach Westen gehenden großen Südäquatorialstrom zu kommen.

Dieser wird von allen Schiffen benutzt, welche um Kap Horn nach Westen gehen, dort konnten wir am ehesten hoffen, von einem Schiffe aufgenommen zu werden, und wenn wir keines erblickten, so brachte uns die reißende Strömung die verlorene Zeit, die wir zu dem Umweg gebraucht, doch reichlich wieder ein.

Im übrigen befanden wir uns in einer weit besseren Lage, als Schiffbrüchige für gewöhnlich sind, wenn sie ins Rettungsboot gehen müssen. Da haben die doch immer schon eine schwere Arbeit hinter sich, manchmal eine fürchterliche Leidenszeit, da gibt es gequetschte Glieder und zerbrochene Knochen – wir waren bei frischen Kräften – und vor allen Dingen erfüllt vom fröhlichsten Mute!

Denn die Trennung von unserer ›Sturmbräut‹ betrauerte wohl niemand, so wenig wie ich selbst. Mir

[5]

kam erst jetzt zum ersten Male zum Bewußtsein, daß dieses Schiff mir ja gar nicht gehört hatte – nun aber auch fort damit! – und es wäre wohl gar nicht nötig gewesen, daß ich darüber zu den Offizieren und auch zu meinen Jungen gesprochen hätte, wohl sie alle fühlten genau dasselbe wie ich.

Nun war der Bann gebrochen, die Erkenntnis kam, was wir uns da angemaßt hatten, in wahrhaft kindlichnaiver Weise – und nun fort damit, fort damit, uns sollte niemand wieder Bettler nennen, wenigstens nicht in dieser Weise!

Wir waren bereit, jedes Schiff und alle Inselbewohner anzubetteln, aber uns von diesem Frauenzimmer Bettler nennen zu lassen

...

Der Unterschied hierbei läßt sich wohl eher fühlen, denn durch Worte ausdrücken.

Und unsere Zukunft?

»So lang' der Himmel blau ist, geht der Deutsche nicht zu Grund',« stimmten jetzt meine Jungen, und die meisten waren ja Deutsche, zum Rudertakte an.

Ja, wir alle fühlten uns, als wir so über die spiegelglatte, blaue See dahinschossen, recht glücklich, wie noch nie. Das sah ich doch gleich allen diesen Gesichtern an.

»Ich hab' mein Sach' auf nichts gestellt, juchhe,  
Und mir gehört die ganze Welt, juchhe!«

Wir waren eben schon richtige Zigeuner geworden, Land- oder vielmehr Seestreicher, die sich am glücklichsten fühlen, wenn sie nichts haben – sorge nicht für den morgenden Morgen, denn der morgende Morgen wird für das Morgende sorgen; siehe die Lilie an auf dem Felde, sie weiß nicht, wohin sie ihr Haupt legen soll, und sie hat doch immer genügend Kautabak . . . und wer da nicht weiß, was für ein unaussprechliches Glück im ›Nischthaben‹ liegt, der

[6]

eignet sich eben weder zum Land- noch zum Seezigeuner.

Die brennende Sonne zog auf der Haut der nackten Ruderer Blasen, aber fröhlich wurde zum Rudertakt weitergesungen und dazwischen immer einmal ein Mund voll Hartbrot mit Pökelfleisch und ein Schluck Wasser genommen.

Die Sonne verschwand unter dem Horizont, plötzlich herrschte finstere Nacht, bis sich unsere Augen an den schnellen Wechsel gewöhnt hatte, und da sahen wir die ewigen Sterne am Firmaments funkeln, und es wurde weitergesungen. Nur daß meine Jungen jetzt sentimental wurden. »Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,

daß ich so traurig bin.« Aber bekanntlich wird dieses schwermütige Lied von den Deutschen gesungen, wenn sie sich gerade in der allerlustigsten Stimmung befinden.

Dann legten sich die abgelösten Ruderer zum Schlafen auf den trockenen Boden des Fahrzeugs hin, die Nacht war in diesen Breiten noch warm genug, für die Nackten genügte, daß sie mit den Jacken und Hemden ihrer an den Riemen schwitzenden Kameraden zugedeckt wurden, und bald erklang ein allgemeines Schnarchen.

Am nächsten Morgen befanden wir uns nicht mehr weit entfernt von jener Strömung. Von einem Schiffe war freilich noch nichts zu sichten. Das Meer ist eben groß – viel größer, als es auf den Karten des Schulatlasses aussieht.

»Eine Flasche!!« erscholl da der Ruf.

Auch ich hatte sie schon bemerkt. Beim Anblick einer schwimmenden Flasche gleich an eine sogenannte Flaschenpost zu denken, worin Schiffbrüchige über ihr Unglück berichten, wäre sehr voreilig. Da treiben im Meere noch gar viele Flaschen herum, welche nichts enthalten, nicht einmal den Rest irgendeiner trinkbaren Flüssigkeit.

[7]

Aufgefischt und untersucht wird natürlich jede erblickte Flasche, wenn dies nur irgendwie möglich ist. Denn nicht immer ist das der Fall, und bei sehr hoher See kann von Bord des Schiffes aus solch eine Flasche auch nicht immer aufgefischt werden, und beim Aussetzen eines Bootes deshalb einige Menschenleben zu gefährden, das ist zu viel verlangt.

Nun, wir hatten es bequemer, ich brauchte nur etwas zur Seite zu steuern, dann befand sich die weiße Bierflasche in meiner Hand – und wahrhaftig, es befand sich ein zusammengerolltes Papier darin!

Der wasserdichte Verschuß war sehr sorgfältig ausgeführt. Erst mußte ich eine vielfache Umwicklung von Kautschukpapier lösen,

unter dem Halse fest mit Draht umwunden. Der Kautschukpfropfen war dann leicht herauszuziehen.

Ich holte die Rolle, die sich etwas verbreitert hatte und so nicht mehr durch den Flaschenhals konnte, mit einem als Zange dienenden Zirkel heraus, beim Aufwickeln zeigten sich zwei Papiere, nicht beschrieben, sondern bedruckt, mit großen Buchstaben in englischer Sprache, und zu meinem größten Erstaunen las ich von dem ersten Papiere ab:

»Alle professionellen Seezigeuner und solche, welche es gern werden möchten, werden zu einer Zusammenkunft nach Fanafute gebeten, Ellice-Gruppe, 8 Grad 52 südliche Breite, 177 Grad 21 westlich von Greenwich. Lord Archibald Seymour.«

Das stand auf dem ersten Papier, und auf dem zweiten konnte ich ebenfalls gedruckt zu meinem vielleicht noch größeren Staunen lesen:

»Es wird um die Adresse von Mr. Richard Jansen, Kapitän der ›Sturmbräut‹ gebeten, oder um Zustellung dieser Aufforderung an ihn. Lord Archibald Seymour, Fanafute oder London.«

[8]

Mehr enthielt die Flaschenpost nicht. Und das genügte wohl auch. Sie war zum Teil direkt an mich gerichtet!

Ich hatte die beiden Mitteilungen laut vorgelesen, und die Sensation war groß.

»Lord Archibald Seymour – das ist der verrückte Präsident des Londoner Jachtklubs!«

»Nicht mehr, er hat schon vor zwei Jahren seinen Posten niederlegen müssen, eben wegen seiner Verrücktheit.«

»Ob da nicht auch die beiden Kerls dahinterstecken, der Mister Brown und der Mister Fairfax?!«

»Und die Ellicegruppe – das ist ja eben der Inselarchipel, zu dem auch der Vogelberg gehört, wo der rätselhafte Kapitän hausen soll, der uns das holländische Wrack entführte!«

»Am Ende ist das gar dieser Lord Seymour!«

»Wie weit sind wir denn noch davon entfernt?«

So und anders erscholl es durcheinander, bis ich Ruhe gebot, um alle Fragen klar erwägen zu können.

Zunächst Lord Archibald Seymour, der frühere Präsident des Londoner Jachtklubs! Gehört hatten wir schon alle von ihm, aber nur so vom Hörensagen her, aus Zeitungen. Sonst war keiner von uns auch nur mit jemandem in Berührung gekommen, der diesen englischen Sportsman persönlich kennengelernt hatte.

Der erste Londoner Jachtklub – es gibt deren noch mehrere, die aber nicht zusammenhängen – ist wohl der vornehmste Verein der Welt, zu den Mitgliedern gehören so ziemlich alle gekrönten Häupter der Erde, der Eintritt kostet wohl tausend Pfund Sterling, der jährliche Beitrag hundert Pfund, die Regatten werden in allen Weltteilen arrangiert, in London besitzt er ein Klubhaus, welches an Pracht alles Bestehende in den Schatten stellen soll, darunter ein Museum mit Schätzen und Seltenheiten, wie kein staatliches Institut es aufzuweisen hat.

Sonst ist über diesen Jachtklub nichts sagen.

Lord Archibald Seymour war, soweit wir wußten, einer von den 49 Lords und Peers, denen ganz England gehört, und diesem hier fiel ein großer Teil Londons zu. Daß es in England und speziell in London fast gar kein ›Freehold‹, d. h., keinen freien Grundbesitz mehr gibt, daß alles diesen Lords gehört, ist wohl bekannt. Allerdings kann man noch Grund und Boden kaufen, Häuser darauf bauen; aber immer nur für 99 Jahre. Im hundertsten Jahre fällt der Boden wieder dem Landlord zu, der das Wohn- oder Geschäftshaus einfach wieder abreißen läßt. Nur wenn ganz großartige Gebäude geplant werden, wird der Abtretungsvertrag auf 999 Jahre verlängert. Ein Blick in eine englische Zeitung mit

Grundbesitzverkehr zeigt überall diese eigentümlichen Bestimmungen – eigentümlich für uns, nicht für den Engländer, der das ganz selbstverständlich findet, ebenso, wie in England nur der erstgeborene Sohn allen festen Besitz erbt, ohne Entschädigung an die übrigen Geschwister. Das ist für uns Deutsche nur eine alte Barbarei, in England kennt man das nicht anders.

Gerade in London aber kommt solch ein Verkauf fast gar nicht mehr vor. Die sieben Lords, denen ganz London gehört, vermieten nur, streichen die Miete ein. Das tun sie natürlich nicht persönlich, auch nicht durch Beamte – sie haben den ganzen Schwamm gegen eine fixe Summe an Unternehmer verpachtet.

Aber was für Summen das nun sind! Kurz, diese sieben Lords gehören zu denjenigen Menschen, welche wirklich nicht wissen, wieviel sie eigentlich Geld haben – und mit dem Einkommen solch eines Lords, dem die inneren Geschäftsstraßen gehören, läßt sich auch nicht das eines amerikanischen Milliardärs  
[10]

vergleichen. Solch ein amerikanischer Multimilliardär wie Gould oder Rockefeller mag allerdings mehr flüssiges Kapital in der Hand haben – aber mehr Geld ausgeben, ohne es zu empfinden, das kann unbedingt solch ein englischer Lord.

Was für besondere Verrücktheiten eigentlich dieser Lord Archibald Seymour als Präsident des Jachtklubs begangen hatte, das wußte niemand von uns zu sagen.

Ja, man hatte gelesen und erinnerte sich, wie Lord Seymour vor drei oder vier Jahren ein Feuerwerk abgebrannt hatte, welches einige hunderttausend Taler gekostet, wie er von London nach Liverpool mit einem Extrazuge gefahren war, der nur aus zwei Dutzend Lokomotiven bestanden hatte, und dergleichen mehr, die Folgen von unsinnigen Wetten – aber so etwas kann sich solch ein Lord doch alles leisten, der sein vieles Geld auf anständige Weise unter die Leute bringen will. Und daß er schon für seine späteren Jahre, wenn er selbst es nötig habe, bei Greenwich ein großes



Irrenhaus hat bauen lassen, in dem er schon jetzt fünfhundert armen Geistesgestörten freie Pension gibt, das ist doch auch gar nicht so ohne.

»Ich weiß,« sagte da mein zweiter Steuermann, »es mag wohl gerade zwei Jahre her sein, als die Mitglieder des ersten Jachtclubs wieder einmal eine allgemeine Versammlung in London hatten; aus ganz Europa trafen Kaiser und Könige und andere Fürsten ein, z. B. auch der russische Zar – mit einem Male aber erschienen auch Schwarze, Braune und Gelbe, Lord Seymour hatte nicht nur indische Fürsten, sondern auch afrikanische Negerhäuptlinge eingeladen, ich erinnere mich nur eines Zulukönigs und eines Hottentottenhäuptlings – und nun verlangte Lord Seymour, auch diese schwarzen und braunen Majestäten sollten als Mitglieder des ersten Londoner Jachtclubs aufgenommen werden, auf daß

[11]

diesem wirklich sämtliche gekrönten Häupter der Erde angehörten.

»Dieses war nur der erste Streich, der zweite folgte sogleich. Lord Seymour verlangte oder schlug vor, daß der Jachtclub sein Domizil nach einigen Inseln des australischen Archipels verlegen sollte, für ständig, auch sämtliche Mitglieder sollten dorthin übersiedeln, also auch alle die europäischen Kaiser und Könige und anderen Fürsten, und dann sollte Europa und die ganze übrige Welt hier von den Fidschiinseln aus regiert werden, dieser erste Jachtclub sollte das Zentrum der ganzen Welt werden, dann könne es in der Welt doch auch gleich keinen Krieg mehr geben ... na, und weil da die Fürsten dieser Erde nicht mitmachen wollten, da hat Lord Seymour eben sein Präsidium niedergelegt. Vielleicht haben sie ihn auch hinausgeschmissen. Denn er soll dem russischen Kaiser, weil dieser ihn mit seinem Plane auslachte, eine heruntergehauen haben.«

»Und wohin ist er dann gegangen?« lachte ich.

»Das weiß ich allerdings nicht, nicht einmal, ob er dann vielleicht verschwunden gewesen ist.«

»Ist er denn der Besitzer dieser Inselgruppe?«

Auch hierüber konnte mir niemand Auskunft geben.

»Goliath, wann war es, als du damals in die Nähe des Vogelberges kamst, der ja auch noch zur Ellicegruppe gehört?«

»Das ist schon fünfzehn Jahre her.«

Nein, da konnte dieser Lord als jener rätselhafte Kapitän wohl nicht in Betracht kommen.

Alle übrigen Fragen traten übrigens jetzt vor dem großen Schiffe zurück, dessen vier Mastspitzen wir soeben über dem nördlichen Horizonte auftauchen sahen.

[12]

#### DIE MYSTERIEN DER KALLIOPE.

Daß wir diese Einladung annehmen würden, daß unser nächstes Ziel diese Insel sein müsse, das war bei uns allen selbstverständlich.

Aber wie weit waren wir noch von ihr entfernt? Ganz bedeutend weit, das wußten wir auch ohne Karte, und diese sagte uns, daß es in gerader Linie noch rund 1200 geographische Meilen seien.

Die Möglichkeit hätte bestanden, auch diese ungeheuere Strecke im offenen Boote zurücklegen zu können, eben weil wir uns nahe an den zahllosen Inselarchipeln befanden, deren östlichstes Eiland Ducie ist, immer uns mit Trinkwasser und Proviant ausrüsten konnten, soweit uns die Eingeborenen solche zu geben vermochten – ja, es wäre vielleicht gelungen, uns so von Insel zu Insel durchzuschlagen.

Aber fragt mich nur nicht, wie lange wir dazu gebraucht hatten!

Allein schon, wenn wir uns nicht um Proviant zu sorgen brauchten, hätten wir zur Bezwingung dieser Strecke mindestens

sechs Wochen Tag und Nacht rudern müssen, sonst dürfte die ganze Tour, so von Insel zu Insel, ein Vierteljahr dauern, und dabei hätten wir auch noch immer das beste Wetter haben müssen.

Nein, natürlich wurde die Hilfe jedes Schiffes in Anspruch genommen, und das, welches dort vor uns auftauchte, fuhr ungefähr denselben Kurs, den wir im Auge hatten, das verriet die Stellung seiner Segel, von denen wir die obersten schon erkennen konnten.

Im Liedertakt ging es aus Leibeskräften vorwärts, und schon nach einer Stunde konnten wir, als es einmal wendete, am Heck mittels des Fernrohres seinen Namen erkennen: »Kalliope«, Bristol.

»Hallo,« meinte da Mahlsdorf, »das sieht ja

[13]

bald aus, als wenn dieser Englishman uns ignorieren wollte!«

Ja, so sah es auch wirklich bald aus. Gesehen werden mußte unser Boot unbedingt schon sein, das erkannten wir gleich an den menschlichen Figürchen, wie sie nach dem Boote spähten, selbst unter Zuhilfenahme des Fernrohres, aber gar keine Aufregung, keine Vorbereitung, uns zu empfangen, vielmehr ging der große Viermaster noch mehr in den Südostwind, als wolle er uns entkommen.

Das gab's nun freilich nicht! Bei diesem schwachen Luftzuge konnte der Segler dort höchstens vier Knoten in der Stunde machen, wir ruderten die doppelte Anzahl Knoten, in einer Viertelstunde mußten wir ihn eingeholt haben.

Aber läßt man denn ein offenes Boot auf hoher See so im Stich, wendet man sich ohne weiteres von ihm ab?

»Jungens, dieser Englishman hat ein böses Gewissen! Der will uns nicht an Bord haben! Aber Rede und Antwort soll er uns doch erst stehen! Pult aus!«

Eine Viertelstunde später waren wir in bequemer Rufweite.

Ich hatte diese Viertelstunde noch dazu benutzt, meine Jungen zu instruieren, daß wir uns dann nicht widersprachen. Denn in einer etwas seltsamen Lage befanden wir uns ja doch, und direkt

lügen, etwa von einem Schiffbruche sprechen durften wir nicht. Lügen haben immer kurze Beine.

»Wir sagen einfach der Wahrheit gemäß, wir wären auf der Osterinsel von der rechtmäßigen Besitzerin unseres Schiffes, der ›Sturmbraut‹, so maßlos beleidigt worden, daß wir sofort Schiff und Insel im Boote verlassen hätten, so wie wir gingen und standen, alles übrige überlaßt nur mir, ihr habt einfach meine Befehle befolgt. Verstanden?«

[14]

Es war leicht genug zu verstehen, und ich erhob mich, um zunächst ein lautes ›Hallo!!‹ zu rufen.

Ignorieren konnte man uns nicht mehr. Aller Augen waren auf uns gerichtet, und ein Mann auf der niedrigen Kommandobrücke ergriff das Sprachrohr, schon ganz unnötigerweise.

»Wer seid ihr?«

»Wir haben unser Schiff verloren!« entgegnete ich, noch mit aller Lungenkraft, was ich aber in der nächsten Minute nicht mehr nötig hatte, denn die Entfernung verringerte sich sichtlich.

»Wir können euch nicht aufnehmen, uns fehlt selber Wasser!«

Mochte dies auch der Fall sein – dieses Betragen, uns ausweichen zu wollen, war einfach skandalös, und das konnte ich diesen egoistischen Kapitän sogar seegerichtlich büßen lassen.

»Wir selbst haben noch für fünf Tage Trinkwasser bei uns.«

»Uns geht auch der Proviant aus.«

»Wir haben selber genug.«

»Nein, wir können euch nicht aufnehmen,« erklang es jetzt in schroffstem Tone. »Oestlich von uns kreuzt ein deutscher Segler, sucht den auf, der wird euch aufnehmen.«

Nun stand aber auch mein Entschluß felsenfest, an Bord dieses englischen Schiffes zu kommen, das uns durchaus nicht aufnehmen wollte. So etwas war ja unerhört!

»Wir können von diesem deutschen Segler nichts sehen, und dieses Schiff ist das nächste, an das wir uns zu halten haben. Seid Ihr der Kapitän?«

»Der bin ich.«

»Mann, betrachtet uns doch, wie dürftig wir nur bekleidet sind – und Ihr wagt wirklich, uns zurückzuweisen?!«

Die Antwort blieb aus, und zu sehen war jetzt

[15]

auch niemand mehr an Deck, wenn er nicht gerade an der Bordwand stand, dazu waren wir schon zu nahe. Jetzt erfolgte offenbar eine Beratung zwischen dem Kapitän und seinen Steuerleuten, und sie mußten wissen, was auf dem Spiele stand. Denn so ganz ohne triftigen Grund Schiffbrüchige im offenen Boote auf hoher See zurückzuweisen, das geht auf keinen Fall, auch dafür gibt es internationale Seegesetze! Und daß überhaupt erst eine Beratung stattfand, schon das war auffallend genug.

Sie währte auch nicht lange, so zeigte sich wieder die Gestalt des Sprechers auf der Kommandobrücke, wo diese nach der Bordwand auslief.

»Zum Teufel, so kommt an Bord, aber wer nur noch einen Finger rühren kann, der muß arbeiten, und ihr sollt nichts zu lachen haben.«

Nach diesen Worten ward ein Fallreep herabgelassen. Ich erstieg es zuerst, einer folgte dem anderen, unser Kutter ward einstweilen hinten ins Schlepptau genommen.

Es war ein untersetzter Kerl mit nicht gerade sehr einnehmenden Zügen, der jetzt an Deck vor mir stand.

»Na, wer seid Ihr denn nun? Wie kommt Ihr ins offene Boot?« brüllte er mich gleich an, und auch die Augen aller umstehenden Matrosen oder Offiziere, was man ja auf solchen Handelsschiffen kaum an der Kleidung unterscheiden kann, blickten uns recht feindselig an.

»Seid Ihr der Kapitän von diesem Schiffe?« fragte ich zunächst.

»Was habt Ihr danach zu fragen, wer ich bin?« wurde ich wiederum angefahren.

»Weswegen? Weil ich selbst das internationale Kapitänspatent für große Fahrt besitze!« entgegnete ich kaltblütig, aber doch mit einigem Nachdruck, und es machte denn auch gleich auf diesen Grobian einen

[16]

großen Eindruck – weshalb, werden wir gleich sehen.

»So! Ja, ich bin der Kapitän dieses Schiffes. Und wer seid Ihr?«

»Richard Jansen, bis gestern Kapitän der New-Yorker ›Sturmbraut‹.«

Ich wußte, was ich tat, als ich dies sagte, ich, der entsprungene englische Zuchthäusler. Aber einmal blieb mir gar nichts anderes übrig, ich mußte ja doch noch meine Papiere vorlegen, und dann konnte man mir ja überhaupt gar nichts wollen, man hätte denn gerade ein englisches Kriegsschiff anrufen müssen, und auch dann hätte ich mir noch immer zu helfen gewußt, ich trug das Sternbanner unter dem Hemd um den Leib gewickelt.

Auf den Kapitän machte die Nennung dieses Namens nicht den geringsten Eindruck, er konnte also wohl schwerlich schon etwas von mir gehört haben, was in Beziehung zu Portland stand – wohl aber machte sich ein nebenstehender Mann, jedenfalls ein Offizier, gleich recht bemerkbar.

»He, Steuermann,« fuhr dieser auf, »dann ist ja das . . . «

Der so Angeredete, also hier der Kapitän, machte eine Bewegung, als wolle er den anderen mit der Faust aufs Maul schlagen, und dieser brach denn auch gleich erschrocken ab.

Aber es war zu spät, ich hatte schon etwas zu hören bekommen.

»Steuermann? Also Ihr seid gar nicht der Kapitän!«

Das broncefarbene Gesicht des Mannes ward noch dunkler.

»Jawohl – wenigstens der stellvertretende Kapitän bin ich!!« wollte er mich wiederum so barsch wie möglich anfahren, doch es klang schon recht unsicher.

[17]

»Nur der stellvertretende? Wo ist der Kapitän dieses Schiffes?«

»Der ist – der ist . . . zum Teufel noch einmal, henkt Euch!! Ich bin hier der Stellvertreter von Kapitän Tankow!«

Doch ich ließ mich nicht einschüchtern, mochte der Kerl auch noch so mit den Augen rollen, ich kannte die Bestimmungen.

Das freie Meer ist international, und danach sind die internationalen Seegesetze gemacht worden!

Findet ein Kapitän auf hoher See seinen Tod, oder erkrankt er so, daß er zum Kommando nicht mehr fähig ist, so geht dieses auf den ersten Steuermann über, von diesem auf den eventuellen zweiten, von diesem auf den Bootsmann, von diesem, im Falle der höchsten Not, auf den ältesten Matrosen.

Doch so weitläufig brauche ich ja gar nicht zu werden.

Der Steuermann übernimmt also das Kommando mit allen Pflichten und Rechten. Aber wenn nun durch Zufall ein anderer Kapitän an Bord dieses Schiffes kommt, eben vielleicht als Schiffbrüchiger, so hat dieser das Recht, nicht die Pflicht, das Kommando zu übernehmen. Besteht er darauf, so hat sich der Steuermann als bisheriger stellvertretender Kapitän mit der ganzen Mannschaft ihm unterzuordnen.

Dabei ist – auf hoher See, außerhalb der einheimischen Gewässer! – die Nationalität ganz gleichgültig. Der englische Steuermann hat sich dem türkischen Kapitän zu fügen. Freilich keinem chinesischen. Das kommt eben darauf an, ob die betreffende Nation als seefahrende anerkannt ist. Damals war das auch bei Japan noch nicht der Fall.

Anders aber wird es, wenn, wie es ja häufig der Fall ist, der Steuermann, der vorübergehend den Kapitän vertritt, schon sein Kapitänsexamen

[18]

gemacht hat. Dann ist er natürlich von keinem anderen zu verdrängen.

Nun, ich glaubte bestimmt, daß dies bei dem hier nicht der Fall war. Er war mir gleich so unsicher aufgetreten.

»Sind Sie Kapitän?«

»Gewiß, ich stehe hier als Stellvertreter des Kapitäns!« schrie er mich wieder ganz unmotiviert an.

»Ich frage Sie im Namen der internationalen Seegesetze, ob Sie wirklich zur selbständigen Führung eines Schiffes berechtigt sind, ob Sie das Kapitänspatent für große Fahrt besitzen.«

Bei diesen Worten zog ich zwischen Brust und Hemd meine Brieftasche hervor und entnahm ihr mein eigenes Kapitänspatent, hielt es auseinandergefaltet jenem vor die Augen.

Das wirkte. Der Mann mußte auch wissen, das mit so etwas nicht zu spaßen war.

»Nein, ich bin nur Steuermann,« gestand er jetzt, wenn auch mit schlecht verhehltem Ingrim.

»Na also. So werden Sie mir jetzt etwas höflicher Rede und Antwort stehen. Wo ist Ihr Kapitän?«

»Der ist – der ist – krank!«

»Wo befindet er sich?«

»In seiner Kabine.«

»Ich möchte zu ihm geführt werden.«

»Das geht nicht.«

»Weshalb denn nicht?«

»Er ist krank – ich hab's doch schon gesagt,« knurrte jener.

»Was fehlt ihm denn?«

»Der hat – der hat . . . es ist eine ansteckende Krankheit.«

»Herr Steuermann, wollen Sie mir nun sagen, was dem Kapitän fehlt?«

[19]

»Den Aussatz hat er . . . und der steckt doch furchtbar an.«



»Ei, das ist ja vortrefflich, daß ich da gerade gekommen bin,« rief ich, »ich habe nämlich ein ganz vorzügliches Mittel gegen den Aussatz. Führen Sie mich zu ihm! Aber nun bitte: sofort!!«

Ich sah, wie sich der Steuermann sozusagen einen moralischen Ruck gab.

»Goddam, – folgen Sie mir!«

»Mahlsdorf, kommen Sie mit!«

Aber diese Begleitung schien dem Steuermann nicht zu gefallen.

»Herr Kapitän, ich muß Sie allein sprechen.«

»Nein, mein erster Steuermann wird mich begleiten – ohne Widerrede.«

Der Steuermann fügte sich, wir drei betraten die Kajüte. Der grobe Patron hatte sich plötzlich total verändert.

»Herr Kapitän, ich bitte tausendmal um Verzeihung,« begann er, so höflich, wie seine schroffen Seemannsmanieren es erlaubten.

»Weswegen?«

»Weil – weil . . . Kapitän Tankow ist schon vor Kap Horn gestorben und hat im Meere ein ehrliches Seemannsbegräbnis gefunden – es steht im Logbuch eingetragen.«

»So. Und warum sagen Sie da erst solche Unwahrheiten?«

»Weil – weil . . . «

»Na, seien Sie offen,« kam ich dem Stockenden zu Hilfe, und zwar in gutmütigem Tone. »Weil Sie in dem vollbesetzten Boote doch eine ganze Schiffsbesatzung vermuten mußten, darunter auch den Kapitän, und es wäre Ihnen sehr unangenehm gewesen, wenn Sie an diesen das Kommando abtreten müßten.«

[20]

»So ist es,« gestand der Steuermann mit niedergeschlagenen Augen.

Ich hatte das Richtige getroffen. Es lag ja auch ganz klar auf der Hand. Wenigstens für einen Seemann. In gewissem Sinne war jener auch entschuldbar.

Es kann ja für einen Steuermann nichts Vorteilhafteres geben – wenn der Wunsch dazu auch nicht gerade christlich ist – als wenn während der Reise sein Kapitän stirbt, er selbst das Kommando übernimmt, das Schiff glücklich in den Hafen bringt. Dann braucht er nur noch schnell sein Kapitänsexamen zu machen – eine reine Förmlichkeit – und er bekommt sofort von allen Seiten Anträge, dies und jenes Schiff unter seine Führung zu nehmen.

Denn es gibt eben in der Welt massenhaft Steuerleute, welche schon längst ihr Kapitänspatent besitzen, aber sie kommen nicht daran, es ist keine Stelle für sie offen, ebenso wie ja genug Steuerleute noch als Matrosen fahren müssen, wenn sie nicht verhungern wollen – aber nur eine einzige solche selbständige Fahrt, durch Zufall dazu gekommen, und der Betreffende überspringt alle Vorgänger.

Dann aber muß es dem Betreffenden, dem das Glück einmal so gelächelt hat, natürlich höchst fatal sein, wenn da ein Anderer dazwischenkommt, der ihm dieses Glück wieder zunichte macht.

Kurz, ich konnte den Unmut dieses Mannes sehr wohl begreifen. Er wollte mir auseinandersetzen, was ihn in solch einen Zorn gebracht habe, aber ich sagte ihm gleich, daß dies bei mir nicht nötig sei, daß ich ihn verstehe.

»Wie ist Ihr Name?«

»Samuel Haller.«

»Nun, Mr. Haller, ich werde Ihre Hoffnung nicht vernichten. Sie führen das Kommando natürlich weiter, ich betrachte mich mit meinen Leuten nur als

[21]

Ihre Gäste, das wird auch im Logbuch vermerkt werden.«

»Tausend Dank, Herr Kapitän, tausend Dank!« murmelte der Steuermann.

Ich weiß nicht, der robuste, erst so grobe Mann machte auf mich einen recht unseemännischen Eindruck, so scheinheilig, und es war nicht nötig, daß mir Mahlsdorf unterm Tisch einmal auf den Fuß trat – ich wollte diesem Kerl sowieso erst noch etwas auf den Zahn fühlen.

»Sie haben wirklich Proviant- und Wassermangel?«

»O nein, das nicht gerade . . . «

Was? Dann war das allerdings unerhört. Schiffbrüchige im offenen Boote so einfach abzuweisen, ohne sie wenigstens erst zu fragen, ob sie etwas brauchten.

»Aber das Wasser ist schon sehr verdorben,« setzte er zu seiner Entschuldigung mit geröteten Wangen schnell hinzu.

»Verdorben, wieso?«

»Nun, wir sind von London doch schon fast drei Monate unterwegs . . . «

Er wagte gar nicht weiter zu sprechen. Denn das war wirklich keine Entschuldigung. Ganz frisch bleibt das Trinkwasser bei solch langer Fahrt natürlich niemals, mögen die Fässer innen auch noch so gut verkohlt sein.

»Und der Proviant?«

»Der Speck ist blau, das Salzfleisch riecht schon etwas, das Hartbrot ist wurmzerfressen.«

Alles keine Entschuldigung, alles bei so langer Reise ganz selbstverständlich. Nach vier Wochen muß man aus jedem Schiffszwieback die Würmer ausklopfen, anders kennt es der Matrose gar nicht, wenn die sparsame Reederei ihm nicht gleich von vornherein altes, wurmzerfressenes Hartbrot und

[22]

blauangelaufenes Salzfleisch mitgibt. Denn was für eine Schweinerei da bei den Reedereien herrscht, davon macht sich der Nichtseemann gar keinen Begriff.

Also alles keine Entschuldigung, Schiffbrüchigen keinen Proviant angeboten zu haben. Doch hierüber sagte ich nichts mehr.

»Von wo kommen Sie?«

»Direkt von London.«

»Wohin gehen Sie?«

»Nach Nanking.«

Um Kap Horn herum ist ein weiterer Weg als um das Kap der guten Hoffnung, aber für ein Segelschiff kommen hauptsächlich die Windverhältnisse in Betracht, und zur gegenwärtigen Jahreszeit war der westliche Weg tatsächlich der bessere.

»Was haben Sie geladen?«

»Stückgut.«

Er erklärte mir näher: Handwerkszeug der verschiedensten Art, Chemikalien, Sohlenleder, Leinen- und Wollstoffe – also eine durchaus gemischte Fracht, die man allgemein als Stückgut bezeichnet. Ein Transportschiff, für das die verschiedensten Firmen und Privatleute etwas mitgeben.

»Woran ist der Kapitän gestorben?«

»Er hat sich selbst getötet.«

»Was, Selbstmord?!« rief ich, und auch Mahlsdorf fuhr nicht schlecht empor.

»Jawohl – das heißt – er hat zwei Flaschen Rum ausgetrunken, und als er die zweite noch nicht zur Hälfte leer hatte, da fiel er um und war tot – ein Herzschlag.«

Unter den Kapitänen gibt es starke Alkoholiker, der Schnaps ist ihnen, zumal wenn es ihnen an sonstiger Bildung fehlt, der einzige Genuß, den sie sich bei ihrem langweiligen Leben zu verschaffen suchen, dann wieder kommt es bei ihrer sonst gesunden Lebensweise dahin, daß ihnen der Alkohol gar nichts

[23]

mehr anhaben kann, bis der Faden einmal reißt. Ich selbst hatte einen Kapitän gekannt, der einen Liter des stärksten Branntweins ohne abzusetzen trank, ohne daß ihm hinterher etwas anzumerken war, aber ... gerade weil der Sprecher mich so offen

anblicken wollte, wurde mein Mißtrauen gegen ihn immer stärker. Er blickte mich eben so herausfordernd an, und doch war es nicht richtig in seinen grauen Augen.

»Der Kapitän war ein starker Trinker?«

»Ja, er trank regelmäßig seinen Rum und Whisky und Brandy.«

»Ich meine, er war ein notorischer Trunkenbold?«

»Das nicht gerade, aber daß er reichlich trank, das können alle meine Leute bezeugen. Er hat sich vielleicht auch mit Absicht tottrinken wollen, weil seine Frau über Bord gewaschen worden war.«

»Was, auch seine Frau hatte er mit an Bord?«

»Na ja, warum soll er sie denn nicht haben?« lautete die trotzi-ge Gegenfrage.

Da hatte der Mann allerdings recht. Es haben genug Kapitäne ihre Frauen mit an Bord, zumal wenn keine Kinder vorhanden sind, oder diese schon erwachsen sind, es kommt aber auch vor, daß Kapitäne ihre ganze Familie mitnehmen, ihre Kinder selbst unterrichten, und ein idealeres Familienleben, vereint in Sturm und Sonnenschein, in Not und Tod, läßt sich ja eigentlich auch gar nicht denken. Allerdings Geschmackssache.

»Mann, nun erzählen Sie ausführlich!«

Der Steuermann tat es. Die Sache war einfach genug.

Es war am vierten Oktober gewesen, noch vor Kap Horn. Kein besonderer Sturm, aber sehr hoher Seegang. Da war Mrs. Tankow über Bord gewaschen worden, auf Nimmerwiedersehen. Und der [24]

unglückliche Kapitän war in die Kajüte gegangen, und als man ihn aufsuchte, weil er sich gar so lange nicht wieder sehen ließ, da hatte er entseelt auf dem Boden gelegen, neben sich eine geleerte Rumflasche, und eine noch halbvolle auf dem Tische stehend.

»Da hat er gelegen,« sagte der Steuermann, mit der Hand seitwärts deutend, »und so steht's auch im Logbuch eingetragen.«

Der Mann hatte mich während der Erzählung immer so herausfordernd angesehen, als wolle er fragen: Glaubst du's etwa nicht?

Nein, ich glaubte ... doch ich wollte nicht glauben, sondern wissen!

»Wie hieß die Frau Kapitän mit Vornamen?«

»Bessy.«

»Elisabeth also.«

»Na ja, Elisabeth – Bessy – das ist doch ganz dasselbe – und er nannte sie nur Bessy.«

»Wie alt war der Kapitän?«

»So Mitte der vierziger und fünfziger.«

»Und die Frau?«

»O, die war viel jünger.«

Was hatte der Kerl so widerlich zu grinsen, als er dies sagte?

»Wie alt war sie denn?«

»Na, vielleicht noch keine zwanzig.«

»Wie lange waren die beiden schon verheiratet?«

»Wohl schon seit zwei Jahren.«

»Kinder?«

»Nee, was sollen wir denn hier an Bord mit kleinen Kindern?« grinste der Kerl wieder.

»Ich meine, ob überhaupt Kinder da waren, zu Hause, oder gestorben.«

»Ich glaube nicht, dazu war Kapitän Tankow ja schon viel zu alt,« feixte der Mensch abermals. Es war eben ein roher Seemann, ich konnte es ihm gar nicht besonders übel nehmen.

[25]

»Es könnte nicht vielleicht irgendein Mord vorliegen?«

Ich hatte es nur so in Gedanken gesprochen, weil ich überhaupt an so eine ungleiche Ehe gedacht.

Hei, wie da aber dieser Steuermann auffuhr! Plötzlich käseweiß im Gesicht!

»Herr, was spricht Ihr da?! Ein Mord?! Von wem denn?«

»Nun, ich dachte an einen Selbstmord, an einen doppelten. Erst die Frau, dann der Kapitän. Daß sie vielleicht freiwillig über Bord gegangen ist, und das hat sich dann der Kapitän so zu Herzen genommen.«

So entgegnete ich ganz ruhig, während mir plötzlich ein furchtbarer Verdacht aufstieg. Das Benehmen des Steuermannes war schuld daran, wie der so erschrocken aufgefahren war.

Jetzt aber war ich es, der Mahlsdorf unterm Tisch auf den Fuß trat, damit er nicht so große Augen mache. Denn dem war das ebenfalls nicht entgangen, gerade bei so etwas aber konnte ich mich äußerlich vollkommen beherrschen.

Auch der Steuermann war schnell wieder Herr seiner selbst.

»Nee, die ist über Bord gewaschen worden, das haben wir alle gesehen, wenigstens viele der Leute, und ich selber. Eine Woge nahm sie mit, und ein Boot auszusetzen, daran war gar nicht zu denken. Und warum hätte sie denn über Bord jumpen sollen?«

»Ja, das hätte ich eigentlich Euch zu fragen. Die beiden konnten doch vielleicht unglücklich zusammen leben.«

»Unglücklich? Nee, die waren wie die Turteltäubchen zusammen, hähähä, so alt Kapitän Tankow auch schon war, hähähä.«

Diese grinsende Visage übte eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf meine Hand aus, ich hätte gar

[36]

zu gern einmal über den Tisch gelangt. Doch ich beherrschte mich.

»Ihr wißt gar nicht, wie die beiden zusammengekommen sind, die so verschiedenen Alters waren?«

»O ja – sie erzählte es ja jedem, der es hören wollte. Er hat sie einmal als kleines Mädchen aus dem Wasser gerettet, in einer englischen Stadt, ohne daß sie erfuhr, wer ihr Retter gewesen wäre, und dann, zehn Jahre später, als sie als barmherzige Schwester nach Bombay gegangen war, kam dort Kapitän Tankow schwerkrank ins Hospital, und weil er da in seinen Fieberphantasien

wieder von dieser Geschichte geschwatzt hat, wie er das kleine Mädchen aus dem Wasser zog, da hat sie ihren ehemaligen Retter erkannt – na, und da haben sich die beiden eben geheiratet. Vor zwei Jahren. Seitdem ist sie immer bei ihm an Bord gewesen.«

Es war gewiß eine rührende Geschichte, die wir da zu hören bekamen, wert, zu einer künstlerischen Novelle verarbeitet zu werden – aber dieser Kerl war nicht der Mann danach, sie mit seinem tabakkauenden Munde vorzutragen.

Vorläufig wollte ich diese Sache auf sich beruhen lassen.

»Kennen Sie mich nicht, den Kapitän Richard Jansen von der ›Sturmbraut?« war meine nächste Frage.

Nein, all diese Namen waren diesem Steuermanns gänzlich unbekannt, so wie die ganze Affäre mit der Lady Leytenstone. Nun, so eine ›Weltberühmtheit‹ war ich ja auch nicht, und Steuermann Haller hatte kurz vor der Abfahrt aus London auf der ›Kalliope‹ angemustert, und da war er mit einem Segler eben erst von China gekommen, hatte sich jahrelang in den chinesischen Gewässern aufgehalten.

Ich durfte bestimmt voraussetzen, daß jener andere, wohl der zweite Steuermann, näher in meine  
[27]

Verhältnisse eingeweiht war, seine Aeußerung über mich war nur unterbrochen worden, aber sonst hatte man an Bord über den ganzen Fall noch nicht gesprochen, da passiert in der Welt ja noch anderes Interessante, als daß jemand aus dem Zuchthaus von Portland entspringt. Außerdem wird an Bord zwischen Seeleuten gar nicht über Weltereignisse gesprochen, da hat jeder anderes im Kopfe, und das Seevolk ist ja überhaupt ein ganz eigentümliches.

Jetzt allerdings würde es auch noch dieser Steuermann erfahren – gut, dann brauchte ich es ihm ja nicht erst zu erzählen. Und was ging das den überhaupt an? Ich betrachtete mich als seinen Vorgesetzten.



So erklärte ich ihm nur – das war ich ihm doch schuldig – wie die Besitzerin der ›Sturmbraut‹, mehr eine große Privatjacht, die ich bisher geführt, mich und meine ganze Mannschaft maßlos beleidigt habe, dermaßen, daß wir augenblicklich Schiff und Osterinsel in offenem Boote verlassen hatten, so wie wir gingen und standen.

Mehr zu sagen hatte ich gar nicht nötig, der Steuermann, seinen Tabak kauend, dachte offenbar an etwas ganz anderes, als er so grübelnd vor sich hinschaute.

»Können Sie nicht auf Ihrer Fahrt nach Nanking nahe an den Elliceinseln vorbeisegeln?«

Haller fuhr aus seinen Träumen empor, eine Seekarte des Stillen Ozeans ward befragt.

Ja, das war recht gut zu machen. Eigentlich lag diese Inselgruppe von hier aus sogar in der direkten Richtung nach Nanking, wie ein Blick auf die Karte gleich zeigt. Nun aber werden alle diese Archipele von Koralleninseln wegen ihrer Gefährlichkeit natürlich von jedem Schiffe gemieden, welches nichts dazwischen zu suchen hat, sie werden umsegelt. Hinwiederum ist die Gefahr schließlich gar nicht so

[28]

groß, gerade die Elliceinseln sind leicht anzusegeln. Auch die Windverhältnisse waren in dieser Jahreszeit gerade recht günstig dazu.

»Gewiß, Herr Kapitän, Ihr Wunsch ist mir Befehl!« drückte sich der rohe Patron einmal recht gewählt aus.

»Gut, ich danke Ihnen.«

Ueber die Zeit, welche wir zu dieser Strecke brauchten, läßt sich bei einem Segelschiff gar nicht disputieren. Es konnte nur vierzehn Tage dauern, es konnten auch drei Monate vergehen.

»Sollten wir ein westwärts gehendes Schiff treffen,« setzte ich weiter hinzu, »womöglich ein kleineres, welches zu erkennen gibt, daß es diese Inselgruppe oder eine naheliegende anlaufen will, so

siedele ich auf dieses über, und noch lieber wäre mir natürlich ein Dampfer.«

»O, Herr Kapitän, es sollte mir das größte Vergnügen bereiten, Sie selbst dorthinzubringen. Der Wind wird bald wieder günstiger werden, und dann nimmt es die ›Kalliope‹ mit jedem anderen Segler auf, von solch einem Paddelkasten gar nicht zu sprechen,« versetzte der plötzlich ganz umgewandelte Steuermann.

»Ja, da muß ich Ihnen aber gleich mitteilen, daß ich gegenwärtig nicht in der Lage bin, Ihnen die Unkosten für mich und meine Leute zu vergüten, wir sind gänzlich mittellos.«

»Herr Kapitän,« entgegnete Haller mit abweisender Handbewegung, und es klang fast beleidigt, »bitte, sprechen Sie nicht so – ich schätze mir zur Ehre, Sie und Ihre Leute bewirten zu dürfen.«

Wie sich dieser Kerl geändert hatte! Mein Mißtrauen wuchs nur immer, und Mahlsdorf trat mich schon wieder auf den Fuß.

»Darf ich fragen, inwiefern die einsamen, menschenverlassenen Elliceinseln Ihr Ziel sein können?«

[29]

Diese neugierige Frage war allerdings berechtigt.

»Es kreuzt dort eine Jacht, welche diese noch ziemlich unbekanntens Inseln erforschen will, und ihr Besitzer und Kapitän ist mein guter Freund,« erklärte ich, und das mußte genügen.

Die Schiffsglocke glaste die Mittagsstunde.

»Bitte, Herr Kapitän, suchen Sie sich die beste Kabine aus. Ich kann Ihnen und den Offizieren deren drei zur Verfügung stellen. Dann kommt auch noch die hinzu, welche Mr. Tankow benutzt hat.«

Die Kabinen gingen von einem Korridor neben der Kajüte ab, doch hatte auch diese noch eine Tür.

»Das ist die des Kapitäns,« erklärte Haller ohne Befragen, »ich selbst habe sie bezogen, trete sie Ihnen aber natürlich gern ab.«

Er öffnete die Schiebetür. Es sah für einen Seemann recht lie-  
derlich darin aus, doch ward mein Blick nur von einem Bilde ge-  
bannt, welches an der Wand hing, einem Brustbilde, das in Le-  
bensgröße einen vollbärtigen Mann mit schönen, ernsten Zügen  
darstellte.

»Das ist Kapitän Tankow?«

»Jawohl, Charles Tankow.«

»Das Bild ist aber wohl noch aus seinen jungen Jahren.«

»Hm, das kann ich nicht sagen.«

»Er muß doch viel älter ausgesehen haben, wenn er zwischen  
vierzig und fünfzig gewesen sein soll.«

»Nee – eigentlich nicht. So hat er noch zuletzt ausgesehen. Ja,  
dem Gesicht nach war er noch ziemlich jung, hähähä.«

Ich unterdrückte alles, was bei diesem hämischen Lachen wie-  
der in mir aufstieg.

Dann regte sich in mir ein Wunsch.

»Ist nicht auch ein Bild von seiner Gattin da, vielleicht in deren  
Kabine?«

»Nee – aber dort hängt ja ihr's.«

[30]

Ich mußte mehr in die Kabine treten, um es an der anderen  
Wand zu erblicken – und ich war sprachlos!

Das kam nämlich daher, weil ich schon zwei solcher Kapitän-  
frauen kennen gelernt hatte, die ihren Mann stets auf Reisen be-  
gleiteten, und alle beide hatten auf mich durchaus keinen sympa-  
thischen Eindruck gemacht – so eine Art von Madam Hullogan,  
nur in etwas gemäßigerer Ausgabe, aber alle beide, wenn nicht  
Haare unter der Nase, so doch die eine wenigstens auf der Nase,  
und auf den Zähnen alle beide, die Seefahrt erfordert eben robu-  
ste Naturen und macht aus zarteren Personen solche – und wie  
es nun so geht, wenn man schon mehrmals dergleichen Bekannt-  
schaften gemacht hat – da schlägt man zuletzt alles über einen

Leisten – kurz, ich hatte mir von solchen mitfahrenden Kapitänsfrauen schon ein ganz bestimmtes Bild gemacht.

Nun aber schaute mir hier aus großem Goldrahmen plötzlich ein lächelndes, liebezendes Frauenantlitz entgegen, wie Milch und Blut, wie eine ... ich habe schon einmal gesagt, daß ich so etwas nicht beschreiben kann, und ein menschliches Antlitz beschreiben zu wollen ist überhaupt ein Unsinn, das kann doch kaum der Pinsel eines Malers wiedergeben.

Kurz, es war ein berückend schönes, holdseliges Gesichtchen, das mir da entgegenlächelte.

»Das ist Bessy?!«

Weiß der Teufel, wie ich darauf kam, plötzlich so vertraut ihren Vornamen auszusprechen.

»Jawohl, das ist sie,« grinste der Engländer, »die Frau Kapitänin.«

Kaum konnte ich mich von dem Anblicke dieses Bildes wieder losreißen – und als ich daran dachte, vor Augen sah, wie dieses holdselige, junge Weib über Bord gespült ward, wie die beiden hier in dieser

[31]

Kajüte gelebt haben mochten, da stieg ein anderer heißer Wunsch in meinem Herzen auf.

»Wo befindet sich ihre Kabine?« fragte ich, und ich wagte in Gegenwart ihres Bildes nur zu flüstern.

»Dort,« grinste der Steuermann, dessen gewöhnlicher Gesichtsausdruck ein grinsender zu sein schien, und er deutete auf die Nebentür dieser Kapitänskabine.

Zögernd ging ich hin, zögernd ergriff ich die Klinke – die Tür war verschlossen.

»Ja, die ist zu, und sie muß den Schlüssel in der Tasche gehabt haben, als sie über Bord gewaschen wurde.«

»Wie lange ist denn das schon her?« fragte ich verwundert.

»Nun, so drei Wochen.«

»Und da ist diese Ladykabine noch gar nicht betreten, die Tür noch nicht geöffnet worden?«

»Nun, die hat ja noch vom Korridor einen Eingang.«

Ach so, das war etwas anderes! Und doch – ich weiß nicht – warum brachte der Kerl dies alles nur so zögernd heraus?

Ich hatte mein Ziel nun einmal im Auge – ich suchte den Eingang zu dieser Kabine vom Korridor aus.

Auch hier war die Schiebetür verschlossen.

»Steward,« rief der Steuermann durch den Korridor, »bringe den Schlüssel zur Kabine von der Frau, der Kapitän hier will drin schlafen!«

O, wenn ich doch einmal hätte so auslangen können, wie ich gern wollte!

Der Steward hatte mit einem seemännischen »ay, ay« geantwortet, aber dann ließ er nichts weiter von sich hören.

»Na, Lewis, wo bleibst du denn? Warum steckt der Schlüssel denn überhaupt nicht?«

[32]

Der Steward kam noch immer nicht zum Vorschein dann aber ertönte seine Stimme.

»Ich kann den Schlüssel nicht finden, Käpten.«

»Was, nicht finden?! Du blutigverdammter Halunke ...

Der Steuermann fügte noch einige andere solcher Titulationen hinzu, eine immer blutiger und schauderhafter als die andere, und schließlich, wenn mir so etwas passiert wäre, daß an Bord meines Schiffes ein Schlüssel verlegt würde, ich wäre mit dem Betreffenden nicht viel sanfter umgesprungen. So etwas ist an Bord eines Schiffes eigentlich undenkbar.

Endlich wagte sich der Steward aus seiner Pantry hervor, ein großes Schlüsselbund in der Hand.

Das erste war, daß der gar nicht mehr so junge Steward – aber das ist auf Segelschiffen auch nicht wie auf Passagierdampfern ein Kellner, sondern ein echter Seemann – einen Nackenschlag

bekam ... und ich hätte es mit meinem eigenen Steward, trotz aller Liebe, wahrscheinlich nicht anders gemacht.

Denn das will ich hier gleich einmal einschalten: Haue gibt es auf den Schiffen, und nicht nur auf Seglern, sondern auch auf den gewöhnlichen Transportdampfern, tüchtige Haue, und das noch heute! Und nicht etwa nur der Schiffsjunge! O, so ein Steuermann gibt es den Matrosen manchmal tüchtig zwischen die Backzähne – und so ein Steuermann, auch Offizier genannt, bekommt's wieder vom Herrn Kapitän – ›Ohrpfeifen und Backfeigen‹ und noch anderes mehr!

Das mag vielleicht manchem unglaublich klingen, aber das ist so! Ja, das geht überhaupt an Bord anders zu, als man manchmal so in einem Seegeschichtchen liest, von jemandem verfaßt, der noch nie eine Schiffsplanke betreten hat, von Seglern gar nicht zu sprechen.

Allerdings muß Grund vorhanden sein. So mir  
[33]

nichts, dir nichts, wegen jeder Kleinigkeit, wie die Schiffsjungen, werden Matrosen und Offiziere natürlich nicht geschlagen. Aber wenn eine grobe Vernachlässigung im Dienst vorkommt – etwa wenn der Steuermann ein falsches Segelkommando gegeben, eine falsche Sonnenberechnung gemacht hat – o, da saust ihm die Faust des Kapitäns gleich einmal unters Kinn und um die Ohren! Und dieser Herr Offizier darf keinen Mucks dazu sagen! Nur ein Aufheben der Hand, und der Kapitän schießt ihn auf der Stelle nieder, legt ihn in Eisen! Hinterher kann sich der Steuermann beschweren – aber hat er irgendwelche Schuld gehabt, bekommt er kein Recht. –

Doch genug hiervon. Und doch war es wichtig, einmal dies zu erwähnen. Auf den Passagierdampfern ist das ja heute anders – wenigstens an Deck, aber nicht im Heizraum, wo das Publikum es nicht sieht. Sobald die nötige Dampfspannung nachläßt, kommt der verantwortliche Maschinist mit dem Schippenstiel, und der

Oberheizer vertobakt seinen Untergebenen, und dieser läßt seine Wut wieder an den Kohlenzieher aus ... und dieser springt vielleicht über Bord. Alles, damit die Aktionäre ihre Dividenden bekommen. – –

Also der Steward hatte seinen Backs weg, der ihn gegen die Wand geschleudert, und als er sich von dieser wieder abgelöst, probierte er mit den vielen Schlüsseln an dem Bunde in dem Schlüsselloche herum.

»Hast du ihn denn nicht?«

»Nein, das sind andere; vielleicht ist einer darunter, der ... «

Bruch, bruch, bruch ... diesmal gab's noch etliche sogenannte Backse mehr. Der Steward warf dem stellvertretenden Kapitän einen haßerfüllten Blick zu – sollte er auch nicht! – dann schüttelte er sich

[34]

wie ein Hund und fuhr fort, die einzelnen Schlüssel weiter zu probieren.

Während dieser Beschäftigung kam es zwischen ihm und dem Kapitän zu einem Gespräch, welches ich hier wiedergeben muß. Der Steward war dabei schon wieder ganz ruhig, er kannte eben keine andere Behandlung.

»Wohin hast du denn den Schlüssel gehängt?« fragte der Steuermann.

»Dahin, wo er immer hängt.«

»Wann bist du denn das letztmal in dieser Kabine gewesen?«

»Als ich sie aufräumte.«

»Wann war das?«

»Na, gleich nach ihrem Tode – oder nach dem des Kapitäns – so vor drei Wochen.«

Dies war das Gespräch, welches ich als wichtig wiedergeben muß.

Keiner der Schlüssel hatte gepaßt.

»Kerl,« brüllte der Steuermann dann, »du gehst nicht eher zur Koje, bringst keinen Bissen in den Mund, als bis du mir den Schlüssel zur Stelle geschafft hast – und wenn du verhungerst!!«

»Na, da gibt es doch noch andere Mittel, um so eine Tür aufzubringen,« meinte ich, griff an den Knopf, an dem die Schiebetür zurückgezogen wurde, rüttelte daran, machte ja einige Anstrengung, aber eigentlich hatte ich doch nur an einen Dietrich gedacht – da gab es einen Knacks, und die Tür ließ sich zurückschieben. Der eiserne Riegel hatte unter meiner Bärenatze nicht standhalten können, war einfach gebrochen – so wie es mir manchmal mit verschlossenen Türen und mit ähnlichen Dingen ging. Ich mußte bei so etwas immer sehr zartfühlend sein.

Aber nun war die Tür einmal offen. Das erste, was ich fühlte, war wie ein warmer Hauch, der mir entgegenschlug.

[35]

Dann sah ich eine sehr komfortabel ausgestattete Kabine, der man gleich anmerken konnte, daß hier eine Frau gehaust hatte, an dem Waschtisch mit den vielen Schächtelchen und Büchsen und Bürstchen – und dort auf der ungemachten Koje lag zum Ueberfluß noch ein rotes Korsett mit weißen Spitzen, auch noch andere intime Toilettenstücke lagen herum . . .

Es war schade, daß ich in diesem Augenblick das Gesicht des Steuermanns nicht beobachtete. Mahlsdorf berichtete mir erst später davon.

»Kerl,« brüllte Haller wiederum den Steward an, »und das nennst du aufgeräumt?! Das sieht ja gerade noch aus wie damals an dem Tage, wo die Frau Kapitänin über Bord ging, wo ich diese Kabine betrat, um ihre Briefschaften und so weiter unter Verschuß zu nehmen!!«

Backs – und der flunkerhafte Steward zog es diesmal vor, schnell zu verschwinden.

Ja, das sah allerdings fast geradeso aus, als wenn die Inhaberin dieser Kabine erst vor . . .



Da sah ich etwas am Boden liegen, dicht vor meinen Füßen, und mir schoß etwas durch den Kopf; mein erstes war, schnell auf dieses kleine Etwas mit dem Fuße zu treten, und ich wußte ganz bestimmt, daß dieses mein Manöver von niemandem beobachtet worden war. Man hat doch manchmal so ein bestimmtes Bewußtsein.

Nun handelte es sich nur noch darum, dieses kleine Etwas unter meinem Fuß unauffällig in die Hand und in meine Tasche zu eskamotieren. Was es war, darüber werde ich noch später sprechen.

»Hm, das ist allerdings sehr traurig, wenn man so in einer Kabine steht, in der noch vor kurzem jemand geschlafen hat, und jetzt ist er tot – zumal, wenn's so eine hübsche Frau war,« sagte ich, nur um irgend etwas zu sagen.

[36]

Und dann streckte ich meine Hand aus, rückwärts nach der Tür.

»Was soll denn das bedeuten?«

Es war eine geometrische Figur, die dort in die Holzverkleidung der Wand gleich neben der Tür eingeritzt war.

Da hatte wohl ein früherer Bewohner dieser Kabine, doch sicher ein Steuermann, als er gerade kein Papier zur Hand gehabt, mit dem Messer eine trigonometrische Berechnung gemacht, so äußerte sich auch Haller – für mich hatte es sich ja aber nur darum gehandelt, einmal seine Augen abzulenken, und kaum hatte er den Kopf gewendet, als ich mich schnell bückte und das weiße Tüchelchen, um das es sich der Hauptsache nach handelte, aufhob und in meine Tasche praktizierte.

»Meine Herren, das Mittagessen wird gleich fertig sein,« sagte der Steuermann jetzt. »Wollen Sie sich nicht erst Ihre Kabinen aussuchen? Der Herr Kapitän kann ja gleich diese nehmen, wo die Frau Kapitän drin gewohnt hat, hähähä.«

Mich konnte jetzt dieses hämische Grinsen nicht mehr irritieren, all meine Gedanken waren mit etwas ganz anderem beschäftigt.

Nein, wir wollten die Kabinen der Toten nicht benutzen, die des Kapitäns hatte ja auch schon sein Nachfolger mit Beschlag belegt. Wir besahen uns die drei anderen.

Als Kapitän mußte ich unbedingt meine eigene haben, in die beiden anderen teilten sich die vier Offiziere.

Haller und der zweite Steuermann stellten uns ihre Garderobe zur Verfügung, wir halfen uns, so gut es ging, dann sah ich nach meinen übrigen Leuten, die ebenso aus den Zeugkisten der Mannschaft versorgt, sonst in der Segelkammer untergebracht worden waren, dann wurde das Mittagessen aufgetragen, welches [87]

ausnahmsweise, da es eben noch zunächst an Platz mangelte, von den Kapitänen zusammen mit den Offizieren eingenommen wurde.

Dieses Mittagessen bestand in der Hauptsache aus Speck und Bohnen, wozu für die Kajüte noch etwas Pökelbraten hinzukam, es konnten davon nur sehr kleine Portionen verteilt werden, das Essen war doch schon angesetzt gewesen, bevor wir an Bord kamen. Für die vielen neuhinzugekommenen Leute hatten schnell nur noch Kartoffeln gekocht werden können, sonst mußte der hungrige Magen mit Schiffszwieback gefüllt werden.

Die Bohnen waren weich, der Speck war noch gut, wie der Pökelbraten, letzterer sogar delikater – die Kartoffeln hingegen waren kaum noch genießbar, und aus dem Hartbrot krochen sogar auch ohne Klopfen die Würmer heraus.

Ein Jan Maat, wie sich der Segelschiffsmatrose stolz nennt, ist an manches gewöhnt, eigentlich aber war es schon ein Skandal, uns solchen Schiffszwieback vorzusetzen.

Doch ich hätte dies alles gar nicht erwähnt, wenn es nicht noch für später wichtig werden sollte.

»Ist dieses Hartbrot nicht schauderhaft?« nahm der Steuermann von allein das Wort. »Solches Zeug müssen wir nun schon seit einem Vierteljahre kauen, wir haben es gleich so verdorben bekommen, ebenso die Kartoffeln, und das Schlimmste ist, daß jetzt auch die Bohnen zu Ende gehen, die waren allein noch genießbar. Erbsen sind noch massenhaft da, aber mit aller Soda nicht weich zu bekommen, und mehr Würmer als Erbsen, und mit dem Fleische ist es genau so.«

»Ja, das ist der letzte Salzspeck, der nicht stinkt,« ließ sich der servierende Steward vernehmen, »und der Koch sagt, daß dies der letzte Pökelbraten wäre, den man essen könnte.«

[38]

Das waren ja allerdings nette Aussichten!

»Der Proviant war gleich so verdorben, als Sie ihn in London bekamen?« fragte ich.

»Zum größten Teil. Ab und zu ein frisches Fäßchen, das wir heraussuchen mußten.«

»Konnten Sie denn da nicht an der Ostküste Südamerikas einen Hafen anlaufen, um frischen Proviant einzunehmen, auf Kosten des Reeders? Das ist doch selbstverständlich erlaubt.«

»Ja, wenn die Reederei nicht eine Aktiengesellschaft wäre, Scrubb und Kompanie in Bristol,« feixte der Steuermann in seiner Weise, »und Kapitän Tankow war selber Aktionär.«

»War der denn so geizig?«

»Na und wie! Beim Gelde hört eben jede Gemütlichkeit auf.«

»Und er und seine Frau aßen selbst diese schlechte Kost?«

»Nee, die beiden natürlich nicht. Die hatten extra Proviant mit, das Pökelfleisch hier ist noch davon, auch viele Konserven. Als die beiden tot waren, war ja noch genug vorhanden; aber das mußte ich nun doch auch für die Mannschaft herausrücken, ich bin doch nicht so einer, der zusehen kann, wie die anderen mehr Würmer essen als Erbsen, hähähä – na, und da ist das schnell alle geworden.«

Diese letzte Henkersmahlzeit wollte uns nun auch nicht mehr schmecken, durch die Kartoffeln und das Hartbrot bekamen wir ja schon einen Vorgeschmack auf morgen, wir würgten das Essen so schnell wie möglich hinter, und länger als eine Viertelstunde wird auf einem Segelschiffe überhaupt nicht diniert.

Dann hatte der stellvertretende Kapitän seine frühere Wache von vier Stunden zu übernehmen, die er, da ja nur noch ein zweiter vorhanden war, noch immer gehen mußte, und uns, die wir die ganze

[39]

Nacht im offenen Boote verbracht hatten, konnte man nicht verdenken, wenn wir die Kojen aufsuchten.

Erst aber nahm ich Mahlsdorf mit zu mir herüber, und das brauchte nicht aufzufallen, nach solch einer ›Rettung‹, jedenfalls bei solch veränderten Verhältnissen hat der Kapitän mit seinem Steuermanne doch manches zu besprechen.

Daß wir hier nicht belauscht werden konnten, davon hatte ich mich schnell überzeugt, und wir konnten ja auch unsere Stimmen dämpfen. Und Mahlsdorf blickte mich, nachdem ich die Tür geschlossen, auch gleich ganz eigentümlich an.

»Nun, Mahlsdorf, was meinen Sie?« fragte ich leise.

»Kapitän, hier ist etwas nicht in Ordnung!« war meines Steuermanns erstes Wort, in entsprechender Weise hervorgebracht.

»Haben Sie auch schon etwas gemerkt?«

»Ja, eine ganze Masse.«

»Nun?«

»Wissen Sie, Kapitän, daß der Steward den Schlüssel zu der Kabine nicht fand – und dann, wie es in dieser Kabine aussah . . . «

»Nun?«

»Die Frau, die schon vor drei Wochen über Bord gespült worden sein soll, ist noch heute drin gewesen, hat immer drin gewohnt, bis vorhin – oder ich lasse mich doch gleich hängen!«

»Woraus wollen Sie denn das schließen?«

Zunächst blickte mich Mahlsdorf nur erstaunt an.

»Ist Ihnen denn das nicht auch gleich aufgefallen? Wie die Sachen herumlagen – und was der Steuermann schon für ein erschrockenes Gesicht machte, als die Tür plötzlich unter Ihrer Hand aus den Fugen ging ... ich dachte zuerst sogar, die Frau Kapitän darin zu erblicken.«

»Jawohl, Sie werden wohl recht haben,«

[40]

entgegnete ich, »und sie hat dieses Taschentuch darin zurückgelassen.«

Mit diesen Worten brachte ich das weiße Tüchelchen aus der Tasche zum Vorschein, welches vor noch nicht ganz einer halben Stunde meine besondere Aufmerksamkeit erregt hatte.

Ich faltete es auseinander und zeigte Mahlsdorf den in der Mitte befindlichen, ziemlich großen, roten Fleck.

»Für was halten Sie das?«

»Das ist Blut!« flüsterte Mahlsdorf, »und ... und ... ich glaube fast ...« er nahm das Tuch, befühlte den Fleck, rieb an dieser Stelle das Tuch, »und ich glaube fast, dieses Blut ist noch vor gar nicht langer Zeit erst eingetrocknet.«

»Ich versichere Ihnen sogar, daß vor einer halben Stunde, als ich meinen Fuß daraufsetzte, dieser jetzt dunklere Fleck noch ganz hellrot und sogar noch feucht war. Glauben Sie, daß man dies nur durch Sehen unterscheiden kann? Und ich habe die Feuchtigkeit beim Aufheben sogar gefühlt!«

»Und Sie haben dieses Taschentuch mit dem noch feuchten Blutfleck in der Kabine gefunden, die seit drei Wochen verschlossen gewesen sein soll?« fragte Mahlsdorf mit ganz erschrockenen Augen.

Ich erzählte ihm von meinem Manöver.

»Ja, Kapitän, warum haben Sie ihm da das Tuch nicht gleich als Beweis vor die Augen gehalten?«

Mahlsdorf hatte recht. Oder auch nicht. Mir selbst war damals die Ansicht, die totgesagte Frau Kapitän habe sich noch bis kurz vor unserer Ankunft in dieser Kabine aufgehalten, doch etwas ungeheuerlich vorgekommen, ich war ja ganz konsterniert gewesen – und schließlich hätte auch solch ein Beweis gar nichts genützt. Jener Mensch konnte so furchtbar flunkern, daß er sich auch hierbei mit Lügen herauszuhelfen gewußt hätte.

[41]

»Nein, wir müssen ihn gerade erst in Sicherheit wiegen.«

Mahlsdorf sah die Richtigkeit dieses Planes ein.

»Ja aber, Sie sind doch nicht etwa gar der Ansicht, daß diese Frau ... «

»Daß diese Frau noch lebt, sich hier an Bord befindet, vor uns irgendwo versteckt gehalten wird,« ergänzte ich den Stockenden, der den furchtbaren Verdacht gar nicht auszusprechen wagte. Denn nun war auch noch anderes zu folgern.

»Dann kann der Kapitän aber doch auch nicht deshalb Selbstmord begangen haben, weil seine Frau über Bord gewaschen worden ist.«

»Wenn unsere Annahme richtig ist, sicher nicht.«

»Oder sollte der Kapitän gar ... nein, ich wage es nicht auszusprechen!«

»Sprechen Sie es ruhig aus – ich habe wahrscheinlich denselben Gedanken.«

»Diese Frau war jung und hübsch ... «

»Nun, und? Halten vielleicht auch Sie diesen Steuermann Haller eines Mordes für fähig?«

Unsere Gedanken hatten sich begegnet.

»Dann muß er aber doch auch die ganze Mannschaft auf seiner Seite haben.«

»Weshalb?«

»Mindestens der Steward muß gewußt haben, daß sich die Frau noch am Leben befindet – sagen wir gleich: in ihrer Kabine gefangengehalten wird – und das läßt sich doch kaum vor der übrigen Mannschaft verheimlichen.«

»Sehr richtig, und hieraus läßt sich schließen, daß die ganze Besatzung ein böses Gewissen hat.«

»Was könnte da vorliegen?«

»Der einfachste Gedanke ist wohl der an Meuterei. Der Kapitän ist getötet worden, der Steuermann hat die hübsche Frau für sich behalten . . . «

Ein Klopfen gegen die Kabinentür unterbrach

[42]

meine Auseinandersetzungen, welche leise genug geführt worden waren.

»Wer ist draußen?«

»Herr Kapitän, sind Sie zu sprechen?« fragte die rauhe Stimme des Steuermannes.

»Jawohl, kommen Sie nur herein!«

Wir standen ganz unauffällig da, als Haller hereinkam, ein dickes Buch in der Hand, in dem ich gleich das Schiffsjournal erkannte.

»Ich dachte, wir brächten sofort das mit dem Logbuch in Ordnung,« sagte er, das Buch aufklappend und auf den Schreibtisch legend, der bei heraufgehobenem Deckel zum Waschtisch wurde, aber inwendig auch ein Tintenfaß und einen Federhalter enthielt.

Ich las die vorschriftsmäßige Eintragung, wie zweiunddreißig Menschen im offenen Boote unter dem und dem Längen- und Breitengrade zu der und der Stunde und Minute gesichtet und an Bord genommen worden seien.

»Nun machen Sie wohl gleich noch die Angaben von Namen und Schiff, dann ist die Sache erledigt, und dann unterschreiben Sie wohl gleich hier.«

Er deutete unter die letzten Zeilen. Und da las ich noch etwas anderes.

Danach sollte nämlich ich, Richard Jansen, bisher Kapitän der ›Sturmbräut‹ von New-York, auf das Kommando der ›Kalliope‹ verzichten, freiwillig, deren bisherigen ersten Steuermann, Samuel Haller, als den nun rechtmäßigen Kapitän anerkennen – und dies alles ganz ausführlich ausgedrückt, sollte ich eigenhändig unterzeichnen oder vielmehr schon unterzeichnet haben. Es fehlte eben nur noch meine Unterschrift.

Da aber stieg es mir plötzlich siedendheiß zum Kopfe empor.  
[43]

»Das soll ich unterschreiben?«

»Ich bitte sehr,« sagte jener mit ausgesuchter Höflichkeit, schon die Feder in die Tinte tauchend und sie mir hinhaltend.

»O nein, das kann ich nicht tun!«

Knacks – der gar nicht so dünne Federhalter war plötzlich zwischen den kulpigen Fingerspitzen des Steuermannes in zwei Stücke zerbrochen, und ein wahrhaft furchtbarer Blick traf mich.

»Was können Sie nicht tun?«

»Diese Verzichtleistung unterschreiben.«

»Weshalb nicht?«

»Weil ich nicht will!« entgegnete ich einfach.

Immer drohender und gehässiger wurde der auf mich gerichtete Blick. Doch der Mann wußte sich zu beherrschen.

»Sie haben aber doch schon gesagt, daß Sie das Kommando nicht übernehmen wollen.«

»Nein, das will ich auch nicht. Ich werde Ihnen nicht ins Kommando sprechen. Aber solch eine freiwillige Verzichtleistung gibt es bei mir nicht.«

»Nun habe ich es aber schon ins Logbuch hineingeschrieben.«

»Dann wird's einfach wieder ausgestrichen.«

»Das darf nicht sein.«



»I natürlich darf das sein,« entgegnete ich, nahm schnell eine Feder, tauchte ein, zog über diese letzten Zeilen kreuz und quer Striche und schrieb darunter: Ausgestrichen – und dann meinen Namen. Das war ganz ordnungsgemäß, auch für das heilige Schiffsjournal.

Haller hatte mir das Logbuch offenbar entreißen wollen, aber mein linker Arm hatte so fest darauf gelegen, daß ihm das unmöglich gewesen war.

»*Very well!*« sagte er dann möglichst gelassen, jetzt konnte er das Buch wieder unter den Arm nehmen, und er wollte gehen.

[44]

Dazu ließ ich ihn aber nicht kommen, vertrat ihn, vielmehr schnell den Weg zur Tür.

»Halt, wir sind noch nicht fertig!«

»Was wollen Sie noch von mir?« fuhr er mich grimmig an.

»Jetzt werde ich erst in das Buch eintragen, daß ich tatsächlich das Kommando über dieses Schiff übernehme.«

Anstatt eine Antwort zu geben, lief er mich plötzlich an, um mich beiseite zu schleudern.

Da gab es aber nun freilich nichts bei mir. Ich stand fest und packte ihn – da ließ er das Buch mit einem Fluche fallen, griff hinter sich, hatte einen Revolver in der Hand, wollte mich gleichzeitig zwischen die Augen schlagen, ich parierte den Hieb, schlug nach, und er sackte lautlos zusammen.

Es war ganz anders gekommen, als ich ursprünglich geplant hatte, nun schadete es aber auch nichts weiter.

»Recht so – er hat die Hand gegen mich erhoben, als ich ihm schon gesagt hatte, daß ich jetzt sein Kapitän sei. Lebt er denn noch?«

Ja, er atmete noch, war nur bewußtlos

»Mahlsdorf, versichern Sie sich seiner, ebenso dann der Kajüte mit den Waffen, während ich die Jungen instruiere.«

Dies alles war fast ganz lautlos vor sich gegangen.

Ich ging schnell in die beiden anderen Kabinen, wo sich der zweite Steuermann und die beiden Ingenieure eben in die Koje legen wollten, sagte ihnen mit drei Worten, daß ich hier das Kommando übernommen und den stellvertretenden Kapitän wegen Widerstands hätte niederschlagen müssen, die beiden Maschinen, welche schnell genug alles erfaßten, schickte ich zu Mahlsdorf hinüber, den zweiten Steuermann nahm ich mit, wie er ging und stand.

[45]

Wir beide eilten an Deck, nachdem wir uns noch in der Kajüte aus dem Waffenstand mit Revolvern und Patronentaschen versorgt hatten. Den Steward sah ich nicht, sonst hätte ich mich auch gleich seiner versichert.

Die ganze Besatzung schätzte ich, was man ja leicht bei einem Segelschiffe kann, auf höchstens zwanzig Mann, darunter zwölf bis höchstens vierzehn Matrosen. Mehr waren zur Bedienung der vier Masten nicht nötig.

Es waren offenbar sämtliche Matrosen, welche unter Anleitung des Bootsmanns, eines einäugigen Gesellen, soeben damit beschäftigt waren, unser nachgeschlepptes Boot einzuheven, wozu durch Beseitigung eines anderen Platz gemacht worden war.

Meiner Anweisung gemäß eilte Wagner, mein zweiter Steuermann, zunächst nach der Segelkammer, um dort unsere Leute zu informieren, während ich selbst auf die arbeitende Gruppe zutrat.

»Hallo, boys!«

Man hielt einmal mit der Arbeit inne, um nach mir zu blicken.

»Kommt einmal alle mit in die Kajüte – alle Mann! Ruft die noch etwa fehlenden!«

»Wat?« fragte der Einäugige.

»Ich habe das Kommando übernommen. Ihr habt mich als Eueren Kapitän zu betrachten.«

Jetzt ließen alle Hände die Tauen fahren, die Bestürzung war groß.

»Wat?« machte der tabakkauende Bootsmann noch einmal.  
»Wo ist der erste Steuermann – der Kapitän, wollte ich sagen?«

»Habt Ihr mich nicht verstanden?!« herrschte ich ihn jetzt nicht schlecht an. »Achter raus in die Kajüte sollt ihr kommen!!! Alle, wie ihr hier seid, sofort!! Dort wird euch Steuermann Haller das Weitere sagen!«

[46]

Die letzte unwahre Vorspiegelung war wahrscheinlich gar nicht nötig gewesen, mein Auftreten genügte schon.

Achselzuckend und brummend schickten sich die Leute zum Gehen an, vielleicht gar nicht bemerkend, wie mehr vorn im Schiff jetzt meine zahlreichen Jungen zum Vorschein kamen.

»Wer paßt denn unterdessen auf die Segel?« fragte nur der Bootsmann noch.

»Das besorgen meine eigenen Leute. Vorwärts, nun laßt Euch nicht länger nötigen!!«

Sie befanden sich schon sämtlich im Kajüteneingang, dann in der Kajüte selbst, und ein Wink von mir hatte genügt, um einige meiner eigenen Matrosen und Heizer herbeizuzitieren, darunter auch Goliath, und ebenso kamen die beiden Ingenieure mit in die Kajüte.

Daß sonst nichts hinter meinem Rücken passierte, daß auch gleich der Koch und der Mann am Ruder mit Beschlag belegt wurden, dafür sorgte schon Wagner, auf den ich mich verlassen konnte, auch ohne ihm besondere Instruktion gegeben zu haben.

Es waren sechzehn Mann, die sich außer uns in der Kajüte befanden, alle etwas wie die begossenen Pudel dastehend, nur mit starren Augen beobachtend, wie meine beiden gewitzigten Ingenieure an meine Matrosen Revolver und Patronen verteilten.

»Hört, Leute,« begann ich, als alles so weit war, »nun erzählt einmal offen, was für eine Bewandtnis es mit dem Tode des Kapitäns Tankow hat. Bootsmann, macht den Sprecher!«

Hei, was für eine Ueberraschung gaben diese meine Worte! Diese Augen! Wie die von der Katze überraschten Mäuschen, die sich schnell nach einem Versteck umsehen.

Nun aber konnte ich meiner Sache auch sicher  
[47]

sein. Denn zuerst war es doch ein etwas gewagtes Spiel gewesen.

»Wo ist Steuermann Haller?!« stieß der Bootsmann noch einmal hervor.

»Der hat bereits gestanden.«

Hei, dieser abermalige Schreck, der durch alle Knochen fuhr.

»Jawohl,« wiederholte ich, »Steuermann Haller hat bereits gestanden . . . «

»Und der Steward ebenfalls,« ergänzte da der eintretende Mahlsdorf, »der ist direkt zum Verräter geworden. Kapitän Jansen, an Bord dieses Schiffes ist etwas Schreckliches passiert! Diese ganze Mannschaft ist bereits früher auf einem Schiffe zusammen gewesen, ist in London abgemustert worden, hat auf der ›Kalliope‹ wieder zusammen angemustert. Sie hatten von ihrem früheren Schiffe, das aus dem Orient kam, zehn Kisten Opium gestohlen, haben sie an Bord der ›Kalliope‹ geschmuggelt, welche doch nach China geht, um das Opium dort zu verkaufen, was jedem einen ganz erklecklichen Gewinn abgeworfen hätte. Kapitän Tankow kam dahinter, wollte das Opium natürlich mit Beschlag belegen. Da haben die enttäuschten Matrosen, diese hier, gegen ihren Kapitän gemeutert . . . «

Mahlsdorf, der jedes Wort mit Wucht gesprochen hatte, kam nicht weiter.

Meuterei – dieses entsetzliche Wort genügte. Für Meuterer gibt es nur eine Strafe: im nächsten Hafen den Galgen! Jeder Meuterer kann sich als ein wildes Tier betrachten.

Und wie die wilden Tiere brüllten sie alle auf, als sie sich auf uns warfen.

Ich war der erste, welcher den bereitgehaltenen Revolver abfeuerte, zweimal. Wie sich dann herausstellte, habe ich den Bootsmann durch einen Schuß

[48]

durch die Brust sofort getötet, einem zweiten zerschmetterte meine Kugel den Arm.

Ich verschmähe es, zu meiner Entschuldigung anzuführen, daß ich in Notwehr handelte, weil sie als Angreifer sich mit gezückten Messern auf uns warfen. Es war der erste Mensch gewesen, den ich absichtlich getötet hatte, und ich fühlte hinterher nicht die geringsten Gewissensbisse. Es waren eben Meuterer, die den Tod verdienten.

Auch einige meiner Matrosen mußten noch Gebrauch von ihren Revolvern machen, noch zwei wurden getötet, mehrere verwundet, dann ergaben sie sich samt und sonders auf Gnade und Ungnade.

Daß nun auch noch schnell der zweite Steuermann und alle übrigen, die sich nicht hier in der Kajüte befanden, unschädlich gemacht wurden, ist selbstverständlich. Es kamen überhaupt nur noch ein Matrose, der anderswo beschäftigt gewesen, und der Koch in Betracht, der Steward gehörte ja bereits zu uns, obgleich damit nicht gesagt werden soll, daß er als Verräter wegen der Schläge hätte Rache nehmen wollen. Nein, das war ja ausgemachte Sache gewesen. Der Wicht hatte nur sofort gestanden, als Mahlsdorf ihn beim Kragen genommen und er sonst gesehen hatte, wie die Sache stand.

Dem, was Mahlsdorf schon gesagt, habe ich gar nichts mehr hinzuzufügen.

Die ganze Mannschaft war eben empört darüber gewesen, daß der Kapitän die versteckten Opiumkisten gefunden hatte, der erste Steuermann hatte seinen Kapitän einfach über den Haufen geschossen, so halb und halb mit Einverständnis der ganzen Mannschaft, die mindestens jetzt treu zusammenhielt.

Passieren konnte ihnen ja nichts. Der Kapitän hatte eben Selbstmord begangen, aus Gram über den Verlust seiner Gattin. So wurde ins Logbuch eingetragen, und damit basta. Dann sollte das [50]

Schiff vorschriftsmäßig nach Nanking gebracht werden, und ich will nur erwähnen, daß der Verkauf der zehn Kisten gestohlenen Opiums in China jedem einzelnen rund hundert Pfund oder zweitausend Mark eingebracht hätte. Opium ist ein gar kostbarer Artikel, und in China wird man es überall sofort los. Nur muß es durchgeschmuggelt werden.

Nun war die Sache aber noch längst nicht erledigt.

»Der erste Steuermann hatte es schon immer auf die Frau Tankow abgesehen gehabt, deshalb hauptsächlich hat er den Kapitän niedergeschossen,« klagte jetzt der Steward den Steuermann an, und feig, wie Mörder nun einmal sind, stimmten auch alle anderen in diese Anklage mit ein.

»Wo ist die Frau Kapitän jetzt?« war meine nächste Frage, und in meiner Brust schnürte sich dabei das Herz zusammen.

Steuermann Haller hatte sie die ganzen drei Wochen in ihrer Kabine eingeschlossen gehabt, erst vorhin, als wir Schiffbrüchigen nicht mehr abgewiesen werden konnten, hatte er es für besser befunden, sie einstweilen unten im Schiffsraume einzusperren . . .

»Hat der Steuermann sie mißbraucht?« unterbrach ich den geständigen Steward.

»Nein – ja – ich weiß nicht – vielleicht . . . «

»Antwort, ja oder nein!«

Die Mündung meines Revolvers saß vor des Mannes Stirn.

Und da erfuhr ich das Entsetzliche. Der Steuermann hatte das unglückliche Weib zuletzt der ganzen Mannschaft preisgegeben!

Daß ich in diesem Augenblicke nicht an dem Geständigen zum Mörder wurde, vielleicht zum mehrfachen, das wundert mich noch heute.

Aber auch das weiß ich noch heute, daß ich niemals einen schwereren Gang gemacht habe als damals,  
[51]

da ich mit dem Schlüsselbunde hinab in den Kielraum stieg.

Es war die Arrestzelle, in welcher unfügsame Matrosen in Eisen gelegt werden, in die man die Frau einstweilen gelegt hatte.

Ich will hier gleich dieses ›Einstweilen‹ erläutern, womit zugleich erklärt wird, weshalb ich damals den guten Pökelbraten und die miserabeln Kartoffeln wie das würmerzerfressene Hartbrot so hervorgehoben hatte.

Man war sich schnell einig geworden, uns doch lieber aufzunehmen, um dann später nicht in Konflikt mit dem Seegerichte zu kommen, uns aber den Aufenthalt an Bord dieses Schiffes möglichst zu verleiden, daß wir auf das nächste uns begegnende Schiff übersiedeln möchten.

Es war vortrefflicher Proviant noch genug da, nur einige wenige verdorbene Fässer mit Salzfleisch und Hartbrot, dieses hätte man uns vorgesetzt, für uns die verrottetsten Kartoffeln ausgesucht. Die Mannschaft hätte eben einige Zeit mitmachen müssen. Hier in diesem Fahrwasser würden wir ja Schiffen genug begegnen, auf solch eines würden wir natürlich so schnell wie möglich übersiedeln.

Dann war man uns wieder los, aber man hatte korrekt gehandelt, dann wäre die unglückliche Frau wieder hervorgeholt worden, bis ... man sie einfach, mit einem Säckchen Kohlen beschwert, hätte über Bord verschwinden lassen.

Mit dem Schlüsselbund und mit einer Lampe versehen stieg ich also hinab in den finsternen Raum. Gott, wie war mir zumute! Die Schlüssel klirrten in meiner Hand, kaum vermochte ich die eiserne Tür zu öffnen.

Der Blendstrahl der Laterne drang in den finsternen Raum.

Ich mache es kurz.

[52]

Ein dunkler Haufen, bei dem man kaum menschliche Umrisse erkennen konnte und . . . eine große Blutlache!

Das junge Weib mit den schönen, jetzt aber verzweifelten Zügen war tot, schon starr. Sie hatte sich die Pulsadern geöffnet. Das große, verrostete Messer mochte sie erst hier gefunden haben.

Weshalb sie nicht schon früher Selbstmord begangen hatte, erfuhr ich nicht. Tote können nicht mehr sprechen. – – –

Der zweite Ingenieur war der erste, der mir begegnete, als ich wieder an Deck kam, und er schrak vor mir zurück.

»Mein Gott, Kapitän, wie sehen Sie denn aus, was ist denn Ihnen unten passiert?!«

Zunächst hatte ich nur ein heiseres Lachen. Aber ich fühlte selbst, wie die Todeskälte auf mich übergegangen war.

»Kienock,« sagte ich dann, »Sie haben hier, wo es keine Maschinen gibt, doch nichts zu tun – bergen Sie mit Ihren Leuten die Leiche, welche Sie unten in der Arrestzelle finden werden.«

»Tot?!« schrie der noch junge Mann entsetzt auf.

»Selbstmord, selbstverständlich. Was dachten denn Sie?«

Ich wollte gehen, doch er, sich aufraffend, hielt mich noch einmal zurück.

»Kapitän, da ist ein Matrose, der will uns, wenn wir ihn freigeben, ein Geheimnis entdecken, er wisse ein gesunkenes Wrack mit enormen Schätzen . . . «

Ich lachte meinem Ingenieur ins Gesicht. Na ja, er war eben kein richtiger Seemann. Ich habe wohl schon erwähnt, daß er früher Artillerieoffizier gewesen war, hatte sich, in der Mathematik ja genügend bewandert, erst nachträglich zum Schiffingenieur ausgebildet. Nur so einem konnte es noch passieren, an

[53]

so etwas zu glauben, darüber nur ein einziges ernstes Wort zu sprechen.



Was für eine Bewandtnis es mit solchen ›Geheimnissen‹ mit gesunkenen Wracks und dergleichen hat, darüber habe ich mich ja schon früher geäußert.

Dann stand ich vor dem ersten Steuermann, der gebunden noch immer auf dem kleinen Sofa in jener Kabine lag.

»Hund!!«

Ich mußte mich gewaltsam beherrschen, ihm nicht einen Faustschlag zu versetzen. Er hätte diesmal zu derb ausfallen können, und das wäre doch zu schade gewesen.

Jetzt feixte diese widerliche Visage nicht mehr. Vor Angst verzerrt starrte sie mich an. Es war nicht einmal ein kühner Bösewicht. Ich könnte vielleicht einem Menschen, der zum Raubmörder geworden ist, verzeihen, der mit keckem Schritt das Schafott besteigt, aber nicht solch einem Buben.

»Schade, daß es für dich nichts anderes gibt als nur den Galgen. Nur etwas kann ich dir noch bieten.

»Während dieser Fahrt sollst du Ungeheuer nichts zu lachen haben!«

»Kapitän,« stieß da der Mann mit klappernden Zähnen hervor, »wenn Ihr mich nicht dem Gericht überliefert – mich freigibt – ich weiß ein Geheimnis – einen Schatz – ich mache Euch zum reichsten Manne der Welt . . . «

Er wurde nicht durch mein Lachen unterbrochen, sondern dieses ließ mich nur nichts weiter hören.

Jetzt kam auch der in seiner Todesangst mit so etwas! Gottvoll! Das schien bei Seeleuten immer mehr zur Manie zu werden.

Dann wurde ich wieder ernst. Oder es war das grausame Spiel der Katze mit der Maus, das ich begann.

[54]

»Ihr wißt einen Schatz?« fragte ich mit scheinbarer Spannung. Hei, wie dieser Kerl gleich erleichtert aufatmete.

»Ja, ja!«

»Wo?«

»Wenn Ihr mich freigebt, sollt Ihr alles erfahren.«

»Auf dem Meeresgrunde?«

»Ja.«

»Ein gesunkenes Wrack?«

»Nein.«

»Was sonst?«

»Wenn Ihr mich freigebt!«

Ich ließ mich auf keine weitere Unterhaltung ein, machte dem Manne nicht erst klar, daß ich an solche Märchen nicht glaubte, daß ich selbst zwei solche Schatzstellen wüßte, aber gar nicht daran dächte, sie aufzusuchen, sondern ich legte meine Hände auf die seinen, die ihm vorn auf der Brust gebunden worden waren, allerdings in einer Weise, daß er sie unmöglich mit den Zähnen lösen konnte.

»Ihr wißt einen Schatz?« fragte ich nochmals.

»Ja, ja.«

»Nun, wo?«

»Garantiert mir meine Freiheit, dann will ich Euch alles . . . «

Diesmal lachte ich in einer Weise, daß er erschrocken abbrach.

»Wo?«

Da schrie er wild auf, und ich hatte seine Hände doch erst ganz sanft zwischen meine Finger genommen, sie nur ganz sanft gedrückt.

»Um was für einen Schatz handelt es sich?« fragte ich zunächst und drückte ein klein wenig stärker.

»Kapitän, Ihr zerbrecht mir ja die Finger!!« heulte er jetzt.

[55]

»Ja, das will ich, wenn Ihr nicht sprecht. Was für einen Schatz?«

»Foltert mich, brennt mich – von mir erfahrt Ihr auf diese Weise nichts – meine Freiheit, meine Freiheit!!« wimmerte er.

»Was für einen Schatz?« wiederholte ich zum dritten Male, und ich glaube, ich habe gelächelt, als ich mich so über ihn beugte.

Es läßt sich leicht sagen, man wolle sich martern und brennen lassen, der Mund bliebe stumm – gerade die Hände sind ganz empfindliche Gliedmaßen, man braucht sie gar nicht zu zermalmen.

»Eine Perlenbank, eine Perlenbank!!« heulte er jetzt.

»Eine Bank mit Perlmuscheln?«

»Ja, ja – laßt mich, laßt mich – Ihr zerbrecht mir die Knochen!!«

»Und wo befindet sich diese Perlenbank?«

»Zwischen den Liukiuiseln – bei Ohosima!«

Und dann schrie er unter dem Drucke meiner Hände mit seiner letzten Kraft.

»28 Grad 3 Minuten 47 Sekunden nördliche Breite, 127 Grad 56 Minuten 19 Sekunden östliche Länge – Perlen, Perlen . . . «

Da verließ ihn das Bewußtsein. Er hatte den Schmerz nicht mehr ertragen können.

Ich ließ ihn liegen. Dachte dann gar nicht mehr daran. Die Liukiuiseln an der Küste Chinas waren mir bekannt, dem Namen nach. Warum hatte der Mann diese Perlenbank nicht schon selbst ausgebeutet? Nun, ich hatte eben meine Perlmutter, der die Perlen dazu.

Kurz, ich dachte schon gar nicht mehr daran. Ich hatte diesem Mordbuben nur einen Beweis geben wollen, daß ich ihm nicht die Freiheit zu versprechen brauchte, um in Besitz seines Geheimnisses zu kommen.

[56]

#### ICH SOLL ZIGEUNKÖNIG WERDEN.

Vom besten Winde und Wetter begünstigt, bekamen wir die erste der Elliceinseln schon nach achtzehn Tagen in Sicht.

Ueber die Verhältnisse an Bord während dieser Zeit habe ich nichts weiter zu erwähnen. Die Leiche der unglücklichen Frau war im Meer versenkt worden, desgleichen vier tote Matrosen. Die anderen Meuterer, noch fünfzehn Mann, waren wohlverwahrt im

Schiff untergebracht, wurden sonst besser behandelt, als sie verdient hatten.

Ich hatte ein langes Protokoll aufgesetzt, wozu ich einen nach dem andern vernehmen mußte, schreckliche Einzelheiten kamen dabei zum Vorschein – hatte Einsicht in die vorgefundenen Papiere genommen, das ganze Schiff inspiziert – was alles meine niedergedrückte Stimmung nicht verbessern konnte.

Erst nachdem dies alles geschehen war, erholte ich mich nach und nach wieder. Dann aber waren wir nur noch wenige Tage von unserem ursprünglich geplanten Ziele entfernt, und nun dachte ich erst recht nicht mehr daran, Schiff und Meuterer einem uns begegnenden englischen Kriegsdampfer zu übergeben.

Was hätte denn dann auch aus uns selbst werden sollen? Wir hätten wieder ins offene Boot gehen müssen. Und ich hatte allen Grund, nicht als Gast an Bord eines englischen Kriegsschiffes zu gehen. Als aus England entsprungenen Sträfling konnte man mich allerdings nicht verhaften – die offene See ist frei! – man durfte mir nicht verwehren, auf irgendein anderes Schiff zu gehen, aber ... lieber nicht! Gewalt geht vor Recht, auch auf See.

Nein, nun wollte ich auch gleich auf diesem Schiffe jener Einladung Folge leisten, die in so seemännischer Weise direkt an mich ergangen war.

[58]

Und bei dieser einmaligen Einladung sollte es nicht bleiben.

Es war am sechsten Tage, seitdem wir uns an Bord dieses Schiffes befanden, der immer herrschende Ostwind hatte etwas abgeflaut, als mir ein von hinten aufkommender Luftballon gemeldet wurde.

»Es hängt auch ein Boot dran mit Menschen drin,« setzte noch der Matrose hinzu, der mir diese Meldung in die Kajüte brachte. Er meinte eine Gondel, machte ein Boot daraus, vielleicht auch gar nicht so versehentlich, denn wie ich dann meine Jungen sprechen hörte, waren sie sämtlich der Ansicht, daß der Ballonkorb

stets so eingerichtet sei, daß er auch auf dem Wasser schwimmen könne, um gleich wie in einem richtigen Ruderboote weiterzufahren.

Wohl war der Luftballon schon seit achtzig Jahren erfunden, allein von der Rolle, welche er heute spielt, war damals, zu meiner Zeit noch keine Rede. Diese Matrosen hier und selbst die meisten Offiziere kannten nur die Miniaturausgabe des Luftballons vom Jahrmarkte her, bloß der zweite Steuermann hatte schon einen großen mit Menschen aufsteigen sehen, wohl aber war so etwas allen aus Beschreibungen und Abbildungen bekannt.

»Der ist ja gar nicht so groß, da kann doch gar kein Mensch drin sitzen, das ist doch nur ein ganz kleines Ding, so einer vom Jahrmarkt,« hörte ich sagen, als ich das Deck betrat und meinen Augen die allgemeine Richtung gab.

Der Sprecher hatte recht, und jetzt sahen auch die anderen ihren Irrtum ein. Dieser Ballon hatte, wie sich später herausstellte, noch nicht einmal einen halben Meter im Durchmesser.

Mancher Leser dürfte nicht begreifen, wie solch ein kolossaler Irrtum möglich ist. Man betrachte aus einiger Entfernung mit träumerischem Auge eine Fliege, welche langsam oben an der Fensterscheibe

[59]

kriecht, man bilde sich ein, daß dies ein großer Vogel sei, der hoch, hoch im blauen Aether seine Kreise zieht – und mit einem Male wird man Einbildung von Wirklichkeit nicht mehr unterscheiden können.

Der Ballon war noch sehr weit entfernt, befand sich in einer hohen, stärkeren Luftströmung, so daß er unser Schiff einholte, sich also scheinbar immer vergrößerte, auf offener See gibt es kein Maß für Größenverhältnisse – daher die optische Täuschung, der zuerst alle unterlegen waren.

Außerdem, wer konnte denn hier an solch ein Jahrmarktsspielzeug denken? Und dann hing an dem Ballon auch wirklich ein Gegenstand, den man recht gut für eine Gondel halten konnte.

Schnell holte uns der Ballon in der stärkeren Luftströmung ein. Die Höhe war eine ganz bedeutende, der Ballon hatte jetzt, als er sich über uns befand, etwa die Größe einer Taube, sonst war die Höhe nicht zu schätzen.

»Das ist eine Flasche, die an dem Ballon hängt,« sagte Goliath

Wir, die wir das Fernrohr benutzten, mußten wieder einmal dieses Negers fabelhaft scharfes Auge bewundern. Denn dem war wirklich so. An dem Ballon hing eine Flasche.

Eine derartige Flaschenpost war mir neu. Das mußte untersucht werden, ich wollte den Ballon herabholen, selbst wenn mit der Flasche ein ganz anderer Zweck verbunden war.

Ich wählte aus dem Waffenschranke die längste, gezogene Büchse, war nur auf Kugeln angewiesen, Schrotpatronen waren nicht zu finden.

Zunächst erprobte ich ihre Leistungsfähigkeit an einigen Möwen, die dem Schiffe folgten, und . . . da waren einige Leute, welche vor Staunen über ihren Kapitän, mit Respekt zu sagen, Maul und Nase aufsperrten.

[60]

Man wolle mir verzeihen. Der geneigte Leser wird schon gemerkt haben, daß ich nicht gern von meinen Vorzügen spreche. Ich war schon von Kind auf ein ausgezeichnete Schütze, ohne es gelernt zu haben, ohne mich darin zu üben. Es ist die alte Geschichte, daß der eine etwas kann, was der andere nie lernt, und dann noch mangelhaft. Sicheres Auge und feste Hand. Es liegt im Gefühl. Wenn ich mich auf irgendein Gewehr, eine alte Donnerbüchse, die nur fünfhundert Meter trug, einmal eingeschossen hatte, und ich legte an, dann wußte ich bestimmt, daß ich auf fünfhundert Meter ins Schwarze traf.

Und fünfhundert Meter mochte die Höhe des Ballons wohl betragen. Ich legte an.

»Kapitän,« sagte da Mahlsdorf an meiner Seite ganz erregt, »wenn Sie wirklich diesen Ballon aus solcher Höhe herunter . . . «

Es war gut, daß er kein Versprechen beschwor. Unten bei mir hatte es geplatzt – und oben auch. Mindestens hatte die Kugel in die Hülle ein Loch gerissen, durch welches das Gas entwich. Schnell sank der Ballon, immer schneller, je kleiner er wurde, bis er nur noch als eine schlappe Blase auf dem Wasser trieb, gar nicht weit von uns entfernt, wir konnten direkt hinsteuern, und dann fischten wir nur noch einen braunroten Gummilappen auf, an dem mittels einer Schnur eine Flasche hing; aber noch während des Auffischens riß diese scheinbar starke Schnur wie Zunder.

Die Flasche enthielt dieselben beiden gedruckten Aufforderungen von Lord Seymour an alle Seezigeuner und solche, die sich dazu berufen fühlten, nach Fanafute zu kommen, die eine direkt an mich gerichtet.

Also selbst durch Luftballons suchte der ehemalige Präsident des Londoner Jachtklubs seine Einladungen zu verbreiten! Dabei rechnete er doch jedenfalls damit, daß die Flasche nach Erschöpfung des Ballons

[61]

ins Meer falle, zur richtigen Flaschenpost würde, und durch eine ingeniöse Einrichtung war auch dafür gesorgt, daß sich die Flasche von allein ablöste.

Mir war gleich aufgefallen, wie der ziemlich starke Strick, mit dem die Flasche befestigt, so ganz morsch war oder wurde, immer morscher, bis er ganz zerfiel.

Ich ahnte sofort, daß dies ein besonderes Präparat war, welches sonst mehr fest, sich im Wasser schnell zersetzte. Wie ich später erfuhr, war es denn auch so. Es genügte schon, daß der Ballon in eine Wolke kam, dann wurde die besonders präparierte Schnur

morsch, sie riß, die Flasche stürzte herab, und dasselbe galt natürlich bei einem Regenwetter, oder wenn der geschwächte Ballon gar die Meeresfläche erreichte.

Zwei Tage später harpunierten meine Jungen einen mächtigen Hai, der uns schon lange gefolgt war. Es wird immer gleich der Magen untersucht, um zu sehen, was die Hyäne des Meeres alles verschlungen hat. Man findet manchmal seltsames Zeug in dem Magen eines Haifisches.

Und wir fanden in diesem hier wieder solch eine Flasche, wieder mit den beiden gedruckten Briefen!

Im Laufe der anderen Tage fischten wir dann noch zwei solcher Flaschen auf, die mit der Meeresströmung trieben, ferner entdeckten wir noch einen zweiten Luftballon, der uns aber in sehr hoher Luftschicht entgegenkam, für uns unerreichbar war.

Weshalb betrieb unser englischer Lord seine Einladung mit solch ungeheurer Energie? Nun, eben weil er ein energischer Mann war, der nichts halb machte.

Für uns aber stieg dadurch die Erwartung natürlich immer mehr, diesen seltsamen Mann kennen zu lernen, waren doch auch wir gerade diejenigen, an welche die Einladung speziell erging, und in der

[62]

Tat, durften wir uns doch auch die ersten Seezigeuner der Welt nennen – neben Karlemann, für welchen dieses Wort ja erst geschaffen worden war – und so dachten wir natürlich gar nicht daran, erst dieses Schiff in Nanking abzuliefern. –

Also am Morgen des achtzehnten Tages tauchte vor uns die erste Insel des Ellicearchipels auf.

Es war etwas neblig, man konnte nur schwache Umrisse erkennen – das vor uns liegende Land wurde mehr gefühlt denn gesehen. Dann berichteten doch auch meine Seekarten davon.

Ich war schon die ganze Nacht, Land voraus wissend, noch dazu Koralleneilande, äußerst vorsichtig gesegelt.



Die Ellicegruppe besteht aus neun größeren Inseln, aber keine über eine Quadratmeile groß, (deutsche oder geographische) und dann aus mindestens zweihundertfünfzig kleineren Eilanden, zum Teil ganz flach, zum Teil ebenfalls gebirgig.

Daß man da mit solch einem großen Segelschiffe nicht dazwischen kann, ist wohl selbstverständlich. Denn vielleicht ebenso selbstverständlich ist, daß diese zahllosen Inselchen noch nicht alle bestimmt sind, das Fahrwasser unbekannt ist. Zu holen soll ja von diesen Eilanden absolut nichts sein, Kokospalmen gibt es dort allüberall, bequemer zu erreichen; höchstens aufgefressen kann man werden, denn diese Eingeborenen sind alle noch Kannibalen.

So ist auf der Seekarte nur ein warnender Kreis darum gemacht: bis hierher und nicht weiter!

Wie ich die Segel festmachen und nach Ankergrund peilen ließ, überlegend, was nun weiter, da ertönte in der nebligen Ferne ein heulender Pfiff, sich mehrmals wiederholend.

»Das war ein Dampfer!«

Der Nebel, übrigens nur ein durchsichtiger Schleier, hob sich unter den warmen Strahlen der

[63]

höhergehenden Sonne, und da sahen wir ihn schon direkt auf uns zukommen, einen kleinen Raddampfer.

Nach zehn Minuten lag er an unserer Seite. Die Matrosen zeigten englische, oder ich will sagen: germanische Gesichter und trugen eine schmucke, kriegsschiffähnliche Uniform.

»Was für ein Schiff ist das?« fragte der Mann herauf, den ich für den Kapitän halten mußte.

»Die ›Kalliope‹ von Bristol, Kapitän Richard Jansen.«

An Deck des kleinen Dampfers, auf den wir wie auf einen Zwerg herabblickten, entstand sofort eine große Bewegung.

»Doch nicht Kapitän Richard Jansen von der ›Sturmbräut?«

»Jawohl, aber gewesen, bis vor drei Wochen. Ich habe die ›Sturmbraut‹ verloren.«

»Was, verloren?!« erklang es unten erschrocken. »Die ›Sturmbraut‹ ist gesunken?!«

»Nicht gesunken, sondern ich habe sie mit meiner Mannschaft freiwillig verlassen. Wünschen Sie genauere Auskunft, so bemühen Sie sich wohl in meine Kajüte. Oder soll ich zu Ihnen kommen?«

»Nicht jetzt, nicht mir,« wehrte der unten ab. »Sie haben eine Flaschenpost von Seiner Herrlichkeit Lord Seymour erhalten?«

»Gewiß!«

»Sie wollen mit diesem Segler nach Fanafute?«

»Wenn solch ein großes Schiff an die Insel herankann?«

»O, das ist das wenigste, auch das größte Schiff kann direkt ansegeln. *Very well*, ich nehme Sie ins Schlepptau.«

Es geschah, der Dampfer spannte sich vor, weiter ging es.

[64]

»Wie weit haben wir es noch bis nach Fanafute?« rief ich nur noch einmal hinüber.

»Anderthalb Stunde.«

Es war eine herrliche Fahrt zwischen den zahllosen Inselchen hindurch, welche, von der Morgensonne vergoldet, uns bald von allen Seiten umgaben, wohin wir auch blickten.

Die Ellicegruppe unterscheidet sich dadurch von den anderen Inselarchipelen der Südsee, daß diese Eilande nicht durch Anwachsen von Korallen entstanden sind, sondern ihre Bildung vulkanischer Kraft verdanken.

Mit wenig Ausnahmen sind sie sämtlich gebirgig, aber nicht so wie die Osterinsel. Hier fand ich, was ich bei jener vermißt hatte, was man nämlich auch immer sonst bei solchen kleinen Gebirgsinseln findet: aus dem Meere erhebt sich jäh ein Berg von völlig kegelförmiger Gestalt, nur rund herum läuft ein Saum flaches Land, bewachsen mit allem, was diese Zone hervorbringt,

hauptsächlich mit Kokospalmen bestanden, das Charakteristikum all dieser Eilande.

Die Sache ist ja einfach genug. Das sind eben die höchsten Bergspitzen eines unterseeischen Gebirges, welches aber, nach den neuesten Forschungen, einst über dem Wasser gelegen hat, einen ganzen Kontinent bildend. Dieser ist im Laufe der Jahrtausende nach und nach gesunken. An den ehemaligen Ufern hatten sich Korallen festgesetzt, diese wuchsen langsam nach, und so ist um die Bergspitze der Landsaum entstanden, durch Verwitterung der zerbröckelten Korallen günstigen Boden für eine Vegetation abgebend.

Im übrigen läßt sich der Anblick nicht beschreiben. Ich wenigstens kann es nicht. Einfach herrlich! Zum ersten Male kam ich in diese Gegend, und das Herz wurde mir so weit, so weit!

Man schätzte den ganzen Archipel nur auf rund zweihundertfünfzig Inseln? Das dürfte wohl nicht  
[65]

stimmen. Das mußten doch Tausende von Inseln sein! Denn schließlich ist ein Hügel, wenn er nur eben über das Wasser hervorguckt, auch eine Insel zu nennen, und solcher Zuckerhüte, auf denen man aber schon recht gut eine Hütte, ein Haus bauen und einen Gemüsegarten anlegen konnte, gab es in unserer nächsten Umgebung, die beständig wechselte, zahllose.

»Das wäre hier etwas für die beiden verrückten Duellanten, für den Mister Brown und Mister Fairfax,« meinte Mahlsdorf, »die könnten sich hier Ritterburgen anlegen, von denen aus sie sich gegenseitig befehden, zu Wasser und auch zu Lande, so mit gegenseitigen Ueberfällen, eben richtig Raubritter spielen.«

Ich blickte meinen Steuermann an. Hatte der auch dieselben Gedanken wie ich? Das lag freilich sehr nahe. Doch ich sagte nichts, beobachtete das Fahrwasser.

Hin und wieder bemerkten wir kleine Segler, aber auch kleine Dampfer, welche kreuz und quer zwischen den Inseln und winzigen Eilanden hin und her fuhren, andere schienen damit beschäftigt zu sein, die Meerestiefe auszuloten, vielleicht um ein neues Fahrwasser aufzufinden, was hier ja auch sehr nötig war. Wer auf einem größeren Fahrzeuge zufällig in dieses Wasserlabyrinth geriet, der konnte unmöglich aus eigener Kraft den Ausgang wieder finden, er mußte ins Boot gehen, sein Schiff aufgeben.

Auch noch ein anderes größeres Segelschiff bemerkten wir, eine stattliche, elegante Jacht, die französische Flagge zeigend, welche ebenfalls von einem kleinen Dampfer geschleppt wurde, doch von einer anderen Richtung her, und ehe wir Signale wechseln konnten, um unsere Namen zu nennen, trat ein Bergriese zwischen uns, wir bekamen uns auch vorläufig nicht wieder zu sehen, und den Kapitän meines Schleppers wollte ich nicht fragen. Er hatte schon

[66]

eine Andeutung gemacht, daß er nicht die Person sei, welche mir Auskunft zu geben habe.

Dann lag vor uns eine sehr große Insel, deren Bergspitze bis in den Himmel ragte. Das war Fanafute, unser Ziel; ich brauchte deshalb nicht zu fragen, keine geographische Ortsbestimmung zu machen, sondern das war gleich erkenntlich.

Bisher hatten wir noch auf keiner der Inseln und Inselchen etwas von einer Ansiedlung erblickt, keine Hütte, nichts Lebendiges, hier aber zeigte sich unseren erstaunten Blicken eine ganze Stadt.

Ich fühlte mich nach einem Hafen an der Riviera versetzt. Eine weite Bucht, in der mehrere große Fahrzeuge und eine Unmenge von kleinen lagen, war ringsherum mit weißen Häuschen besetzt, im modernen Villenstil erbaut, und nach dem Berg hinauf, amphitheatralisch angelegt, wie es ja auch gar nicht anders sein konnte,

zog sich nun vollends eine ganze Kolonie solcher Villen, darunter aber auch wahre Paläste, und dazwischen immer Palmen und ganze Blumengärten.

Im übrigen will ich es kurz machen, alle Einzelheiten überspringen.

Wir hatten an einem gemauerten Kai festgemacht. Von den vielen Menschen, die am Hafen standen oder geschäftig herumliefen, kam nur ein einziger an Bord, ein Herr im weißen Tropenkostüm.

»Herr Kapitän Richard Jansen? Sehr angenehm. Davidson ist mein Name. Ich bin der Sekretär Seiner Herrlichkeit des Lords Archibald Seymour, in seinem Namen und Auftrag heiße ich Sie herzlichst willkommen.«

Das war die erste Begrüßung, äußerst höflich. Es wurde mir gleich bemerkbar gemacht, daß ich in diesem Sekretär noch immer einen Untergebenen vor mir habe.

[67]

»Wir dachten, wenn wir es überhaupt hoffen durften, Sie würden mit Ihrer ›Sturmbräut‹ kommen.«

O, das gab eine lange Schilderung, in der Meuterei und Blut die Hauptrolle spielten.

Doch Mister Davidson war ein echter, phlegmatischer Engländer, er verzog in seinem glattrasierten Gesicht keine Muskel.

»Schade, daß Sie mit Ihrer Mannschaft nicht im offenen Boote zu uns gekommen sind, in dem Zustande, wie Sie es beschrieben – das hätte Seiner Herrlichkeit wohl besondere Freude gemacht. Dann hätten Sie allerdings noch nicht hier sein können. Sie wollen das Schiff und die Meuterer doch nicht selbst nach Nanking bringen?«

»Das muß ich mir erst noch überlegen.«

»Wissen Sie, überlassen Sie mir die ganze Sache, und jetzt bitte ich Sie, mir zu folgen, Seine Herrlichkeit ist äußerst gespannt, Sie begrüßen zu dürfen.«

Ohne weitere Toilette zu machen, folgte ich dem Herrn. Den Weg nach dem stattlichen Haus oder mehr Palast will ich nicht beschreiben. Dann befand ich mich in einem überaus luxuriösen Salon, in dem aber der Charakter einer Kajüteneinrichtung gewahrt war, nicht nur durch die zahlreichen Schiffsmodelle, welche überall auf Postamenten aufgestellt waren und an den Wänden und der Decke herabhingen, und nicht nur solche, wie Matrosen sie in ihrer Freizeit schnitzen, allerdings immer noch kunstfertig genug, sondern von Elfenbein und von Gott weiß was, mit Silber und Gold ausgelegt, Prunkstücke allerersten Ranges, und so nach Geschmack eines Jachtsportsmans, der über immense Reichtümer gebot, war die ganze übrige Einrichtung.

Ich vermutete, daß Lord Seymour schon mit seinem ganzen glänzenden Hausstande, mit dem

[68]

früher in London geprunkt hatte, nach hier übergesiedelt war, was sich dann auch bestätigte.

Man ließ mich ziemlich lange warten. Aber ich wußte mir die Zeit zu vertreiben. Des Sekretärs letzte Frage war gewesen, ob ich schon gefrühstückt hatte. Jawohl, seit heute Mitternacht, seitdem ich auf den Beinen war, schon dreimal; aber das machte mir nichts aus, ich konnte auch zum vierten Male frühstücken. Und deshalb hatte ich lieber verneint.

Ein Diener trug auf. Alles delikat. Man merkte wirklich nicht, daß man sich auf einer weltverlassenen Insel befand. Es fehlte überhaupt gar nichts, was sich ein Gourmand nur wünschen kann. Aber man muß bedenken, daß ich eine lange Fahrt auf einem Segelschiffe hinter mir hatte, und so sehr bewandert in kulinarischen Genüssen war ich ja auch gar nicht.

Dann wandte ich meine Aufmerksamkeit dem Fenster zu, von dem aus man den Berg dieser Insel selbst erblicken konnte.

Am meisten wurde meine Aufmerksamkeit durch ein Loch gefesselt, ziemlich am Fuße des Berges gelegen, aus welchem in

unendlicher Reihenfolge kleine Wagen herauskamen, und dicht daneben gingen sie wieder hinein, nicht von Menschen gezogen, sondern sich von allein bewegend.

Es waren sogenannte ›Hunde‹. Hier wurde ohne Zweifel Bergbau betrieben. Die herauskommenden Wagen waren offenbar mit etwas gefüllt, nur konnte ich nicht erkennen, mit was, dazu war die Entfernung doch zu weit.

Als ich noch so hinblickte, sah ich plötzlich in ziemlich rascher Fahrt solch einen kleinen Wagen, aber doch wieder anders gebaut, den Berg emporklettern. Erst ging es durch Gärten, dann über grüne Flächen, dann verlor ich ihn in einem Walde aus den Augen, aber er kam auf der anderen Seite,

[69]

dort, wo der Kegelberg felsig und öde wurde, wieder zum Vorschein, dann noch durch einen Tunnel, und dann konnte ich ihn nicht mehr unterscheiden.

Aber an einem zweiten herabkommenden Wagen konnte ich es ganz deutlich sehen: hier war schon verwirklicht worden, wovon einmal Karlemann in Afrika an dem See und an dem Gorillabergh phantasiert hatte – es war eine Schwebebahn mit Hängewagn.

Mehr solcher Wagen sah ich jetzt nicht in Betrieb. Wohin der herunterkommende ging, konnte ich von hier aus nicht sehen, ebensowenig die Anfang- und Endstation für die Förderhunde.

Von einem anderen Fenster aus konnte ich diese Insel selbst etwas überblicken, d. h., den flachen Strand, ferner das Meer mit seinen zahllosen Inselchen, und besonders ein Berg war es, der jetzt meine Aufmerksamkeit fesselte, mich in Träume versetzte.

Ich hatte ihn schon vorhin erblickt, hatte mit Goliath darüber gesprochen, seine Bestätigung haben wollend; aber ich hatte es nicht erwähnt, um den Gang der Erzählung nicht zu stören.

Etwa fünf Kilometer von hier entfernt stieg ein Berg aus den Fluten empor, der aber mit den anderen gar keine Aehnlichkeit hatte.

Hier fehlte die sonst übliche Kegelform, dieser Berg oder vielmehr mächtige Felsen glich einer riesigen Zigarrenkiste, die aber mit der hohen Kante auf das Wasser gestellt war.

Es war der mysteriöse Vogelberg, von dem mir schon Goliath erzählt hatte, damals, als es sich um den aufgefischten Matrosen gehandelt, von dem mir wohl auch Mr. Tischkoff hätte erzählen können, wenn er gewollt.

Mr. Tischkoff, Blodwen – was machten die wohl jetzt? War es nicht doch etwas leichtfertig von mir gewesen, so ohne Abschied

...

[70]

»*Good morning, Sir,*« erklang da hinter mir eine fettige Stimme, die mich aus diesen Träumereien riß.

»Lord Archibald Seymour!«

Ach, wie ganz anders hatte ich mir den Präsidenten des Londoner Jachtklubs vorgestellt, als einen steifen, dünnen Engländer, jede Bewegung abgezirkelt, solch eine Pedanterie läßt sich mit Exzentrizität ja ganz gut vereinigen – und jetzt präsentierte sich mir ein dickes Männchen mit Pumphosen, aber trotz seines Schmerbauches fix wie ein Wieselchen, auch ebenso schnell in der Sprechweise, mit lustig zwinkernden Aeuglein, galant, liebenswürdig, händereibend.

Zunächst aber muß ich noch etwas bei seinem Aeußeren bleiben, doch auch nur in einer Sache.

Seine Herrlichkeit Lord Archibald Seymour hatte nämlich eine sogenannte Gurke im Gesicht. Er hatte einmal, wie ich dann später erfuhr, die Nase erfroren, sie war ihm abgebrochen, vorn die Spitze, war ihm wieder dranoperiert worden, und da war so ein blaurot angehauchtes Gewächs daraus geworden, ein entsetzliches Ding von einer Nase. Vielleicht mochte der ursprünglichen Kälte auch Portwein und Whisky etwas nachgeholfen haben, auch Schnupftabak kam noch hinzu. Denn der kurze, graumelierte Schnauzbart war ganz mit Schnupftabak bestreut, und ferner



konstatierte ich gleich mit untrüglichem Kennerblick, daß er beide Bäckentaschen, die einem Hamster alle Ehre gemacht hätten, mit Tabak vollgepfropft hatte.

»Willkommen, herzlich willkommen in meinem Königreiche, tausendmal willkommen . . .«

Und er bewillkommte mich weiter, mir eine Hand nach der anderen schüttelnd und dann beide zugleich, dabei von einem Beine aufs andere hopsend – ein Zappelmännchen durch und durch.

Ich war grenzenlos enttäuscht. Was? Das war  
[71]

der Mann, der dem allmächtigen und geheiligten Beherrscher aller Reußen eine heruntergehauen hatte?

Doch meine Enttäuschung war eine angenehme. Denn dieser Empfang war herzlich genug, und dabei auch ganz ehrlich gemeint, das mußte jeder sofort herausfühlen; dieser Mann war gar keiner Verstellung fähig.

Dann war mir die Hauptsache, daß ihm sein Sekretär meinen Bericht, wie ich mit dem fremden Schiffe hierherkam, schon wiedererstattet hatte, daß er sich auch sonst gar nicht weiter dafür interessierte; denn im Grunde genommen war er dennoch ein echt englischer Nevermindman, und so war ich dieser Sache ganz enthoben.

»Diese Halunken müssen gehangen werden, müssen gehangen werden, müssen gehangen werden – kchch – lassen Sie mich das nur machen, Sie brauchen sich gar nicht weiter darum zu kümmern, machen wir, machen wir!«

Na, das ließ ich mir gefallen. Und zu diesen vielen Wiederholungen brauchte er kürzere Zeit, als ein anderer, der schon ziemlich schnell spricht, zur einfachen Wiedergabe.

Näheres aber wollte er wissen, weshalb ich meine ›Sturmbräut‹ verlassen hätte.

Nun, ich erzählte. Ein Diener brachte mehrere Gläser und Flaschen, zwischen uns stand der Rauchtisch mit einem Dutzend Zigarrenkisten, ich bediente mich und erzählte also.

Dabei war mir erst jetzt, als wir uns gesetzt hatten, seine Weste aufgefallen. Was für ein braunschwarzes, schrumpfliches Ding war das nur? Es kam mir manchmal wie Leder vor, dann aber wieder nicht. Es war eher ein ganz feiner Stoff.

Auch die Uhrkette war auffallend. Das waren unbedingt menschliche Backzähne, die zusammengereiht waren, und zwar lauter mächtig hohle Dinger, durchaus

[72]

nicht so appetitlich aussehend, als wenn man den Milchzahn eines Kindes in Gold fassen läßt.

Und dann ferner die Pumphose! Auch so ein Monstrum. Vorhin war mir dies alles nicht so aufgefallen, da hatte ich immer nur die blaurote Gesichtsgurke bewundert.

Aus was diese Pumphose bestand, war nicht mehr zu unterscheiden. Ein Flicker am anderen, und auch schon diese Flicker von einem ehrwürdigen Alter zeugend.

Und als ich nun meine Musterung beendet, meinen Blick wieder nach oben richtete, da erwartete mich eine neue Ueberraschung.

Seine Herrlichkeit rauchte, wie ich – oder vielmehr, er hatte eine qualmende Mistgabel im Munde, oder, um mich poetischer und zugleich seemännischer auszudrücken: er rauchte aus dem Dreizack des Neptuns.

So kompliziert das klingen mag, so einfach war es. Es war eine Zigarrenspitze, in welche man drei Zigarren stecken konnte, alle drei gleichzeitig rauchend.

Uebrigens gar nicht so verrückt. Das gewährt dem Raucher besonderen Genuß, er kann sich den Geschmack der verschiedenen Zigarren mischen. Dann später hörte ich, daß auch ein Bruder des

preußischen Königs so raucht, sogar gleich sieben verschiedene Zigarren in eine Spitze steckt.

Damals aber war mir so etwas neu. Ich staunte nicht schlecht über den qualmenden Dreizack – und dann griff Seine Herrlichkeit in die rechte Westentasche und pfropfte sich die Nasengurke voll Schnupftabak, und als das besorgt war, füllte er seine vorher entleerten Backetaschen aus einer Schweinsblase von neuem mit losem Rauchtobak, den er dem Plattentobak zum Kauen vorzog, und dann wurde weiter aus dem Dreizack gepafft, bis wieder die Nase gefüttert werden mußte, und so ging das immer fort.

Am angenehmsten aber war mir, daß dieser  
[73]

Mann zuhören konnte, ohne einem immer unterbrechen zu müssen, denn das ist mir schrecklich.

»Teufelsweib, Teufelsweib!« sagte er in noch mehr Wiederholungen, nachdem ich ihm mein Verhältnis mit Blodwen geschildert, wie ich Abschied genommen. »Aber Sie sind auch ein Teufelskerl, ich gratuliere, meine Hochachtung, prost!«

»Weswegen?« mußte ich lächeln. »Weil ich mich nicht einen Bettler nennen lassen wollte?«

»Nee, wegen Ihrer Geschichte mit Uruguay und Argentinien, wie Sie diese beiden Republiken angezapft haben. Phänomenal!«

Er wußte alles, und er erging sich in Bewunderung  
[74]

und Lobesergüssen über mich, die ich hier nicht wiederholen kann.

»Erfuhr alles aus erster Quelle, wenigstens die Einleitung dazu, wie Sie die Silberbarren bekamen – von Brown und Fairfax.«

»Sie kennen diese beiden Herren?«

»Kennen? Die sind hier!«

Ich erfuhr, daß sich außer diesen beiden alten Bekannten schon noch drei andere eingefunden hatten, die nichts weiter zu tun hatten, als mit ihrer eigenen Jacht in der Welt herumzugondeln und

Abenteuer aufzusuchen, und es konnten immer noch zwei andere erwartet werden, denn Lord Seymour hatte seine Einladung an alle derartigen Seesportsmen ergehen lassen, so weit das möglich war.

Was die hier tun wollten? Ein Reich von Seezigeunern gründen. Mr. Brown und Mr. Fairfax hatten die Anregung dazu gegeben, oder eigentlich ich, indem ich in ihrer Gegenwart nur einmal das Wort ›Seezigeuner‹ ausgesprochen, was ihnen so ungemein imponiert hatte.

Der Leser entsinnt sich, wie sie schon davon begannen, wobei sie aber durch das Signalisieren des brasilianischen Kriegsschiffes unterbrochen wurden, und dann hatten sie mir auch noch jene Abschiedsworte gesagt, schon eine Andeutung machend, was sie beabsichtigten.

Sie waren nach London gegangen, fanden in Lord Archibald Seymour, der sich zufällig dort aufhielt, den richtigen Mann zum Ausführen ihrer phantastischen Pläne.

Von Lord Seymour selbst habe ich nur zu sagen – was ich so nach und nach erfuhr – daß er schon vor vielen, vielen Jahren beschlossen hatte, sich hier in der Südsee auf einer Insel anzusiedeln. Diese ganze Ellicegruppe und noch viele andere waren sein Privateigentum – geworden durch jene englischen

[75]

Kolonialverhältnisse, die ich schon früher erwähnt habe, und Lord Seymour hatte diesen seinen australischen Inselbesitz, den er von seinen Ahnen geerbt, bisher noch nicht an England abgetreten.

Er hatte also schon früher hier auf Fanafute gebaut. Dann war in ihm jene phantastische Idee entstanden, solch einen australischen Inselarchipel zum Mittelpunkt der gesamten politischen Weltmacht zu machen.

Er wurde mit seiner wahnwitzigen Idee natürlich ausgelacht – gut, Lord Seymour war seiner Wege gegangen. Nun aber hatte er erst recht hier gebaut, um sich in der Südsee sein eigenes Reich zu

schaffen, allerdings nicht anders, als wenn sich ein reicher Mann, der mit aller Welt zerfallen ist, auf ein Schloß zurückzieht, um mit der ganzen übrigen Menschheit gar nicht mehr in Berührung zu kommen.

Ganz vor kurzem war nun Lord Seymour, nachdem er schon seit zwei Jahren hier so gehaust hatte, einsam, wenn auch von zahllosen Dienern und Arbeitern umgeben, wieder einmal nach London gekommen, um sich einiges für seine Insel zu beschaffen.

Da also hatten Mr. Brown und Mr. Fairfax ihn getroffen, welche selbstverständlich Mitglieder des Londoner Jachtklubs waren, sie hatten ihm ihre unterdessen ausgeheckten Pläne vorgelegt, und nun war Lord Archibald Seymour gerade derjenige, der auf so etwas mit Feuer und Flamme einging.

Was sie beabsichtigten? Wollte ich ausführlich werden, so müßte ich darüber ein dickes Buch schreiben. Aber für den Leser, der selbst etwas Phantasie besitzt, genügen nur einige Andeutungen.

Ein freies Reich von Seeleuten wollten sie hier gründen. Oder sagen wir gleich: ein Reich von Seezigeunern! Denn dieses Schlagwort war nun einmal gegeben.

Jeder Wassersportsman, der genug Mittel besaß,  
[76]

um sich seine eigene Jacht halten zu können, sollte hier eine Insel bekommen, auf der er sich häuslich niederließ. Jeder ging nach wie vor seine eigenen Wege, auf seiner Jacht in die Welt hinaus, um Abenteuer zu bestehen, und was sie dabei erbeuteten, das brachten sie hier zusammen, stapelten sie hier auf ihren Inseln auf, jeder auf seiner eigenen, oder auch auf einer gemeinsamen, welche als Versammlungsort der Seezigeuner diente, hier Fanafute, entsprechend dem Klublokal.

Man wolle das Wort ›Beute‹ recht verstehen. Sie wollten nicht etwa Piraten werden. Nicht einmal an Schätze braucht man zu

denken. Raritäten aus aller Herren Ländern, Kleinodien und dergleichen. Ja, eben ihre erlebten Abenteuer sind darunter zu verstehen, die Erinnerung daran. Hier kamen sie von Zeit zu Zeit zusammen, und dann erzählten sie sich beim Becherklang von ihren Reisen. Aber ein Buch schrieben sie darüber nicht, das war in diesem freien Zigeunerreich sogar direkt verboten. Das war eine Art von Hochverrat. Alles nur für sich, die Welt draußen durfte gar nicht erfahren, was hier getrieben wurde. –

Mit den lebendigsten Worten hatte mir Lord Seymour diesen Zigeunerstaat geschildert, und dieses dicke Männchen verstand wirklich zu sprechen. Immer mehr wurde er Feuer und Flamme.

»Verstehen Sie, was für ein Reich wir hier gründen wollen?«

Na und ob ich so etwas verstand! Aber ob ich da selbst mitmachte, das war eine andere Sache. Doch darüber später mehr.

Da sprang das dicke Männchen auf und schlug mir auf die Schulter.

»Und Sie sollen der König dieses Zigeunerreiches werden!«

Mir kam dieses Angebot gar nicht so sehr

[77]

überraschend. Daß man mit mir etwas Besonderes vorgehabt, lag ja klar genug auf der Hand.

Zuerst aber war ich jetzt doch etwas erstaunt, und das ist ebenfalls begreiflich.

»Ich?«

»Ja, Sie! In der nächsten Sitzung, die wir abhalten, heute schon, werden Sie einstimmig zum König der Seezigeuner ernannt.«

»Ja, Mylord, wie komme ich denn zu dieser Ehre?« fragte ich jetzt ganz gelassen.

Weniger gelassen erging sich der Lord wieder in Lobeserhebungen über mich. Kurz, ich sei der rechte Mann dazu.

Ich selbst sann vorläufig immer nur über eine Abwehr nach.

Denn so phantastisch veranlagt ich auch war – gerade diese Idee behagte mir durchaus nicht, am allerwenigsten die Rolle, die mir dabei zugeteilt werden sollte.

»Aber solch ein Reich kann doch keinen König haben, das muß eine freie Republik sein,« wehrte ich zunächst leise ab.

»Ganz im Gegenteil. Verstehen Sie nur recht. Es gibt kein freieres, ungebundeneres Volk, als die umherschweifenden Zigeuner, und dennoch stehen die einzelnen Banden unter Häuptlingen oder Stammesältesten, die unumschränkte Macht haben, über Leben und Tod, es soll sogar einen König geben, der über sämtliche Zigeuner herrscht. Und auch hier wird es zu Streitigkeiten kommen, da brauchen wir ein Oberhaupt, welches Recht spricht . . . «

Und so redete Lord Seymour noch lange weiter, und in diesem Falle, wenn ich auf seine Ideen einging, mußte ich ihm recht geben.

Ja, der Lord machte schon Andeutungen, und zwar ziemlich starke, daß sich diese hier angesiedelten Jachtsportsmen, diese Seezigeuner, untereinander

[78]

befehden würden, von Insel zu Insel, im blutigen Kampfe, trotz aller Gemütlichkeit – und ich brauchte mir nur die Gestalten des englischen Haarwasseronkels und des amerikanischen Puppenkleidermachers vor Augen zu führen, um so etwas durchaus nicht für unmöglich zu halten, ich hatte ja einen ihrer Seekämpfe selbst mit erlebt. Und hier ging das nun erst richtig los, das alte Rittertum lebte wieder auf, nur zur See, die Ritterburgen waren die Inseln.

Sogar der sonst äußerst nüchterne Mahlsdorf schien schon so etwas geahnt zu haben, als er vorhin jene Bemerkung gemacht hatte.

»Wollen Mylord denn aber nicht selbst diesen Posten eines Protektors übernehmen?«

»Protector, ja. Aber solch ein König als Schiedsrichter, nein. Ich will von hier aus nur die Entwicklung des Ganzen beobachten.«

Aha! Aha!! Dieses dicke Männchen war ein Fuchs!

Aber dabei war er offen, das mußte man ihm lassen, und das gefiel mir ganz besonders an ihm. Nun wollte ich es auch sein.

»Nein, ich nehme diese Wahl als König nicht an.«

»Weshalb nicht?«

Er hatte es ganz gelassen gefragt, ohne besondere Enttäuschung.

»Sie sagten vorhin doch selbst, jeder dieser Seezigeuner müsse seine eigene Jacht besitzen, und mir gehören nicht einmal diese Oberkleider, die ich trage . . . «

»O, was das anbetrifft, ich stelle Ihnen ein Schiff zur Verfügung, soviel Sie wollen, schenke es Ihnen . . . «

»Ich bedaure, ich nehme absolut nichts geschenkt,« unterbrach ich ihn mit einiger Kälte.

Er sah mich einen Augenblick mit großen Augen an.

[79]

»*Very well*, ich verstehe Sie. Sie sind ein Ehrenmann. *Well*, lassen wir jetzt einmal den Zigeunerkönig ganz aus dem Spiele. Jene Herren irren sich übrigens etwas. So etwas kann nicht mit einem Male gegründet werden, sondern muß sich nach und nach entwickeln. Meinen Sie nicht?«

»Da bin ich ganz Ihrer Ansicht,« entgegnete ich, und ich freute mich wirklich, dieses Männchen jetzt so vernünftig sprechen zu hören.

»*Well* – was gedenken Sie nun zu tun?«

»Es bleibt mir wohl nichts anderes übrig, als die ›Kalliope‹ selbst nach Nanking zu bringen, da haben wir, ich und meine treue Mannschaft, zunächst ja gleich Beschäftigung.«

»Und dann?«

»Nun, dann muß ich mich eben nach einem Kapitänsposten umsehen. Es würde mir wahrscheinlich sehr leicht gelingen,



gleich das Kommando über die ›Kalliope‹ zu bekommen, obgleich ... mir das schließlich doch nicht so angenehm wäre.«

»Weshalb nicht?«

»Mit diesem Schiffe sind doch höchst traurige Erinnerungen verbunden ... «

»Ich verstehe, ich verstehe. *Well*, auch ich kann doch Schiffsreder sein, bin es sogar wirklich – treten Sie in meine Dienste.«

»*Well*,« sagte auch ich jetzt, »darüber läßt sich sprechen.«

#### IN FEINER GESELLSCHAFT.

Aber nicht sofort wurde darüber gesprochen.

Wir hatten erst die achte Morgenstunde, die anderen Gäste, welche gestern abend, wohl wie gewöhnlich, ein kleines Zechgelage gehabt und

[80]

infolgedessen bis in den späten Morgen hinein geschlafen hatten, machten sich jetzt bemerkbar.

Lord Seymour bat um Entschuldigung, er wolle die Herren erst begrüßen, mich dann ihnen vorstellen.

»Also lassen wir erst einmal den Zigeunerkönig und überhaupt die ganze Zigeunerei aus dem Spiele,« war sein letztes Wort.

Es war heute mein fünftes Frühstück, bei welchem ich Mr. Brown und Mr. Fairfax wiedersah und die Bekanntschaft der drei anderen Sportsmen machte, denen sich alsbald ein sechster hinzugesellte, ein Franzose, dessen Jacht ich vorhin hatte einschleppen sehen.

Nur von diesem letzten, der sich ebenfalls zum Seezigeuner berufen fühlte, will ich erwähnen, daß er berufsmäßig Schokolade machte. Mitinhaber der größten Pariser Schokoladenfabrik, der größten der Welt – auch so ein Kerlchen, das nicht genau wußte, wie groß sein Einkommen eigentlich war und der den schnöden Mammon durch die verschiedensten Tollheiten und hauptsächlich

auf See zu verpulvern suchte. Er hatte an Bord seiner Jacht ständig einen ganzen Harem, dessen einzelne Mitglieder er in jedem Lande, das er besuchte, immer auswechselte. Das mag über Monsieur Chevalier vorläufig genügen.

Von den drei anderen war der eine noch ein Engländer, der zweite ein pomadiger Holländer, der dritte ein Australier. Diese brauchten sich ihr Geld nicht erst zu verdienen – nur mit der Couponschere. Höchstens will ich noch von dem Australier erwähnen, daß er an Bord seiner Jacht zwei Aerzte mit sich führte, welche nichts weiter zu tun hatten, als Mr. Rug jeden Tag einmal mit ihrer Kunst nüchtern zu machen. Denn wenn Mr. Rug nicht schlief, dann war er besoffen. Sonst aber ein ganz patenter Mensch. Nur schade, daß man sich so selten

[81]

mit ihm unterhalten konnte. Egal besoffen! Und dem armen Menschen ging's immer zuerst auf die Sprache. Kein Wort brachte er mehr heraus. Nur im Traume führte er manchmal verständliche Selbstgespräche, dann auch ganz vernünftige. Was für eine Natur dieser Kerl besaß, habe ich nie begriffen. Denn dabei strotzend vor Gesundheit.

Und die anderen beiden – na, ich will lieber aufhören, denn wir wurden später immer und immer mehr, und unmöglich kann ich sie alle schildern. Und jeder einzelne, den ich kennen lernte, war ein Original. Eigentlich ist das auch selbstverständlich. Wer sich ganz auf ein Schiff zurückzieht, weil er an Land nicht mehr leben kann oder mag, der muß doch irgendwo eine lockere Schraube haben – und das meistens im Kopfe.

Mr. Ulysses Brown hatte sein linkes Ohr jetzt richtig an der Uhrkette hängen. Aber in besonderer Weise, gewissermaßen mit Hindernissen. Das Präservieren eines menschlichen Ohres ist wohl nicht anders möglich, als daß man es in Spiritus setzt. Und der Haarwasseronkel hatte dies denn auch getan, er trug sein Ohr an der Uhrkette in einem hocheleganten Krystallflakon, welches

Spiritus enthielt. Und was den Puppenkleidermacher anbetrifft, so hatte dieser zur Abwechslung einmal . . .

Doch wirklich, ich muß mit solchen Schilderungen abbrechen, sonst werde ich nie fertig. Ich kann die Schrullen dieser Leutchen höchstens so nach und nach bei passender Gelegenheit mit anführen.

Wir wurden einander vorgestellt, erneuerten die Bekanntschaft.

»Hallo, Käpt'n,« sagte der Haarwasseronkel.

»Mmmmmornning,« mauschelte der Puppenfabrikant durch seine krumme Nase.

Mr. Paulus Rug, der Australier, ein breitschultriger Hüne mit einem wahren Büffelkopf, fiel

[82]

bei der Vorstellung um und warf dabei den ganzen schon überreich gedeckten Kaffeetisch über den Haufen.

Als er zwischen den Scherben lag, zwischen gerösteten Brotschnitten, Butter, Schinkenscheiben, Brunnenkresse und anderen kaubaren und nichtkaubaren Dingen, fing er sofort an zu schlafen, was ihm aber auch gleich die Zunge löste, die er gegen meine Person vergebens in Bewegung zu setzen versucht hatte.

»Zucker, mehr Zucker in den Brandy, Jonny,« sagte er jetzt im Traume ganz verständlich und manierlich. »Noch mehr Zucker, Jonny – stich dem Kerl die Augen aus, Jonny – beide Augen – ja, ja, alle beide Augen – sämtliche Augen – ja, ja, stich ihm sämtliche Augen aus – aber noch etwas mehr Zucker in den Brandy, Jonny . . .«

Wir anderen setzten die Unterhaltung an einem neugedeckten Frühstückstisch fort.

»Wie geht es Ihrer Herrlichkeit der Lady von Ollanstjerne?« fragte Monsieur Chevalier den Wirt.

Lord Archibald Seymour schob soeben ein Bündel Wasserkresse unter seine Gesichtsurke. Ich dachte lebhaft an einen Elefanten,

der so mit seinem Rüssel einen Haufen Gras zusammenrafft und ihn sich ins Maul schiebt.

»Meiner Mutter? Danke, der geht's ganz gut.«

»Leidet sie noch immer so an Gicht?«

»Nee, gar nicht mehr.«

»Was? Das hat sich nach zwanzigjährigem Leiden, das sie immer ans Bett fesselte, wieder gelegt?!«

»Jawohl, das ist ganz vorbei.«

»Sie hat keine Schmerzen mehr?«

»Absolut nicht.«

»Wie ist denn das gekommen?«

»Ja, wie das nun eben so kommt im Leben.«

»Ihre Frau Mama kann wieder gehen?«

»Nee, gehen kann sie freilich nicht mehr.«

[83]

»Nicht? Weshalb denn nicht?«

»Nu, meine Mutter ist doch schon seit einem halben Jahre tot.«

Himmelbombenelement noch einmal! Ja, dann freilich hatte die gute Frau keine Gicht und keine sonstigen Schmerzen mehr! Aber gehen konnte sie nun freilich auch nicht mehr, das war zuviel verlangt.

Und wie das nun alles so mit kauendem Munde hervorgebracht worden war! Leider schriftlich nicht wiederzugeben.

Wenn ich jetzt vor Lachen nicht herausplatze, so hatte ich dies nur dem Umstande zu verdanken, daß ich mich in diesem Augenblicke noch mehr über die anderen wunderte, welche dies mitangehört hatten.

Auch nicht das geringste Zucken im Gesicht! Vollständige Nervermindmen, abgebrüht gegen alles, die Nerven auch durch gar nichts mehr zu kitzeln. Das galt auch von dem Franzosen.

Ja, man sondert sich nicht ungestraft von der Welt ab, um ganz auf dem Schiffe, auf dem unendlichen Meere zu leben!

»Da hat Ihre Frau Mutter also nicht mehr die Erfüllung ihres Herzenswunsches erlebt?« fuhr der Franzose fort.

»Welchen Herzenswunsch?«

»Ihren größten.«

»Daß ihre schwarze Katze Junge kriegte? Konnte das Vieh nicht, 's war 'n kastrierter Kater.«

»Daß Sie doch noch die Lady Umberdan heiraten würden, meine ich,« fuhr der Franzose unbeirrt fort.

Zunächst löffelte Seine Herrlichkeit bedächtig ein weiches Ei aus.

»Nee,« meinte er dann, »das hätte sie auch nicht erlebt, und wenn sie alt wie eine Methusaselma geworden wäre. Ich will Ihnen einmal offen meine Meinung sagen. Die Lady ist ein viel zu schönes Weib, dabei hat sie nischt – also würde sie mich doch

[84]

nur meines Geldes wegen heiraten. Und das ist der Grund, warum ich überhaupt nicht geheiratet habe und auch niemals heiraten werde. Denn ich würde nur ein Mädchen heiraten, von dem ich bestimmt weiß, daß es mich wirklich liebt. Aber wer soll denn so einen Kerl wie mich, der so einen blauen Zinken im Gesicht hat, aus Liebe heiraten? 's geht doch immer bloß um mein Geld. Nee, is nisch! Dieses bildschöne Weib soll lieber meinen Neffen heiraten, das ist ein stattlicher Kerl, so wie der Kapitän da, noch gesund und ungebrochen, das gibt für Oldengland ein kräftiges Geschlecht, und für die Mitgift werde ich sorgen. Aber ich mit meinem blauen Riechzinken – nee, das könnte ich diesem armen Mädél niemals antun.«

Erst mußte ich mir das Lachen verbeißen – und dann hätte ich dem Besitzer dieses Riechzinkens so gern die Hand geschüttelt. *A la bonheur*, der hatte das Herz auf dem rechten Flecke!

»Außerdem,« setzte Lord Seymour noch hinzu, eine mächtige Prise nehmend, wobei die Hälfte des Schnupftabaks auf das vor

ihm liegende Butterbrot fiel, was ihn dann aber nicht im geringsten genierte, »außerdem bin ich überhaupt so ein Schweineluder.«

Selbsterkenntnis ist der Anfang aller Weisheit!

Na, jetzt mußte ich doch einmal aus vollem Halse lachen, was hier auch gar nicht verübelt wurde.

Und wolle mir auch der Leser nicht verübeln, daß ich so etwas wiedergebe, wolle er sich aber auch nicht über den Ton wundern, der in dieser Gesellschaft herrschte.

Das Seeleben verroht. Leider! Es ist nicht anders. Ich habe oft darüber nachgegrübelt, mit verständigen Personen darüber gesprochen, woher das nur kommen mag. Irgendeinen Grund muß es doch haben, daß alle Seeleute so mörderisch fluchen, und je besser einer zu fluchen weiß, ein desto tüchtigerer

[85]

Matrose ist er nämlich. Darüber besteht kein Zweifel. Und diesen Ton eignen sich alle an, die sich immer an Bord befinden, wenigstens auf Transportschiffen.

Hört man schon heraus, was daran schuld sein mag?

Das Fehlen des Weibes. Denn ich glaube an den veredelnden, unbewußt veredelnden Einfluß der Frau auf den Mann.

Und wenn jetzt jemand gleich kommt und sagt: »Na, es gibt auch noch andere Weiber, welche einen weniger veredelnden Einfluß ausüben ...« gut, er hat recht – aber er hat sich doch selbst sein Charakterzeugnis ausgestellt, ich danke für seine Gesellschaft. Da ist mir dieser edle Lord, der sich gleich selbst ein Schweineluder nennt, doch noch lieber.

Uebrigens braucht man nicht zur See zu gehen – man kann an Land bleiben – was für einen Ton der viele Umgang mit Pferden erzeugt – zwischen Offizieren, mögen sie sonst noch so »vornehm« sein – wenn sie unter sich sind, wenn das Gespräch von den Pferden auf die Weiber kommt, was für Ausdrücke man da hört ...

nein, da ist mir so ein blutigottverdammter Matrose doch noch lieber.

»Sie haben überhaupt niemals ans Heiraten gedacht, Mylord?«

»Ich? Nee!«

Und Mylord löffelte sein sechstes Ei aus.

»Ja,« widerrief er dann seine vorige Verneinung. »Damals, als meine Nase noch nicht erfroren war. Da hätte ich beinahe einmal geheiratet.«

»Wer war die Dame?«

Der Lord hielt mitten in der Bewegung inne; seine sonst so listig blinzelnden Aeuglein nahmen einen starren Ausdruck an, als er vor sich hinsah, dann wollte er sich gewiß in den Haaren kratzen, vergaß aber, daß er den silbernen Löffel in der Hand hielt [86]

gefüllt mit Eigelb, und so schmierte er sich dieses in die Haare.

»Ich weeiß nich mehr, wie se hieß,« kam es langsam heraus, und das Löffelchen wurde wieder ins Ei und in den Mund geführt. »Ja, die hätte ich beinahe geheiratet. Jawohl, so war's; ich war schon auf dem Wege zu ihr, wollte um ihre Hand anhalten – da erfror mir die Nase. Es war ein mächtig kalter Tag. Na, mit der kalten Nase wollte ich doch nicht hin. Ich hatte sie mit Katzenfett eingeschmiert, nach drei Tagen wollte ich wieder hin – da bricht mir vorne die Nasenspitze ab. Teifel, dachte ich! Und dann brach mir noch ein Stück ab. Na, und dann wurde diese Gurke draus. Whisky mit Selters!«

»Hahahahaben Sie diese Nnndame gelililililiebt?« fing jetzt der Puppenkleidermacher, der heute seinen Stottertag hatte, durch sein krummes Riechorgan an.

Der Lord hatte sein Glas Whisky mit Soda ausgetrunken.

»Welche Dame?«

»Nnnnnun, die Sie heiheiheiheiraten wollten.«

»Ob ich die geliebt habe? Ich? Nee!«

»Weshalb wollten Sie sie denn da heiraten?« übernahm jetzt wieder der Franzose die Fragen, der dazu weniger Zeit brauchte.

»Weshalb? Hm. Ich glaube, sie hatte irgend etwas Besonderes an sich – ach ja, einen großen Leberfleck auf der Backe, der sah gerade aus wie eine Mondsichel – faktisch, das richtige Mondgesicht war deutlich zu erkennen – das imponierte mir – faktisch, die hätte ich gerne gehabt. Ich sammelte schon damals.«

»Hahahahahaben Sie überhaupt schon einmal gelililililililililililililili . . . «

» . . . iebt,« ergänzte der Haarwasseronkel seinen Freund, mit dem er sich manchmal ›dulierte‹.

[87]

»Ja, dadadadadas wowowowollte ich nnnnnsagen. Hahaha-haben Sie schon einmal gelilililili . . . «

» . . . iebt,« kam der Haarwasseronkel abermals zu Hilfe.

Ich musterte die Gesichter der Anwesenden. Heiliger Klabautermann, hatten diese Menschen eine Ruhe! Aber auch die servierenden Diener zuckten mit keiner Wimper.

»Sie, Mymymymylord,« fing dieser unglückselige Puppenkleiderschneider mit seinem krummen Riechorgan wieder an, »hahahahahaben Ssssss – ich weiß gar nicht, mir fällt heute das Sprechen recht schwer – hahahahaha . . . «

»Ob Sie schon einmal geliebt haben, Mylord,« machte ich jetzt schnell den Frager; denn mir stand bereits der Angstschweiß auf der Stirn.

Und endlich merkte der edle Lord, daß es ihm galt, er belilililiebte, von seinem achten oder neunten Ei aufzusehen.

»Sie meinen mich? Ob ich überhaupt einmal geliebt habe? Ja.«

»Wen?«

»Die hier.«

Und er griff an seine Weste und hielt die aus hohlen Backzähnen bestehende Uhrkette etwas empor.



»Das sind doch menschliche Zähne?« wurde noch zur Vorsicht gefragt, und das war auch sehr notwendig, denn es waren wirklich ganz unverschämte Zähne, man hätte auch an die eines uralten Hammels denken können. Solch defekte Zähne kann aber eigentlich nur ein Mensch bekommen.

»Damals freilich hatte sie andere Zähne. Es war eine Jugendliebe.«

»Bitte, erzählen Sie.«

»Ich war noch ein dummer Junge. Dumm? Na, ich mag fünfzehn gewesen sein, und mit diesem Alter kann man schließlich geradeso aufrichtig und

[88]

heiß lieben wie mit dreißig. Sie war bedeutend älter als ich. Schon über die Mitte der zwanzig hinaus. Außerdem war sie schon verheiratet. Mit einem kleinen Bahnbeamten. Was machte das für mich? Für mich war es ein anbetungswürdiger Engel. Beim Derbyrennen war es, wo ich sie sah. Und ich sah keine Pferde mehr laufen. Ich sah nur sie. Und dann träumte der Knabe Tag und Nacht von ihr. Zu sehen bekam ich sie nicht mehr. Nur zufällig hatte ich ihren Namen gehört, und daß ihr Mann ein Weichensteller war. Und der Knabe wurde ein Mann, und er träumte noch immer von seinem Ideal. Auch noch, als ich meine Nase erfror und so ein blauer Zinken daraus wurde. Es ist ungefähr sechs Jahre her, da endlich sah ich sie wieder. Auf der Straße. Sie war unterdessen ein altes Mütterchen geworden. Ja freilich, es waren unterdessen mehr als fünfunddreißig Jahre vergangen.«

Gedankenvoll spielte der Lord mit den hohlen Backzähnen. Und mir stieg es plötzlich ganz heiß, zum Herzen empor.

»Und Sie haben sie wiedererkannt?«

»Auf der Stelle. Obgleich sie kein besonderes Kennzeichen an sich hatte. Und obgleich mir die ganzen fünfunddreißig Jahre immer nur die lieblichen Engelszüge der jungen Frau vorgeschwebt hatten. Trotzdem erkannte ich sie sofort wieder. Ich sprach sie

an. Sie hatte einen anderen Namen. Und dennoch, ich irrte mich nicht, sie hatte zum zweiten Male geheiratet. War schon wieder Witwe. In den ärmlichsten Verhältnissen. Einen Haufen Kinder. *Well*, vor zwei Jahren ist sie gestorben. Ich habe sie bis zu ihrem Tode unterstützt. Ihren Verhältnissen entsprechend. Habe für die Kinder gesorgt. Aber unbekannt. Hat nie erfahren, daß Lord Archibald Seymour sie fünfunddreißig Jahre lang geliebt hat, von ihr jede Nacht geträumt hat – von der Frau

[90]

des Weichenstellers. Ich sah sie noch einmal auf dem Totenbette. Aber immer unbekannt. Wollte mir eine Haarflechte abschneiden. Hatte keine Haare mehr auf dem Kopfe, kein einziges. Trug eine Perücke. *Well*, da habe ich ihr die Zähne rausruppen lassen. Die Kinder forderten gar nicht viel dafür. Habe mir diese Uhrkette davon machen lassen. Dann ging ich hierher in die Südsee.«

Lord Seymour schwieg, hatte nichts mehr zu erzählen. Und das heiße Schlagen meines Herzens wollte noch nicht aufhören.

O, Liebe, Liebe, wie bist du wunderbar!! Die Ausdrucksweise des Erzählers konnte mir nichts von dem idealen Werte dieses rührenden Geschichtchens rauben. Und das dicke Männchen mit der blauen Gesichtsurke stieg plötzlich himmelhoch in meiner Achtung, wieder hätte ich ihm die Hand drücken mögen.

»Ist das wahr? Ist das eine Weste von Menschenhaut?« fragte da der Holländer.

»Ja.«

Und Lord Seymour strich wohlgefällig oder zärtlich über das braunschwarze Ding, das sich in zahllosen Fältchen, ganz verschrumpelt, über sein dickes Bäuchlein spannte, faßte die Weste unten, zog sie glatt, ließ sie in ihre Fältchen zurückschnellen.

Ich blickte starr hin, glaubte nicht recht gehört zu haben.

»Aus Menschenhaut?«

»Yes.«

»Sie haben Ihrer Geliebten doch nicht etwa die Haut abziehen lassen?!«

»Der? Nee. Das ist die Haut des ältesten Menschen, der nachweislich, d. h. wie durch Urkunden bekräftigt ist, auf der Erde gelebt hat.«

Mit Stolz hatte der Lord es gesagt, dabei  
[91]

wieder liebkosend an der unheimlichen Weste herunterstreichend, und dann gab er die nähere Erklärung.

»Vor etwa fünf Jahren ging durch die Zeitungen die Notiz, auf einer kleinen karibischen Insel, in der Nähe von Trinidad, lebe ein Indianer, der einhundertsiebzig Jahre alt wäre. Das konnte auch beglaubigt werden; denn auf jener Insel hauste schon seit reichlich zweihundert Jahren ein und dieselbe englische Missionarsfamilie; der Beruf, diese menschenfressenden Wilden dem Christentume zuzuführen, war immer vom Vater auf den Sohn übergegangen, stets waren Tagebücher geführt worden, und da stand auch verzeichnet, daß am 4. November im Jahre 1693 dem Jeremias, einem bekehrten Indianer, früh um fünf ein gesundes Knäblein geboren worden sei, welches drei Tage später in der heiligen Taufe den Namen Josua erhalten habe.

»Und dieser Josua lebte noch immer, in seinem hunderteinundsiebzigsten Jahre stehend. Und das war um so glaubwürdiger, als sein ältester Sohn ebenso nachweislich einhundertvierundfünfzig Jahre alt war – dort wird zeitig geheiratet – und unter anderem eine Enkelin noch in ihrem Hundertsechsenddreißigsten geheiratet hatte – als Jungfrau, wie in dem Kirchenbuche ausdrücklich verzeichnet war. Das hohe Alter war in der ganzen Familie erblich. Der alte Josua hatte Ururururenkel, im ganzen wohl an die fünfhundert Nachkommen, abgesehen von denjenigen, welche gestorben waren. Es ist dort überhaupt eine gesunde Gegend. Das heißt, die Kariben werden alle sehr alt – natürlich nur, wenn

sie nicht schon jung sterben oder sonst ihren Tod finden. Die Kariben sagen, das komme vom Genuß des Menschenfleisches her. Ob's wahr ist, weiß ich nicht, habe noch kein Menschenfleisch gegessen.

»Nun, mein Entschluß war sofort gefaßt. Diesen ältesten Menschen der Welt mußte ich natürlich in

[92]

meinem Museum haben. Also ich schickte sofort einen Vertrauensmann hin, mit dem Auftrage, mir diesen alten Josua zu bringen, der sich noch einer ganz guten Gesundheit erfreuen sollte. Falls er aber doch schon unterdessen gestorben war, sollte mir mein Sekretär ihn einbalsamiert oder noch besser ausgestopft bringen. War er schon längere Zeit tot, schon verfault – na, dann irgendein anderes Andenken von ihm, mindestens die Knochen, die Haare, die Zähne, die Nägel und was sonst von den Würmern verschmätzt wird.

»Mein Sekretär ging hin. Richtig, der Alte lebte noch. Mr. Johnson wurde auch mit der ganzen Verwandtschaft handelseinig. Sie machten es sogar sehr billig. Nur drei Buttels Whisky wollten sie für ihren alten Großpapa haben.«

Der Erzähler machte eine Pause, um sich nachdenklich hinter dem Ohre zu kratzen.

»Ja,« fuhr er dann ebenso nachdenklich fort, »nun muß aber irgendein Versehen passiert sein. Die Verwandten müssen meinen Sekretär falsch verstanden haben. Die dachten wohl, der weiße Mann, hätte Appetit auf den alten Großpapa. Kurz, als Josua herbeigebracht wurde, hatten sie ihn schon geschlachtet und sogar schon tranchiert . . . «

»Was?!« schrie ich entsetzt.

»Jawohl, sie hatten ihn schon geschlachtet, gleich bratfertig, hatten schon die Knochen herausgeschält, die waren schon von den Hunden gefressen worden. Nur die Haut hatten sie ihm vorher fein säuberlich abgezogen, und die war noch vorhanden. Na,

so bekam mein Sekretär für die drei Buttels Whisky nur die Haut. Die Kinder und Enkel und Urururururenkel haben das Familienerbteil dann selber gefressen. Keiner bekam viel ab, es waren gar zu viele. Und schrecklich zäh soll er gewesen sein! Natürlich, mit einhunderteinundsiebzig Jahren! Na, und ich  
[93]

habe mir die Haut gerben und eine Weste davon machen lassen. Ich hätte auch gern eine Unterhose davon gehabt, aber dazu langte es nicht. Es war ja so ein klapperdürerer Kerl . . . «

»Reichte schon die Haut des Oberkörpers zu dieser Weste?« wurde wißbegierig gefragt, aber mit unerschütterlicher Miene.

»I wo, nicht daran zu denken! Bei meinem Bauche! Die Weste ist aus den verschiedensten Teilen zusammengeflickt. Es ist übrigens eine Aermelweste, und was hier die Aermel sind, das waren des alten Kariben Beine, und was Sie hier vorn sehen, das Vorderteil, das war Josuas Hinterteil.«

Jetzt konnte ich diese merkwürdige Weste mit noch ganz anderen Augen bewundern.

»Ist Ihnen diese Weste ein besonderer Talisman? Glauben Sie, daß Ihnen die Haut solch eines uralten Mannes, am Körper getragen, das eigene Leben verlängert?«

»I wo, solchen Aberglauben gibt es bei mir nicht! Nur eine Liebhaberei! Solch eine Weste hat sonst kein anderer Mensch auf der Welt.«

Da hatte er allerdings recht.

Lord Seymour zog an den Backzähnen seiner Geliebten eine silberne Uhr hervor, der sonst nichts Auffälliges anzumerken war.

»Und wissen Sie, was für eine Uhr das ist, wer die früher getragen hat?«

»Nun?«

»Der größte Mörder der Erde, der aus Habgier die meisten Menschen hinübergebracht hat, und das mit einem Male.«

»Und wer ist das?«

»Das ist die Uhr, welche Kapitän Rosario getragen hat.«

Ja, diesen Namen kannte ich, und ich starrte

[94]

die Uhr an, die mir eine furchtbare Erinnerung, zurückrief.

Noch in meiner Knabenzeit war es gewesen, als die schreckliche Kunde die ganze Welt durchlaufen hatte.

Ein italienischer Kapitän namens Rosario, ein Passagierschiff zwischen Genua und Alexandrien fahrend, hatte alle Passagiere und die ganze Mannschaft mit dem Trinkwasser vergiftet, mehr als dreihundert Menschen, um sie berauben zu können.

»Sie war im Besitze eines Londoner Advokaten, der sie bei der Versteigerung für etwa hundert Pfund erstanden hatte; vor zehn Jahren kam auch dessen Nachlaß mit den ganzen Raritäten unter den Hammer, und ich machte das Höchstgebot mit viertausend Pfund. Denn ich hatte starke Konkurrenten dabei.«

Stolz steckte der eine Lord die Uhr des Massenmörders wieder ein, für die er 80 000 Mark bezahlt hatte.

Dann stand er plötzlich auf, zog die Weste etwas in die Höhe und reckte den Bauch heraus, über den sich die geflickte Hose straff spannte.

»Und wissen Sie, was für eine Hose das ist?« rief er mit seltsam zitternder Stimme.

»Nun?«

»Diese Hose ... diese Hose ... «

Es mußte eine wunderbare Hose sein, der Lord bekam ganz rote Backen, seine Augen begannen zu strahlen, und mit einem Male sprang das dicke Kerlchen mit einer Gelenkigkeit, die ich ihm gar nicht zugetraut hätte, auf seinen Stuhl, und dabei blieb es nicht, plötzlich stand er mitten auf dem Tisch, mit dem linken Fuße in einer Schüssel mit Hummermayonnaise, und nun setzte er den rechten Fuß vorwärts, gerade in den Sahnenkäse hinein, und in dieser Positur erklang es begeistert:

[95]

»Meine Herren – in dieser Hose hat Admiral Nelson die spanisch-französische Flotte bei Trafalgar vernichtet – am 21. Oktober 1805!!«

#### EINE BALLONFAHRT, UND IHR AUSGANG.

Ich blieb mit meiner Mannschaft auf der Insel. Der Lord hatte mich so herzlich gebeten, längere Zeit sein Gast zu sein, daß ich es ihm nicht abschlagen konnte.

Warum auch? Ich hoffte ja wirklich, mit ihm ins Geschäft zu kommen, ihn noch als meinen Schiffsreeder betrachten zu können.

Die ›Kalliope‹ wurde von anderen Händen weiterbefördert, nach Nanking, die gefangenen Meuterer an Bord. Seeleute gab es ja auf der Insel massenhaft, und mein Protokoll, von Zeugen unterschrieben, genügte. Denn ich hatte doch nicht etwa die Verpflichtung, dieses Schiff nun auch abzuliefern.

Es war eine recht angenehme Zeit. Ein bißchen toll. Tischunterhaltungen, immer denselben Charakter tragend, wie die oben geschilderte, abends regelmäßig mit einer Zecherei endend, wechselten mit Sportbelustigungen aller Art ab, und auch die holde Weiblichkeit, an der hier kein Mangel war, spielte keine geringe Rolle. Denn der alte Junggeselle war trotz der hohlen Backzähne seiner unvergessenen Jugendliebe kein Weiberfeind.

Die Herren unterhielten sich häufig über das zukünftige Seezigeunerreich, spannen ihre Pläne aus. Aber niemals in meiner Gegenwart. Da fiel von alledem kein Wort. Lord Seymour hatte offenbar seine Gäste instruiert, man wollte mir Zeit lassen, daß ich meine Absicht ändere. Oder man hatte sonst eine Heimlichkeit.

[96]

Nun, ich verschaffte den Herren oft genug solche Gelegenheiten, ohne mich zu sprechen, indem ich viel Spaziergänge auf der Insel allein machte. Um mich sonst über deren Verhältnisse zu

orientieren, war mein Mentor ein alter Engländer, der schon seit langen Jahren hier gehaust, die ersten Bauarbeiten geleitet hatte.

Wie diese Gebäude nach und nach entstanden waren, welchem Zwecke sie dienten, darüber habe ich nichts weiter zu sagen. Es war eben eine vollkommene Kolonie mit Stadt, die sich selbständig ernähren konnte, wenn man auf allen Luxus, zu dem doch auch schließlich Tabak gehört, hätte verzichten wollen. Aber sogar Weinreben waren schon gepflanzt, Austernbänke angelegt, die recht gut gediehen.

Chateau Lafitte wuchs freilich noch nicht, und ich vermute auch, daß der Boden der ganzen Insel nicht genügt hätte, um den Weinbedarf von Lord Seymours Tafel zu decken.

Was man sonst brauchte, wurde teils von Batavia, teils vom australischen Festland bezogen. Zweimal im Jahre aber kam auch ein Dampfer direkt von London, der alles mitbrachte, was man anderswo nicht bekam, und es waren noch mehrere Segelschiffe und Dampfer ständig unterwegs.

Am meisten interessierte mich, daß hier Steinkohlen gefunden wurden. Sie wurden im Innern des Berges gebrochen und durch jenen maschinellen Wagenbetrieb herausbefördert. Das Kohlenlager sollte nach unten zu unerschöpflich sein, wahrscheinlich bestand auch der ganze Meeresboden aus reiner Steinkohle, nur von einer Korallenschicht bedeckt. Wenn man an einen Kontinent dachte, der hier ungezählte Jahrtausende über dem Wasser mit Pflanzenwuchs bedeckt gewesen, erst später gesunken war, so war das Vorhandensein von Steinkohlen auch begreiflich. Sie dienten zum Hausgebrauch, zur Versorgung der

[97]

eigenen Dampfer, und schließlich war sogar schon eine Gasanstalt vorhanden.

Auf der Spitze des fast 600 Meter hohen Berges befand sich eine Seewarte, Lord Seymour förderte auch die Wissenschaften,



hatte hier sogar einen erfahrenen Meteorologen mit allen Instrumenten ausgestattet, die dieser zu seinem Studium brauchte.

Von hier aus wurden auch die kleinen Luftballons abgelassen, welche die Flaschenposten mit jenen Einladungen nach allen Windrichtungen verteilten. Die feste Schnur, welche bei Feuchtigkeit zerfiel, war eine Erfindung dieses Herrn.

Das letzte Schiff hatte die Hülle eines großen Luftballons mitgebracht, in dessen Gondel demnächst Lord Seymour mit dem Meteorologen und einigen seiner Gäste eine Luftreise antreten wollte. Ein Gasrohr war bis zur Seewarte hinausgelegt worden.

Schon am nächsten Tage hatte ich in einem bequemen Hängewagen der Schwebebahn die Partie hinaufgemacht, um dies alles zu besichtigen.

Dann galt meine Aufmerksamkeit hauptsächlich dem großen Vogelberge, der von hier oben aus in fast handgreiflicher Nähe zu liegen schien. Aber seine Oberfläche war auch von hier aus noch nicht zu übersehen, er mußte bedeutend höher sein.

Jetzt konnte mir Mister Bigfeet mitteilen, daß seine Höhe 840 Meter betrage, was ja durch eine trigonometrische Berechnung auch von unten zu bestimmen ist.

Durch das Fernrohr konnte man unterscheiden, wie auf dem Plateau Vögel hin und her flogen, nichts weiter.

Ich hatte gegen meinen Mentor, der sich hier schon acht Jahre lang aufhielt, bereits Andeutungen gemacht, ob man an diesem Tafelberge nicht einmal irgend etwas Besonderes beobachtet habe.

Aber wäre dies der Fall gewesen, so hätte mir  
[98]

der alte Mann oder jetzt der Gelehrte wohl von allein etwas darüber mitgeteilt.

Nein, gar nichts! Ein isolierter, unersteigbarer Felsen, den die Laune der Natur anders als die übrigen Berge gebildet und so hierher ins Meer gesetzt hatte.

»Wie groß ist denn der Umfang dieses Felsens?« fragte ich den Meteorologen.

»Sein Querschnitt ist fast quadratisch, jede Seite mißt ziemlich anderthalb Kilometer.«

Das hätte ich nicht vermutet. Die Entfernung täuschte so.

»Sind auch die anderen Seiten so steil wie die, welche ich von hier erblicken kann?«

»Alle. Vollständig senkrecht und glatt wie gemeißelt.«

»Noch nicht bestiegen worden?«

»Niemals. Da müßten erst Stufen eingehauen werden, was eine kolossale Arbeit erfordert.«

»Mich wundert trotzdem, daß Lord Seymour noch nicht daran gedacht hat, sich diesen jungfräulichen Felsen dienstbar zu machen.«

»Doch, er hat es schon immer geplant. Dann aber faßte er die Idee, lieber mittels eines Luftballons hinaufzukommen, dann dort oben nur eine Strickleiter zu befestigen, und dazu soll eben der jetzt angekommene Ballon dienen, dessen Herbeischaffung sich nur sehr verzögert hat.«

Lange Zeit noch war ich in den Anblick dieses Felsens versunken.

Das wäre etwas für Karlemann gewesen, das war noch etwas ganz anderes, als jene Leuchtturminsel an der Goldküste.

Warum aber nur für Karlemann? Das wäre auch für mich etwas gewesen!

»O, diesen jungfräulichen Felsen möchte ich haben!« machten sich dann meine Empfindungen Luft.

[99]

»Well, ich schenke Ihnen diese Jungfrau,« erklang es hinter mir. Auch Lord Seymour war heraufgekommen, schien sich allein zu befinden.

Eine jähe Freude, dann war sie wieder vorbei.

»Ich muß danken.«

»Bitte! Also machen wir das gleich schriftlich, hier ist Tinte und Papier ...«

»Nein, nein,« lachte ich, wenn auch mit etwas heimlichem Schmerz, »ich danke in anderer Weise – ich nehme nichts geschenkt an.«

»Weshalb nicht?«

»Weil ... Sie wissen doch die Gründe, ich habe es Ihnen erzählt.«

»Bah! Oder denken Sie etwa, Sie werden mit mir solche Erfahrungen erleben wie mit jenem Frauenzimmer? Verlange ich etwa, daß Sie mich lieben, mir um den Hals fallen und mich abküssen sollen? Das ist doch etwas ganz anderes. Und wenn ich Ihnen eine Kleinigkeit schenke, als Andenken, würden Sie es nicht annehmen?«

»Doch, eine Kleinigkeit, aber jener kolossale Felsenberg ...«

»... ist für mich im Vergleich zu den anderen Inseln und Bergen, die ich besitze, eine winzige Kleinigkeit. Er gehört Ihnen, basta!«

Der Lord hatte sich schon gesetzt und zur Feder gegriffen, warf einige Zeilen auf ein Stück Papier, setzte eine schneidige Unterschrift darunter.

»So, mein Lieber,« sagte er, mir das noch nasse Papier überreichend. »Da haben Sie's, und meine Unterschrift ist auch in diesem Falle gültig, ein Lord Archibald Seymour braucht keine notarielle Schenkungsurkunde. Altenglisches Adelsgesetz. Nun lassen Sie sich dort oben als Rittergutsbesitzer nieder, bauen Sie Hafer und Kartoffeln – ich rate Ihnen besonders zur Ziegenzucht.«

[100]

Ich zögerte noch immer.

»Na, was wollen Sie denn noch? Immer noch nicht zufrieden?«

»Zu welchen Bedingungen überlassen Sie mir diesen Felsen?«

»Was für Bedingungen?«

»Daß ich ...«

Mr. Bigfeet war in dem Observatoriumszimmer anwesend.

»Daß Sie hier bleiben sollen? Zigeunerkönig werden?« sagte aber der Lord ganz offen. »Gott bewahre! Machen Sie keine Fahren! Ich will Ihnen eine Freude bereiten, nichts weiter!«

Mein Zögern war besiegt. Ich schüttelte ihm die Hand und steckte die Schenkungsurkunde ein, vor Erregung ganz rot im Gesicht.

»Nun müssen Sie bloß sehen, wie Sie da hinaufkommen.«

»Mittels des Luftballons.«

»Haben Sie einen?«

»Nein, aber Sie haben einen,« lachte ich.

»Ja, aber den bekommen Sie nicht. Ich will eben beobachten, wie Sie das machen, dahinaufzukommen.«

»Ich lasse einfach Stufen einmeißeln, ich habe ja Zeit.«

»Na, dann nehmen Sie lieber meinen Luftballon. Sobald ein günstiger Wind weht, treten wir zusammen die Reise an.«

---

Vier Tage vergingen, ehe sich der Wind so drehte, daß wir bei einem Aufstieg über jenen Felsenberg hinweg fliegen mußten.

Für mich wurden es Tage größter Aufregung, wenigstens marterte ich unausgesetzt meinen Kopf, auch im Traume.

Sollte es denn mit diesem Vogelberge nicht irgendeine geheimnisvolle Bewandtnis haben? War es jener

[101]

Kapitän gewesen, der mich damals von der Fucusinsel abholt, oder Graf Axel, der mir gesagt, daß jenes indische Schiff direkt zu diesem Vogelberge in Beziehung stände?

Ich konnte mich nicht genau entsinnen, aber irgend so etwas mußte es gewesen sein, mindestens war mir schon von einer Seite zugestanden worden, daß dieser Felsenberg ein Zentrum jener geheimen Verbindung sei, die sich aus Seeleuten zusammensetze und sich über die ganze Erde erstrecke.

Auch mit Goliath sprach ich öfters darüber, ohne daß mir dieser irgendwelche Auskunft geben konnte. Jedenfalls aber, da ich ihn nun einmal mit ins Vertrauen gezogen hatte, sollte er mich nun auch bei der Ballonfahrt begleiten, für welche Möglichkeit ich schon sorgen würde.

Uebrigens war es das größte Wagnis, was Lord Seymour da vorhatte, das erkannte ich erst später, als ich mir alles recht überlegte, und ich mußte mich nur wundern, daß das dicke Männchen bereit war, sich persönlich in solch ein gefährliches Abenteuer einzulassen.

Denn mit einem Luftballon da oben hinaufzufahren, eine Strickleiter mitzunehmen, um an dieser wieder herabzuklettern, dies alles war viel leichter gesagt als getan.

Zunächst hatte der Lord für diese Expedition außer dem Ballon in London eine Strickleiter von achthundertfünfzig Meter Länge herstellen lassen. Ein Jahr lang war daran gearbeitet worden. Die feinste chinesische Seide! Unheimlich dünn waren die Stricke, denen sich der Kletternde in der schwindelnden Höhe anvertrauen sollte. Und dennoch, was für ein Bündel das war, welches der Ballon mitschleppen mußte! Das Gewicht betrug nicht ganz fünf Zentner. Aber was für ein Gewicht wäre das erst gewesen, wenn sie aus Hanf bestanden hätte! Und solch eine Strickleiter

[102]

von achthundertfünfzig Metern hätte doch überhaupt gar nicht ihr eigenes Gewicht getragen. Nein, hier konnte nur Seide in Betracht kommen; und die Fabrik garantierte für eine Tragkraft von zwanzig Zentnern.

Doch wie nun dort oben landen? Das war auch so eine Sache.

Das himmelhohe Plateau zeigte jedenfalls ganz nackten Steinboden. Bei jedem heftigen Regen kam es von dort oben wie ein Wasserfall herunter, auf der nördlichen Seite, die ganze Breite einnehmend, also neigte sich das Plateau etwas nach dieser Seite,

und der Regen würde wohl allen sich bildenden Humus wieder fortspülen.

Also ein Ankern gab es dort oben schwerlich. Wir würden über das Plateau hinwegfliegen, so dicht über dem Boden wie möglich, das war durch Regelung des Ballastes erreichbar, die Betreffenden sprangen gleichzeitig aus der Gondel, und im nächsten Moment mußte auch die Strickleiter hinabbefördert werden.

Diese befand sich zu diesem Zwecke nicht in der Gondel selbst, sondern war nur unten angebracht, und konnte durch eine sinnreiche Vorrichtung mit einem einzigen Handgriffe abgelöst werden.

Würde schon das Herausspringen der Menschen den Ballon in die Höhe schnellen lassen, so natürlich erst recht eine Befreiung von der fünfzentnerigen Last.

Der Ballon würde in höchster Höhe weitreiben, die Herausgesprungenen befanden sich auf dem Plateau, abgeschnitten von aller Welt.

Nun, wenn man wieder herunter wollte, mußte die Strickleiter hinabgelassen werden. Hierzu nahm Lord Seymour einen Arbeiter mit, welcher am besten verstand, mehrere Eisen in den härtesten Stein fest einzutreiben. An diesen wurde dann die kunstvoll aufgewickelte Strickleiter befestigt und langsam

[103]

in die Tiefe abgerollt, wozu schon die Kraft eines einzigen Menschen genügt hätte: die Verbindung zwischen Plateau und Erd- oder vielmehr Meeresoberfläche war hergestellt.

Aber nun diese 850 Meter hinabklettern, sich an den bleistiftstarken Stricken festhalten müßend! Selbst mir, einem Seemann, der als Matrose ein gar gewandter Kletterer gewesen war, graute etwas davor. Eine Viertelstunde hatte man da mindestens zu klettern, mit den Fingerrücken immer gegen die Felswand scheuernd, himmelhoch in der Luft schwebend.

Na, ich wollte das schon fertig bringen, doch wie der Lord, dieses dicke Männchen?!

Doch Lord Seymour versicherte, daß dies für ihn eine Kleinigkeit sei, er brauche gar nicht erst eine Probe abzuhalten – – na, wenn der seiner Sache so sicher war, dann war es ja gut, dann konnten wir aufsteigen, wenn wir nur erst günstigen Wind bekommen.

Also am vierten Tage stellte sich dieser ein. Daß er uns direkt über den Vogelberg treiben würde, war schon so zu erkennen, und außerdem wurden erst kleinere Ballons abgesandt. Sie strichen mitten über das Plateau weg.

In zwei Stunden war unser Ballon, ein mächtiges Ding, gefüllt. Er war von einem professionellen Aeronauten mitgebracht worden, der nun natürlich auch die Führung übernahm.

Die Gondel war zur Aufnahme von fünf Menschen bestimmt, aber im letzten Augenblick entschied sich der Aeronaut nur für vier Personen, und das war für uns Befehl.

So mußte der Franzose, welcher die Partie hatte mitmachen wollen, zurückbleiben.

Anstatt des Schlossers kam mein Goliath mit, dazu hatte ich den Lord bereits zu bestimmen vermocht, nachdem er sich überzeugt, daß mein schwarzer

[104]

Bootsmann genau so gut mit Hammer und Meißel umzugehen wußte und Eisen einzuzementieren verstand.

Es war alles so sorgfältig wie möglich vorbereitet worden. Schon einen Versuch zu machen, ob sich die zusammengerollte Strickleiter vom Boden der Gondel beim Drehen eines Hebels auf der Stelle ablöste, das ging freilich nicht. Das wäre als Probe erst möglich gewesen, wenn der Ballon mit der Gondel schon etwas über dem Boden schwebte. Aber dann hätten wir das mächtige Bündel wohl schwerlich wieder so kunstvoll an ihr befestigen können.

»Und wenn wir nun da oben herausspringen, und der Ballon fliegt über das Plateau weg, ohne daß sich die Strickleiter abgelöst hat?« fragte ich. »Was machen wir dann dort oben? Wie lange dauert es, bis der Ballon zurückgebracht werden kann, um das Experiment zu wiederholen?«

»Ich garantiere mit meinem Kopfe, daß die von mir selbst erfundene und gearbeitete Vorrichtung tadellos funktioniert,« entgegnete stolz der Luftschiffer, ein Franzose, denn die Aeronautik wurde damals fast ausschließlich in Frankreich kultiviert.

Gut! Alles war fertig, wir stiegen ein. Noch ein kleiner Proballon wurde vorausgeschickt, er bewegte sich mit einer Geschwindigkeit von etwa zwei Metern in der Sekunde, ganz vortrefflich für unsere Zwecke, denn bei einer Eilzugschnelligkeit hätten wir natürlich nicht aus dem Ballon springen können, wir sahen ihn gerade über der Mitte des Plateaus hinwegstreichen – »*Let go!!!*« und die Verbindung mit der Erde war gelöst, wir selbst befanden uns in den Lüften.

Es war meine erste Ballonfahrt, und es war herrlich!

Doch wir durften uns nicht lange diesem Genusse hingeben. Wie gesagt, der Felsenberg befand sich von hier rund fünf Kilometer entfernt, in den

[105]

oberen Luftschichten, die wir zuerst erreichten, war die Windströmung stärker, in höchstens einer halben Stunde mußten wir dort sein.

Und was gab es bis dahin noch alles auszumachen! Eigentlich war ja alles schon zur Genüge besprochen, vier Tage lang hatten wir uns über nichts weiter unterhalten, aber ... jetzt

[106]

näherte sich eben der Augenblick, in dem es darauf ankam.



Unzählige Male hatten wir uns eingeübt, gleichzeitig aus der Gondel zu springen, wobei über den meterhohen Rand hinweg-voltigiert werden mußte, und da hatte ich beobachtet, daß dieser dicke Lord ein ganz ausgezeichneter Turner und Springer war, was ich ihm nimmer zugetraut hätte; seine Leibesfülle hinderte ihn nicht im mindesten.

Aber würde auch jetzt alles glücken? Jedes zufällig daliegende Seil konnte verhängnisvoll werden, das mußte alles noch geordnet werden, weil die Bedienung der Takelage während des Aufstiegs doch einige Verwirrung angerichtet hatte.

Dann näherten wir uns dem Felsberge, noch hundert Meter höher.

Ein nacktes Felsplateau, nichts weiter, wie wir es auch zu sehen erwartet hatten.

Oder hatte ich etwas anderes erhofft? Wirklich, ich war enttäuscht.

Doch jetzt hatten wir keine Zeit mehr zum Beobachten.

Der Aeronaut zog das Ventil, der Ballon senkte sich, wir machten uns sprungfertig.

»Paßt nur auf die Wasserflaschen auf, daß die nicht zerquetscht werden!« sagte Lord Seymour noch einmal.

Das ist nur eine Andeutung, bei unserer Ausrüstung habe ich mich sonst gar nicht weiter aufgehalten. Wir brauchten doch Wasser, schon wegen des Einzementierens der Halteeisen, der Aeronaut mußte dann auch sofort noch zwei größere Wasserschläuche herauswerfen, aber es war doch immer damit zu rechnen, daß beim Aufschlagen etwas in die Brüche gehen konnte.

Da war der Steinboden unter uns, da streifte ihn die Gondel oder vielmehr die unten befestigte Strickleiter.

[107]

»Turn to!!!« kommandierte der Luftschiffer mit Donnerstimme.

Jubb – gleichzeitig schwangen sich drei Paar Beine über den Gondelrand, wir hatten festen Boden unter den Füßen.

Hei, wie der Ballon in die Höhe schnellte! Wie eine abgeschossene Kanonenkugel! Ich hätte so etwas gar nicht für möglich gehalten. Aber freilich, wir drei zusammen bedeuteten doch eine Last von mindestens fünf Zentnern, von der der Ballon plötzlich befreit war, das will etwas heißen!

Da klatschte es zweimal – und zwanzig Meter von uns entfernt waren ziemlich dicht nebeneinander zwei große Wasserpfüten, in denen die geplatzen Schläuche aus Ziegenfellen lagen.

Der Aeronaut hatte im nächsten Moment, als wir uns über die Bordwand geschwungen, die beiden Wasserschläuche hinausgeworfen – aber da war der Ballon schon von der fünfzentnerigen Menschenlast befreit gewesen, war emporgeschneilt, hatte im Moment eine Höhe von mindestens hundertfünfzig Metern erreicht – und diesen Sturz hatten die Wasserschläuche trotz aller Vorzüglichkeit des Materials natürlich nicht aushalten können, sie waren geplatzt.

Es war vorauszusehen gewesen. Aber was half's, es hatte probiert werden müssen. Eben in der Voraussicht, daß es so kommen würde, trug jeder von uns noch zwei große Lederflaschen mit Wasser bei sich.

Hoffentlich wird kein Leser die Frage aufwerfen, weshalb denn da die Wasserschläuche nicht zuerst herausbefördert worden wären, als sich die Gondel noch dicht über dem Boden befand; erst hierauf hätten wir springen sollen.

Jawohl, im nächsten Moment hätten wir uns dann doch in der gleichen Lage wie jetzt die Wasserschläuche befunden, der Ballon wäre gleichfalls

[108]

sofort in die Höhe geschneilt, und uns war es freilich lieber, diese Wasserschläuche waren geplatzt, als unsere eigenen Leiber. Besonders um den Schmerbauch Seiner Herrlichkeit wäre es doch schade gewesen, um dessen aufgeplatzte Hülle hätte sich wahrscheinlich noch eine ganz andere Pfüte gebildet.

Doch ich muß bei der Sache bleiben. In der Schnelligkeit, mit der sich dies alles abspielte, läßt sich das allerdings nicht schildern.

Dort oben mußte eine außerordentlich starke Windströmung herrschen, der Ballon trieb plötzlich pfeilschnell dem Westen zu.

»Die Strickleiter, los die Strickleiter!!« brüllte Lord Seymour, vergessend, daß er nicht mehr gehört werden konnte.

Aber auch ich vergaß es.

»Die Strickleiter, die Strickleiter!!« brüllte auch ich.

Daß der Aeronaut das Ablösen der Strickleiter nicht absichtlich oder gar böswillig verzögerte, ist selbstverständlich, wir sahen das kleine menschliche Figürchen denn auch dort oben in der Gondel eifertig herumwirtschaften – nur schade, daß das Ding eben nicht herunterkommen wollte, und das war doch die Hauptsache bei der ganzen Geschichte.

»Die Vorrichtung versagt! Abschneiden, abschneiden!!«

So brüllten wir alle aus Leibeskräften.

Himmelbombenelement noch einmal, kam der Kerl denn nicht von allein auf den Gedanken, lieber das Messer zu gebrauchen . . .

Na endlich, da kam das Bündel herabgesaust, aus himmelhoher Höhe, denn der Aeronaut hatte keine Zeit gehabt, das Ventil zu ziehen, immer höher noch war der Ballon gestiegen – aber jetzt kam die Strickleiter herab, und dieser Seide konnte kein Aufschlagen etwas schaden.

[109]

Jetzt mußte der Ballen aufgeschlagen sein.

Aber gehört hatten wir es nicht.

Warum hatten wir es nicht gehört?

Es hätte doch einen ganz bedeutenden Knall geben müssen.

Und plötzlich rieselte es mir eiskalt den Rücken herab.

Und plötzlich sah ich, wie die blaurote Gesichtsgurke Seiner Herrlichkeit sich schneeweiß färbte.

Und dann sah ich, wie sich Goliath hoch emporrichtete, auf den Zehenspitzen reckte, als wolle er über ein Hindernis spähen, und auch sein schwarzes Gesicht wurde ganz lang.

»Massa, die Strickleiter ist ins Meer gefallen!«

Juhu! Das heißt, gejodelt habe ich nicht, sondern irgendeinen anderen Schrei ausgestoßen.

Wir rannten quer über das Plateau, dorthin, wo der Ballen gefallen war, bis wir an den anderen Rand kamen.

Nein, da war nichts von einem grauen Bündel zu sehen. Das hätten wir doch überhaupt sofort erblicken müssen auf dem vollständig ebenen Plateau. Die Strickleiter war einfach über den Rand hinaus ins Meer gefallen.

»Nun schlage Gott den Deiwel tot!« mußte ich mir zunächst Luft machen.

Und dann hob Lord Archibald die Hand und winkte nach dem Ballon, der schon in weiter, weiter Ferne war, nur noch als kleiner Punkt sichtbar.

»Bst, bst, he, Sie da, kommen Sie wieder zurück!«

Bei dem fing's schon im Kopfe zu piepen an.

Wir blickten uns an.

»Na, was sagst de nu dazu?« entschlüpfte es mir.

Der Lord steckte seine Hände in Admiral Nelsons siegreiche Hose und drehte sich phlegmatisch auf dem Absatze im Kreise herum.

[110]

»Feine Aussicht hier oben.«

Der Ballon senkte sich jetzt schnell, das war an dem Punkte noch zu erkennen, und unter uns, die wir ganz nahe am Rande standen, steuerte ein Dampfer, wie ein niedliches Spielzeug aussehend, mit rauchendem Schorstein unter Volldampf nach Westen.

Es war der bestellte Dampfer, der dem Aeronauten sofort zu Hilfe eilen, ihn mit seinem Ballon auffischen und zurückbringen sollte.

»Wie lange wird das dauern, ehe der Ballon eine zweite Fahrt antreten kann?« fragte ich.

»Na, zwei Tage vergehen mindestens.«

Nette Aussicht!

»Und dann haben wir doch auch keine Strickleiter mehr, oder sie muß aufgefischt werden, aber erst die Stelle wissen, wo sie liegt!«

»Und dieser Wind dreht sich noch heute,« ergänzte ich.

»Dideli, dideli, dideli,« trällerte der Lord, die Hände über dem Bäuchlein gefaltet und die Daumen drehend. Und dann wandte er sich an mich.

»Sagen Sie mal, Herr Kapitän, wo ist denn hier eigentlich der Ausgang?«

»Mylord, ich bitte Sie . . . «

»Na, ich bin doch bei Ihnen zu Gaste. Das ist hier Ihr Besitztum. Da müssen Sie Bescheid wissen. Und ich möchte gern nach Hause. Bitte, leuchten Sie mir die Treppe hinab.«

Endlich aber ward auch er ernst.

Wir überblickten unsere Lage.

Sie sah traurig genug aus.

Alles, was wir besaßen, um unser Leben zu erhalten, bestand in sechs Litern Wasser. Weiteren Proviant hatten wir nicht mitgenommen. Wozu auch? Es hatte ja doch nur gegolten, hier oben einmal Umschau zu halten, den Reiz zu befriedigen, solch einen [111]

jungfräulichen Berg als erster Mensch zu betreten. Dann sollte die Strickleiter befestigt, hinabgelassen und dann gleich benutzt werden. Für diese Zeit hätte der im Magen mitgenommene Proviant genügt.

Hier oben war absolut nichts zu haben. Auch keine Vogelnester. Hier ruhten sich die Seevögel nur manchmal aus, brüteten aber nicht. Jeder Regenguß hätte alle Vogelnester von der glatten und etwas geneigten Fläche doch gleich fortgespült.

Und von unten konnten wir keine Hilfe erwarten.

Wir waren dem Verschmachtungstode preisgegeben!

»Gehen Sie mir weg mit Ihren jungfräulichen Bergen,« sagte Lord Seymour. »Da ist die erste Jungfrau, mit der ich's probiert habe, und da bin ich auch gleich ganz gründlich hereingefallen.«

#### IM INNERN DES FELSENBORGES.

Ich überspringe eine Nacht und den darauf folgenden Vormittag.

Mit verzehrender Glut brannte die Mittagssonne auf uns herab, und . . . wir waren so weit!

Vor einer Stunde hatten wir den letzten Rest Wasser geteilt – ein Tropfen auf einen heißen Stein, auf glühendes Eisen. Meine Lippen waren schon ganz aufgesprungen – den anderen ging es nicht besser.

Von meiner Zunge und meinem Gaumen will ich gar nicht sprechen. Glühende Reibeisen!

»Sehen Sie hier,« sagte der Lord mit heiserer, kaum noch vernehmbarer Stimme, und er zog seine unheimliche Weste weit vom Leibe ab, »hier drin ist noch gestern mein Bauch gewesen. Hatte gar nicht geglaubt, daß man so fix austrocknen kann. Wenn

[112]

ich glücklich von hier wieder herunterkomme, errichte ich hier oben eine Entfettungskuranstalt.«

Er war nicht so humoristisch gestimmt – es war nur seine Ausdrucksweise.

Der ganze Felsen war ringsum von Fahrzeugen umgeben, man winkte uns, man schien Vorbereitungen zu irgend etwas zu treffen.

Was konnte das sein? Hier oben aber war uns nicht beizukommen. Und mochte der Ballon auch schon geborgen sein – es herrschte vollkommene Windstille.

»Sie müssen den wieder gefüllten Ballon auf einem Fahrzeuge dicht hier heranbringen und ihn dann steigen lassen,« sagte Goliath.

Ja, das wäre unsere einzige Rettung gewesen, aber ... ich glaubte nicht daran.

Und dann hätten wir doch auch schon die runde Kugel über einem Schiffe schweben sehen müssen.

Nichts davon! Und außerdem ... ach, da gab es noch so viele Aber!

»Ob man wohl an eine Kanonenkugel einen Strick binden kann, um ihn hier heraufzuschießen?« röchelte der Lord.

»Mylord, machen Sie keine Witze!«

»Ich wollte den Strick nur gern haben, um den Luftschiffer daran aufzuhängen – vorausgesetzt, daß ich ihn hier hätte. Aber wenn ich glücklich wieder herunterkomme – seinen Kopf hat der Kerl verspielt, den hacke ich ihm selber ab. Ja, abbeißen möchte ich ihn – und sein Blut schlürfen – und Brandy mit Soda – Soda, viel Soda – da, da ist ja eine ganze Sodaquelle ... «

Er wollte davonlaufen. Goliath rannte ihm nach, packte ihn, warf ihn zu Boden, und ich half dann mit, den mit den Füßen und Händen um sich Schlagenden zu binden.

[113]

Der Lord war der erste, bei dem das Delirium ausbrach.

Und ich war der zweite, der Wasserquellen sah und murmeln hörte, aber bei mir machte sich das in anderer Weise geltend, ich blieb mir bewußt, daß es Täuschung war, ich studierte gewissermaßen diese Halluzinationen, meinen ganzen Zustand, wie ein Mensch den Verschmachtungstod stirbt.

Dann wurde mir übel, eine Betäubung überkam mich.

»Massa, Massa, Herr Kapitän!«

Ich fühlte, wie man mich an der Schulter rüttelte, schlug die Augen auf und blickte in Goliaths schwarzes Gesicht.

Meine Glieder waren Feuer, in meinem Innern brannte ein Vulkan, und dennoch war ich wieder ganz bei Sinnen.

Der Sterbezustand aus Wassermangel hat eben verschiedene Perioden. Die einzelnen Anfälle von Delirium steigern sich immer, und das ist nur um so schlimmer.

Jetzt fühlte ich gar keinen Durst mehr, nur die aufgesprungene Haut brannte so furchtbar.

Ebenso mochte es mit dem Lord stehen, auch er war wieder zu sich gekommen, schien wieder normal zu sein.

»Na, was habt ihr mich denn gebunden?!« sagte er unwillig.

Für mich existierte jetzt natürlich nur Goliath, und schon von seinem Gesicht ging etwas wie ein Kraftstrom auf mich über.

»Was gibt es?«

»Ich habe etwas gefunden . . . «

»Wasser?!«

»Nein, einen Ring, aber ich kann ihn allein nicht heben . . . seid Ihr imstande, mir zu folgen und zu helfen?«

[114]

So unklar mir auch diese Worte sein mochten, es war doch ein Hoffnungsstrahl, der mich durchzuckte, ich konnte mich erheben, so sehr mir auch die brennenden Glieder schmerzten.

Goliath stützte mich, einige taumelnde Schritte, dann konnte ich gehen. Aber vergebens versuchte ich, etwas zu sagen, keinen Laut brachte ich hervor, die Zunge war plötzlich wie festgeklebt.

»Ich – ich –« röchelte es da hinter uns, und noch in ganz anderer Weise.

Goliath blickte zurück, ging zurück, beugte sich über den Lord, befreite ihn von seinen Fesseln, half ihm auf, führte ihn.

Nach einigen Schritten konnte auch der Lord allein gehen. Aber das Wie ist mir unvergeßlich. Immer im Zickzack, dabei schwankend, immer drei Schritte vorwärts und zwei wieder zurück – ein ganz possierlicher Anblick. Lächerlich war es mir damals natürlich nicht zumute. Nach einigen Schritten konnte auch der Lord



allein gehen. Aber das Wie ist mir unvergeßlich. Immer im Zickzack, dabei schwankend, immer drei Schritte vorwärts und zwei wieder zurück – ein ganz possierlicher Anblick. Lächerlich war es mir damals natürlich nicht zumute.

»Wo – wo – springen wir hinunter?« konnte er noch röcheln.

Er dachte an Selbstmord, wozu er allein jetzt nicht einmal mehr fähig war.

So torkelten wir beide über das Plateau, hinter Goliath her, der allerdings auch schon ganz auf den Hund gekommen zu sein schien, aber doch noch weit kräftiger war als wir beiden.

»Da – da!«

Es war ziemlich in der Mitte des Plateaus, wo er auf den Boden deutete.

Und was ich da erblickte, ließ mich im Moment alles andere vergessen.

Es war nichts mehr und nichts weniger als ein eiserner Ring, der da in den Steinboden eingelassen war, und um ihn war in den grauen Boden ein Quadrat gezogen, nicht ganz einen Meter breit – und diese Linien waren nichts anderes als

[115]

Fugen! – das war eine lose Steinplatte, in der der Ring befestigt war!

Schon hatte sich Goliath breitbeinig über diese Platte gestellt, packte den Ring, hob und rüttelte daran.

Ja, die Platte bewegte sich! Aber sie war zu schwer für den Neger, dessen Riesenkraft doch schon sehr geschwächt war.

»Faßt mit an, Massa!«

Auch ich stellte mich breitbeinig darüber, der Ring war groß genug, um vier Hände daran zu lassen; wir zogen auf Kommando, zuerst erfolglos, wir strengten uns an, daß ich jeden Augenblick dachte, das Blut müsse mir aus der Nase spritzen, und der Stein wollte sich nicht liften lassen.

»Doch, doch, es geht, er ist lose – noch einmal – dort hinüber, vor uns – nur ein ganz klein wenig überkanten, das genügt schon – also aufgepaßt: eins, zwei – jubbi!!«

Und da lag die Steinplatte seitwärts. Wir waren gleich genügend im Schwung gewesen, brauchten sie nicht erst weiterzuschieben.

Es zeigte sich eine Oeffnung, aus der es uns schwarz entgegen-  
gähnte – aber der oberste Teil war doch noch hell genug, um die eiserne Leiter erkennen zu lassen.

Mich erfaßte zunächst nach dieser Anstrengung eine ungemeine Schwäche, ich sank zusammen, aber ohne bewußtlos zu werden, und ich sah, wie Goliath sofort in der Oeffnung verschwand.

Wie lange er ausblieb, weiß ich nicht. Es kann eine Minute, es kann eine Stunde gewesen sein. Ich stierte nur immer nach der schwarzen Oeffnung. Die Zeit hatte für mich ihre Bedeutung verloren.

Da tauchte Goliaths wolliger Kopf wieder auf. In jeder Hand hatte er eine Weinflasche und auch noch unter jeden Arm eine solche geklemmt, ohne

[116]

daß ihn das am Ersteigen der Leiter gehindert hätte.

Mit seinem Messer schlug er den Flaschenhals ab, setzte mir die Oeffnung vor den Mund.

»Trinkt, Massa, aber langsam, und hört sofort auf, wenn es im Magen brennt, sonst kann's Euer sofortiger Tod unter den furchtbarsten Schmerzen sein.«

Ja, hatte sich was, langsam, mit Vorsicht trinken! Und mochte der riesige Neger auch noch so fest halten, ich drückte den Flaschenhals dennoch herab.

Es war Weißwein. Und ich saugte und saugte, bis die ganze Flasche hinabgegulkert war.

Aber mir schadete der Wein nichts, ich empfand nicht jenes Brennen im Magen, welches sonst immer den schon dem Verschmachtungstode Nahen befällt, wenn er das erste Wasser trinkt, woran solche Unglückliche so häufig erst recht sterben.

Dieselbe gute Natur schien auch der Lord zu besitzen, der wollte nur noch immer mehr Flaschen unter seine Gesichtsurke haben.

Doch mit uns war es ja noch gar nicht so weit gewesen. Wir hatten nur das allererste Stadium der Verschmachtung durchgemacht. Wir hätten es noch zwei, drei Tage ohne Wasser ausgehalten – dann freilich wäre das Delirium in ganz anderer Weise mit uns umgesprungen.

Wie Feuer fühlte ich es plötzlich durch meine Adern rinnen – aber das war ein ganz anderes Feuer als vorhin, ein angenehm kühles Feuer möchte ich sagen – es war die zurückkehrende Lebenskraft, ganz leicht konnte ich mich erheben.

Zugleich aber fühlte ich auch, wie mir der Wein plötzlich zu Kopfe stieg. Man gießt in einen Magen, der dreißig Stunden lang leer ist, nicht ungestraft zwei Flaschen Wein hinein. Ich war plötzlich

[117]

ganz bezechet, und der Lord fing auch gleich zu singen an.

»Was ist dort unten?« fragte ich Goliath.

»Kommt selbst und seht, ich kann es nicht beschreiben.«

»Gibt es noch mehr Wein unten?« ließ sich der Lord vernehmen.

»Ich fand zufällig gleich die Proviantkammer – alles voll von Weinflaschen – es war wohl die Weinniederlage.«

»Dann vorwärts hinab! So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage, in der allerschönsten Saufkompanie . . . «

Der Lord, der dieses deutsche Zechlied mit fremdem Akzent sang, wäre beinahe kopfüber in das Loch hineingefallen, wenn Goliath ihn nicht aufgefangen hätte.

Mir ging es nicht viel anders, bei mir drehte sich alles.

»Hast du au–auch Memenschen gesehen?« lallte ich mit schwerer Zunge, als ich mit möglicher Vorsicht die Leiter hinunterkrabbelte.

Ehe ich noch eine Antwort erhielt, gab es einen Plums – Seine Herrlichkeit Lord Archibald Seymour war doch noch glücklich die Leiter hinuntergefallen.

»Er kann nicht tief gestürzt sein,« tröstete Goliath, als mich ein jäher Schreck durchzuckte, »er muß ja gleich unten gewesen sein. Da liegt er schon.«

Es war ein Glück, daß es kein tiefer gehender Schacht war! Er endigte über festem Boden, und richtig, neben der Leiter lag schon der Lord, wie sich noch in dem von oben einfallenden Lichte erkennen ließ, auf dem Rücken, und viel geschadet konnte es ihm nicht haben, er schnarchte schon friedlich wie ein Bär.

Ich wollte Umschau halten. Doch ich kam nicht

[118]

dazu. Schnell legte ich mich neben den Lord, oder fiel um, und half ihm mit schnarchen.

Wie lange ich geschlafen habe, weiß ich nicht. Meine Schläfen wurden mit kühlem Wasser gewaschen – Wasser war es wenigstens, was ich dann aus einem Krüge zu trinken bekam.

Doch mehr Fürsorge brauchte ich nicht. Es war nur ein Mordsrausch gewesen, den ich mir durch die zwei Flaschen Wein auf nüchternen Magen geholt hatte, sonst kenne ich so etwas wie einen Kater nicht, und ebenso schnell war auch der Lord wieder auf den Beinen.

Noch immer fiel Tageslicht durch den Schacht herein, und in weiter Entfernung sah ich helle Punkte, die nur Fenster sein konnten. Ihr Licht genügte allerdings nicht, um den weiten Raum zu erhellen, in dem ich mich offenbar befand. Die Decke war drei Meter über uns.

Goliath hatte eine große, brennende Schiffslaterne in der Hand.

»Ich habe schon einige Umschau gehalten. Es ist hier alles aufgestapelt, was der Mensch nur braucht – gerade wie an Bord eines Schiffes.«

»Sind Menschen da?«

»Schwerlich. Dieser als Wohnung und Vorratskammer eingerichtete Felsen ist verlassen worden. Es ist nur sehr wenig, was ich zu sehen bekommen habe. Nur auf der Suche nach Wasser.«

»Und du hast solches gefunden?«

»Ja.«

»Wo?«

»Es ist ein Brunnen vorhanden. Ich vermutete einen solchen, denn sonst hätten doch hier keine Menschen existieren können, suchte ihn in der Tiefe und fand ihn. Dort hinten ist eine hinabführende Treppe.«

So traten wir die nähere Forschungsreise im  
[119]

Innern des hohlen Felsenberges zusammen an. Unsere Empfindungen dabei lassen sich denken. Ich war wohl am meisten erregt.

Die Decke über uns war etwa zwei Meter dick, und darunter befand sich eine einzige Halle, in der Ausdehnung des ganzen Felsenplateaus, also anderthalb Kilometer lang und ebenso breit. Nur hin und wieder war als Stütze der Decke eine Säule stehengelassen worden, keine künstlich eingeschobene, und schon daraus konnte man ersehen, daß dies ein Werk von Menschenhand sein mußte. Wie hätte es übrigens auch anders sein sollen!

Wer hatte dieses kolossale Werk vollendet? Vergebliche Frage.

Uebrigens brauchten gerade wir, die wir schon weit in der Welt herumgekommen waren, uns gar nicht so sehr über so etwas zu wundern.

Nach Indien muß man gehen, z. B. nach der Insel Elephantine. Was da menschlicher Fleiß aus den Felsen herausgearbeitet hat!! Diese mächtigen Hallen, diese Säulen, diese Gestalten, diese Skulpturen – doch so etwas muß man sehen, um es glauben zu können!

Wenn ich damals über Karlemanns Pläne gestaunt hatte, so hatte dies nur dem Unternehmungsgeiste dieses Knaben gegolten, der den ganzen Felsen aushöhlen wollte, für seine eigenen Zwecke.

Das war wieder etwas ganz anderes. Der bohrte sich doch nur Gänge und einzelne Räume. In jenen indischen Heiligtümern haben aber ungezählte Generationen gemeißelt, man hat vielleicht Jahrtausende dazu gebraucht, um solche Räume herzustellen, ganz abgesehen von den zahllosen Figuren und Skulpturen.

Diese fehlten allerdings hier, aber auch diese einfache Aushöhlung einer Fläche von mehr als zwei Quadratkilometern bei einer Höhe von drei Metern

[120]

konnte unmöglich das Werk einer einzigen Menschengeneration sein, mochten daran auch noch so viele Hände gearbeitet haben.

Und das war ja hier nur die erste Etage! Wir sollten noch etwas ganz anderes zu sehen bekommen.

Wozu dieser unermeßliche Saal gedient, war nicht mehr zu erkennen. Er war ganz nackt – so wie ich immer das Zwischendeck meines Schiffes zum Aufenthalt der Mannschaft bei schlechtem Wetter, daß sie freien Spielraum hatten, frei ließ.

Wir waren, den Schein der Laterne immer vorsichtig vor den Füßen, an der Wand angelangt. Die Fenster, durch die wir freien Ausblick nach dem Meere hatten, waren einfache, runde oder eckige Löcher in der noch meterstarken Felswand, nur dreißig Zentimeter im Durchmesser.

Daß man diese von draußen nicht bemerken konnte, kam einmal von der großen Höhe, und dann war der ganze Felsen außen

überhaupt schwarz gesprengelt, und daß diese Oeffnungen nicht alle in gleicher Höhe sich befanden, auch nicht alle kreisrund oder viereckig waren, eben ganz verschieden, das verriet doch offenbar die Absicht, sie zu verbergen, nicht auffallend zu machen.

Goliath führte uns an die Treppe, welche er schon vorhin benutzt hatte. Wie er sie gefunden, war mir freilich ein Rätsel.

Es war eine mächtige Treppe, mindestens zehn Meter breit. Daneben befand sich noch ein kolossaler Schacht mit einer Winde.

Wir kamen in die zweite Etage, von oben an gerechnet.

Wieder zahllose Fenster, welche die äußeren Seiten eines immensen Saales erleuchteten, dann aber auch an den Wänden Nischen, in denen alles aufgestapelt war, was der Mensch nur zum Leben braucht – zu einem bequemen Leben.

[122]

Als Seemann muß ich nur immer an eine Schiffsausrüstung erinnern. Wenn das Schiff einen Monat unterwegs ist, fehlen freilich schon die Eier, frisches Fleisch gibt es schon vorher nicht, auch kein frisches Gemüse – aber was die Kunst ersetzen kann, das ist doch alles vorhanden, wenigstens für den Bedarf des Kapitäns.

Gleich unten neben der Treppe war die Flaschenniederlage, Wein, Spirituosen und ... Bier!

Gewiß, das waren nicht nur Bierflaschen, sondern sie enthielten auch noch Bier. Es klebte ja auch die Etikette daran. Exportbier einer Triester Brauerei!

»Aber es ist schon verdorben, ich habe es vorhin probiert,« sagte Goliath.

Immerhin – allzulange konnten jene Leute, welche sich den Kopf mit Ringen und Zahlen tätowieren ließen, diese Felsenwohnung noch nicht aufgeben haben.

Warum hatten sie dies überhaupt getan? Vergebliche Frage!

Neben diesen Flaschenniederlagen kamen Nischen mit Fässern, Salzfleisch, Speck und Schiffszwieback enthaltend, wie die Aufschrift gleich verriet.

»Dort auf der anderen Seite ist der Storraum,« sagte Goliath, »da fand ich Laternen und volle Petroleumfässer. Weiter bin ich nicht gekommen. Und dann noch bis auf den Brunnen. Bis dahin ist's aber noch tief.

»Und alles so ausgehöhlt?«

»Alles, alles. Es muß noch tief ins Meer hinabgehen, tiefer als der Meeresboden – sonst könnte der Brunnen doch kein frisches Wasser geben.«

Ach, was entdeckten wir alles, als wir noch in dieser Etage von Kammer zu Kammer gingen, aber jede schon ein riesiger Saal für sich.

Ich will gar nichts weiter erwähnen, als daß  
[123]

in dem einen Raume mindestens tausend Ballen der feinsten indischen Seide aufgestapelt waren! Und das war nur das eine. Dann Tabak, Kaffee und Tee, dann wieder ganze Räume voll fertiger Stiefel, darunter die zierlichsten Damentiefelettchen – alles, alles war vorhanden, womit nur Schiffe befrachtet werden, und auch alles so massenhaft vorhanden, um wirklich ganze Schiffe zu füllen.

Ich kann mein Staunen gar nicht beschreiben. Auch Lord Seymour geriet ganz außer sich. Bis er sich wieder beherrschte.

»Wir haben es hier mit dem Versteck einer Seeräuberbande zu tun,« meinte er dann, als er wieder sprechen konnte.

Ja, diese Vermutung lag sehr nahe. Doch ich blieb dem Lord meine Beistimmung schuldig.

Dann konnte man wieder auf die Vermutung kommen, daß wir hier solch eine Diebeshöhle entdeckt hätten, welche von Seeräubern vor mindestens drei Jahrhunderten angelegt und gefüllt worden war.

Denn wir kamen in Säle, die nichts weiter enthielten als alte Ritterrüstungen, Schwerter, Streitkolben, Bogen, Armbrüste und dergleichen.



Gleich daneben aber waren wieder die allermodernsten Schußwaffen. Und das Stiefellager zerstörte nun vollends den Glauben an ein früheres Jahrhundert, ganz abgesehen von dem Flaschenbier und dergleichen.

Himmel, was für ein Wert steckte hier drin?! Das war vielleicht noch etwas ganz anderes, als wenn man nur eine Goldmine gefunden hat.

»Herr Kapitän, ich gratuliere, jetzt brauchen Sie sich nichts mehr schenken zu lassen,« sagte der Lord.

»Wie meinen Sie das?«

»Nun, das gehört doch alles Ihnen.«

[124]

»Mir?!«

»Na ja, ich habe Ihnen doch diesen Felsenberg geschenkt, natürlich mit allem, was drin ist – und da beißt die Maus kein Fädchen ab.«

»Ja, aber wem mag dies alles nur gehören?«

»Wer es zusammengetragen hat, wollen Sie wohl sagen. Diebe, Seeräuber! Und alles, was der Seeräuber besitzt, was er erbeutet hat, ist nach internationalem Seegesetz Eigentum desjenigen, der es dem Piraten abnimmt. – Na, was gucken Sie mich denn so an?«

Wirklich, ich wußte, daß ich den Lord plötzlich ganz starr ansah.

Urplötzlich war mir ein Gedanke durch den Kopf gezuckt.

Mein Gott, warum hatte ich diesen Einfall nur noch nicht früher gehabt?!

Doch jetzt legte ich ihn einstweilen wieder beiseite. Nur eine äußerst vergnügte Empfindung blieb bei mir davon zurück.

»Wem dies alles gehört, darüber wollen wir später sprechen,« meinte ich.

»Ihnen, unbedingt Ihnen! Oder Sie denken wohl, jetzt will ich mit Ihnen teilen? Herr, da kennen Sie den Lord Archibald Seymour schlecht! Und da kann er auch einmal schlecht werden!«

»Wenn nun die Leute, welche hier hausen oder gehaust haben, zurückkehren?« mußte ich lächeln, als wir die zweite Treppe hinabstiegen.

»Dann werden wir sie in Empfang nehmen, dann kommt es zum Kampf und . . . «

Das Wort erstarb ihn, im Munde.

Die große Laterne verbreitete einen sehr weiten Lichtkreis, und es war gleich ein halbes Dutzend mächtiger Kanonen, welche wir hier unten erblickten.

»Alle Wetter,« flüsterte der Lord, »die allermodernsten Armstronggeschütze!«

[125]

Ja, auch ich war fassungslos, und wir wurden es immer mehr, als wir die kilometerlangen Wände abschritten und nicht weniger als einhundertundsechszwanzig solcher Vierundzwanzigpfünder und noch größere zählten, welche ringsherum regelrecht auf Laufschiene montiert waren, die Mündungen gegen die Felsenlöcher gerichtet, aber etwas zurückgezogen, so daß sie nicht hervorlugten, was durch Vorschieben jedoch geschehen konnte, die ganze Umgebung in einem Kreise von zwei Meilen beherrschend, und alles in tadelloser Ordnung, alles noch frisch geölt und geschmiert.

»Alle Wetter, die können ja von hier aus mein ganzes Fanafute zusammenschießen, als wäre es von Pfefferkuchen,« flüsterte der Lord, und es klang fast ächzend.

Und es blieb nicht nur bei diesen Geschützen. Dies hier war erst das richtige Waffenarsenal. Jede einzelne der die Decke stützenden Säulen enthielt eine Gewehrgalerie, die modernsten englischen Infanteriegewehre, mit dazugehörigem Bajonett, an anderen Säulen wieder Degen, Entersäbel und andere blanke Waffen, an anderen wieder Revolver und Pistolen – und die Zahl gar nicht abzuschätzen, jedenfalls genug, um ein ganzes Regiment zu bewaffnen.

Munition war hier nicht zu sehen, aber zahlreiche Schächte mit Winden bewiesen, daß diese für die Geschütze aus der Tiefe geholt wurde.

»Nun sagen Sie mal, Mylord – wußten Sie denn wirklich nicht, daß hier Menschen hausen, daß es wenigstens mit diesem Felsenberge eine besondere Bewandtnis hat?«

»Ich? Wie kommen Sie auf diese Frage?«

»Wie lange sind Sie schon auf Fanafute?«

»Seit zwei Jahren, kam aber auch schon früher öfters hierher.«

»Und Sie haben niemals etwas davon gemerkt,

[126]

daß hier Menschen hausen, welche dies alles doch auf Schiffen hierhergebracht haben müssen, auch Schiffe zu ihrer Verproviantierung gebrauchen?

»Niemals! Und dem Doktor Bigfeet habe ich auf der Bergspitze von Fanafute das Observatorium schon vor 18 Jahren eingerichtet, seit 18 Jahren haust der dort oben, ist gar nicht mehr heruntergekommen, hat die ganze Umgegend Tag und Nacht im Auge, und nie ist ihm etwas Besonderes aufgefallen.«

Wir konnten nur den Kopf schütteln.

Ich zwar wußte etwas mehr, aber ... schließlich war mir aber doch alles ebensolch ein Rätsel.

Die dritte Etage, in die wir kamen, hatte als Wohnung gedient. Die einzelnen Steinkammern waren vollständig möbliert, und zwar hochelegant. Es war gleich zu erkennen, daß sie für Offiziere bestimmt gewesen waren.

Dann gab es auch noch größere Säle zur gemeinsamen Benutzung, Rauchzimmer und alles, was sich nur denken läßt, eine Bibliothek mit vielen Tausenden von Bänden in allen Sprachen, ein Musiksaal mit einem Bechsteinschen Konzertflügel, wir hatten aber noch viele andere Pianinos gesehen.

Die Etage darunter war für die Mannschaft bestimmt, was sich besonders an den zahllosen Betten erkennen ließ. Wirklich zahllos

– wir konnten ja nur immer das übersehen, was in den Lichtkreis der Laterne kam, mit Ausnahme in der Nähe der Wände, wo das durch die Fenster eindringende Tageslicht genügte.

Aber auch hier war für allen erdenklichen Komfort gesorgt, auch hier für die Mannschaft ein Klavier und eine gewaltige Bibliothek, Billards und alles mögliche, sogar zwei Kegelbahnen.

Genau so war die fünfte Etage beschaffen, während die sechste als Küche diente, charakterisiert durch die großen Kochherde.

[127]

Die eisernen Kästen waren zum Teil noch mit Steinkohlen gefüllt.

»Auch von einem Rauch ist niemals etwas gemerkt worden?«

»Niemals!«

Merkwürdig! Allerdings lagen die Kochherde alle nur an der Westseite, und hier hatte dieser Felsenberg, welcher an der äußersten Grenze der Ellicegruppe liegt, nur noch einige kleine, wohl schwerlich bewohnbare Koralleneilande gegenüber.

Außerdem schienen es ganz besondere Kochherde zu sein, die Feuerungsanlage war eine ganz merkwürdige, ebenso die Rohrleitung, ehe diese an einem Fenster mündete, und so konnte man wohl vermuten, daß hier die Kohlen rauchlos verbrannt wurden.

»Woher bekommen sie die Kohlen? Bist du auch dort unten gewesen, Goliath? Werden die Kohlen auch hier gegraben?«

»Ich bin überhaupt nicht tiefer als bis hierher gekommen, Massa.«

»Ich denke, du warst bis zum Brunnen unten?«

»Das war nicht so wörtlich gemeint, Massa, ich hatte doch vorhin keine Zeit, eine längere Erklärung zu geben. Hier fand ich frisches Wasser, aber in einem Bassin, welches aus einem Brunnen gespeist wird.«

Er führte uns nach der Mitte des mächtigen Saales.

Hier war ein riesiges Bassin aus Eisenblech, von dem aus Rohre nach allen Richtungen verliefen, eine richtige Wasserleitung, welche die ganze Küche versorgte, und daneben war ein Schacht mit einer Winde, von der ein Drahtseil hinablief.

Daß dies ein Brunnensein mußte, war ganz offenbar. Als wir an der Winde drehten, kam denn auch alsbald ein Schöpfeimer zum Vorschein, von ganz besonderer Konstruktion, gefüllt mit frischem Wasser,

[128]

der sich beim Vorbeigehen an dem Bassin selbsttätig in dieses entleerte. Dann war auch noch eine Saugvorrichtung vorhanden, eine Zentrifugalpumpe, welche ebenfalls Wasser ohne Unterbrechung heraufbeförderte. Der Ziehbrunnen mochte die erste Anlage gewesen sein.

Nun aber befanden wir uns noch immer achthundert Meter über dem Meeresspiegel, und mindestens mußte süßes Wasser doch noch unter diesem erst vorkommen können – obschon es Ausnahmen gibt – auf keinen Fall aber konnte das kaum dreißig Meter lange Drahtseil schon Wasser erreichen.

Auch ohne besondere Ingenieurkenntnisse war uns klar, daß dann das Wasser nur vermitteltst Zwischenstationen heraufbefördert werden konnte, es gab also in den unteren Etagen noch mehr solcher Hebewerke, und dies setzte wieder voraus, daß es sich nicht nur um einen bis auf den Meeresgrund gehenden Schacht handeln konnte, sondern daß auch größere Räume geschaffen sein mußten – ja, wahrscheinlich setzten sich diese Etagen in derselben Weise bis auf den Meeresboden und vielleicht noch weiter fort, zeigte sich doch auch hier wieder eine hinabführende Treppe, ebenso breit.

Doch ehe wir die Untersuchung fortsetzten, mußten wir an unser leibliches Wohl denken. Jetzt, nachdem der Durst gestillt war,

machte sich ein grimmiger Hunger bemerkbar – am allergrimmigsten jedenfalls bei mir. Hatten wir seit dreißig Stunden doch auch nichts gegessen!

Wir begnügten uns nicht mit einer kalten Mahlzeit, oder doch nur zur Stillung des ersten Wolfshungers, dann machte Goliath unter einem Herde Feuer und setzte an. Allerdings konnten nur die in allen Arten vorhandenen Konserven benutzt werden, alle noch wohlerhalten, welche nur gewärmt zu werden

[129]

brauchten, während Salzfleisch und Erbsen oder dergleichen hätten stundenlang kochen müssen.

Nach einer halben Stunde traten wir gesättigt den Weitermarsch in die Tiefe an.

Die nächste Etage zeigte sich abermals als Proviantraum, dann kam eine Etage, in welcher Garderobestücke aller Art massenhaft aufgespeichert waren, hierauf kamen die Munitionskammern, man hätte wohl ein ganzes Jahr lang die sämtlichen Geschütze bedienen können.

Und immer wieder führte solch eine breite Treppe hinab, und immer wieder solche mächtige Säle!

Hier aber war nichts mehr drin, nur nackte Säulen und Wände, in denen auch die Fenster fehlten.

Wir gebrauchten nicht weniger als eine Stunde, und in dieser waren wir noch durch zweiundsiebzig Etagen gekommen, durch zweiundsiebzig, bis wir endlich keine Treppe mehr fanden.

Wie tief wir uns befanden, wußten wir nicht, keiner hatte ein Barometer bei sich, und die Stärke der einzelnen Decken hatten wir nicht gemessen.

Diese wurden nach unten zu nämlich immer dicker, ebenso wie die Säulen, aus leicht begreiflichen Gründen, die Last wuchs doch immer, welche abgesteift werden mußte.

Oben die erste Decke, welche also das Plateau bildete, war zwei Meter stark gewesen, und hier unten bei der letzten betrug ihre Stärke mindestens zehn Meter!

Nun rechne man nach, achthundertfünfzig Meter betrug die ganze Höhe des Felsens – da waren zweiundsiebzig solcher Etagen sehr leicht möglich.

Wer nur hatte diesen ganzen Berg so ausgehöhlt, wie lange mußte daran gearbeitet worden sein?

[130]

Immer wieder vergebliche Fragen. So viel aber war sicher, daß wir hier ein Werk von Jahrhunderten vor uns hatten.

Auch die äußeren Wände mußten natürlich immer stärker gehalten werden, wie bei jedem Hause, und zwar war dies hier ganz bedeutend der Fall.

Das Ganze verjüngte sich überhaupt trichterförmig, der unterste Raum hier hatte kaum noch hundert Meter im Durchmesser, so daß hier die massiven Wände, wenn der ganze Felsen anderthalb Kilometer lang und breit war, mindestens siebenhundert Meter dick waren.

Richtiger aber wird das Bild, wenn man sagt, daß sie nur so tief in den Felsenberg hineingebohrt hatten.

Hier unten nun führte wohl keine Treppe weiter hinab, dafür aber gab es immer noch tiefer gehende Schächte, aus denen Kohlen herausbefördert wurden.

Alles war mit Kohlenstaub bedeckt, noch lagen Spitzhacken und Schaufeln umher, sogar Sicherheitslampen. Es sah fast aus, als wäre dieses Kohlenbergwerk in eiliger Flucht verlassen worden.

In der Mitte dieses Raumes befand sich auch der Brunnen-schacht, bis nach oben in die erste Etage durchgehend, was aber auch von denjenigen Schächten galt, durch welche die Kohlen in Säcken emporgewunden wurden. Wenigstens ein solcher Schacht war vorhanden.

Wie sich der Brunnen mit der Kohle zusammenreimte, wußten wir nicht. Uebrigens kommt ja in jedem tiefen Kohlenbergwerk Wasser vor.

Wir hatten keine Lust mehr, auf den vorhandenen Leitern in dieses Bergwerk selbst zu dringen. Uns hatte die stundenlange Treppentour tüchtig ermüdet und ... es mochte auch einiges Grausen dabei sein.

Vielleicht befanden wir uns schon unter dem  
[131]

Meeresgrund, ganz gewiß aber unter der Meeresoberfläche.

»Woher aber kommt nur die frische Luft?« meinte der Lord.

Auch ich hatte mir schon diese Frage gestellt. Die Luft war völlig atembar, ungetrübt brannte die Laterne, obgleich hier doch alle ins Freie führenden Oeffnungen fehlten, und die von oben kommende Luft genügte nicht etwa, um die hier unten von einigen Menschen verbrauchte zu ersetzen.

Da kommt ein Naturgesetz in Betracht. Es muß doch auch in jedes tiefere Bergwerk künstlich Luft eingepumpt werden. Die Kohensäure, welche ausgeatmet wird, ist schwerer als die atmosphärische Luft.

Wie ich noch so nachgrübelte, auf welche Weise diese Frage hier wohl gelöst worden sei, sah ich, wie Goliath mit einer schnellen Bewegung die Laterne hochhielt und mit scharfen Blicken um sich spähte.

»Massa, merkt Ihr nichts?«

»Nein, was denn?«

»Die Luft ist in Bewegung, ein leiser Windhauch umspült uns.«

Nein, ich merkte nichts. Ich riß ein Schwefelholz an, hielt es hoch, aber es brannte mit ganz, ruhiger Flamme.

»Da – da – von dieser Seite kommt es, jetzt merkte ich es ganz deutlich – von dieser Seite kommt ein Luftzug.«

Goliath hatte die Hand ausgestreckt, und, bei Gott, jetzt fühlte auch ich es! Der Hauch war so schwach, daß er die Flamme noch



gar nicht in Bewegung setzte, aber man empfand es hauptsächlich durch die Kühle, welche von jener Seite kam, noch mehr, wenn man das bekannte Experiment mit dem benetzten Finger machte.

Es war die westliche Seite – ich hatte einen Taschenkompaß bei mir – auf welche wir zuzogen.

[132]

Und immer stärker ward der uns entgegenkommende Luftzug, und als wir die Wand erreicht hatten, sahen wir die Lösung des Rätsels, wodurch uns aber nur ein anderes aufgegeben wurde.

In der Felsenwand befanden sich in Kopfhöhe einige kleine Löcher, und durch diese drangen Luftströme ein, unter einem jetzt auch hörbaren Sausen.

»Nanu, wie wird denn das bewerkstelligt?!« rief der Lord. »Ist denn hier ein maschineller Betrieb, der Luft einpumpt?«

Mir aber kam sofort eine Erkenntnis, ich zog zunächst meine Taschenuhr.

»Es ist zehn Minuten nach vier – und fünf Minuten vor vier setzt hier die Flut ein – auch hinter dieser Steinwand ist noch ein Hohlraum, der mit dem offenen Meere in Verbindung steht, die steigende Flut preßt die Luft zusammen und drückt sie hierherin.«

Ich will es eine Offenbarung nennen, daß ich gleich auf das gekommen war, was sich dann als richtig erwies, obgleich wir schließlich doch darauf gekommen wären, nur wohl erst nach längerer Ueberlegung.

Jetzt stimmten der Lord und Goliath sofort meiner Ansicht bei.

»Gut,« meinte dann der Lord, »hier sind wir also dem Meere am nächsten. Aber ob es hier auch ein Herauskommen gibt? Das ist jetzt wohl für uns das Wichtigste.«

In der Tat, wir waren immer noch abgeschnitten von aller Welt. Seile gab es hier wohl genug, wir hätten uns eine Strickleiter von

achthundertundfünfzig Meter Länge anfertigen können, aushalten konnten wir es ja, aber, wie gesagt, aus Hanf hätte solch eine Strickleiter bei weitem ihr eigenes Gewicht nicht getragen.

[133]

Wir konnten mit der gegen Luftzug geschützten Laterne in die Löcher hineinleuchten.

Aber es war nichts zu sehen, jedenfalls nicht das Ende. Wir fanden eine lange Stange und konstatierten durch vorsichtiges Fühlen, daß die Stärke dieser Wand über drei Meter betrug.

Diese zu durchbrechen, daran war natürlich kein Gedanke, und dann kam es doch sehr darauf an, wie es dahinter aussah.

Da mit einem Male vernahm ich ein knarrendes Geräusch.

»Massa, Massa!!« schrie in diesem Augenblick Goliath, der sich von uns entfernt hatte, die Laterne bei uns lassend.

Wir eilten hin zu ihm, die Laterne mitnehmend, und da sahen wir es.

Eine mächtige Oeffnung war entstanden, dadurch, daß sich ein Stück der Felswand herausgedreht hatte, mindestens fünf Meter hoch und ebenso breit, um richtige Angeln, die wir jetzt erblickten, diese Felswand war auch gar nicht so dick, höchstens einen Viertelmeter, also mehr eine als Tür eingesetzte Steinplatte.

»Hier war ein Griff, ich zog daran, plötzlich kam mir die ganze Wand entgegen . . . «

Wir hörten nicht, was der Neger erklärte, wir sahen nur das Wasser zu unseren Füßen, und dann . . . das Heck eines ansehnlichen Fahrzeuges, welches schon mehr den Namen ›Schiff‹ verdiente!

Mehr erblickten wir deshalb nicht, weil der Lichtkreis der Laterne doch eben ein beschränkter war, und außerdem war hier die Luft mit Feuchtigkeit geschwängert, etwas neblig, wodurch der Lichtkreis noch kleiner wurde.

Ich hob die Laterne, so hoch ich konnte.

»Bei Gott, das ist ein vollständiges Segelschiff!«

Wir kletterten an Deck. Es war eine Brigg. Ich erstieg eine Wante, weiter bis zum Masttop

[134]

empor, schätzte dessen Höhle auf mindestens fünfundzwanzig Meter, und ich konnte nach oben noch keine Decke erreichen.

Die Brigg war vollständig ausgeräumt, wie wir uns alsbald überzeugten, sonst aber noch in tadellosem Zustande.

Und bei dieser Brigg sollte es nicht bleiben. Als ich über Bord leuchtete, bemerkte ich zunächst einige kleine Boote, und dann weiter auch schon die Umrisse eines anderen Schiffes, und zwar fiel das Licht der Laterne gerade auf ... die Verdeckung eines Schaufelrades!

Zunächst aber wurde unsere Aufmerksamkeit durch etwas anderes gefesselt, was nämlich unsere Befreiung versprach, und das war doch mit eine Hauptsache.

In der Ferne war ein weißer Fleck, von dem ein breiter Strahl durch die schwarze Finsternis ging.

Das war einfach eine Oeffnung, ein Fenster, welches das noch herrschende Tageslicht hereinließ.

Ihm mußte unsere erste Untersuchung gelten, wozu wir ein kleines Ruderboot benutzten.

Wir hätten es vielleicht bequemer haben können, um das ganze riesenhafte Bassin schien eine breite Galerie zu laufen, aber man muß nur immer bedenken, daß wir von der schwärzesten Finsternis eingehüllt waren und die Laterne nur einen Lichtkreis von höchstens sechs Metern Durchmesser verbreitete, und hier verlor er sich noch eher in einem Nebel.

Es war eine schwierige Wasserfahrt. Das ganze Bassin war mit Schiffen und Fahrzeugen und Booten angefüllt, durch welche wir uns hindurchwinden mußten.

Ich will gleich jetzt bemerken, daß dieses Bassin, wie sich später herausstellte, siebenhundert Meter lang und breit war. Es füllte eben den ganzen Felsenberg aus, von dem letzten Kohlenraume an gerechnet

[135]

bis zum Meere hin, von diesem nur durch eine nicht allzu starke Felsenwand getrennt.

Nun läßt sich aber auch denken, wie weit entfernt der helle Punkt war, es gehörte schon einige seemännische Erfahrung dazu, um ihn als eine Lichtöffnung zu erkennen – der Seemann ist eben ganz besonders auf Lichter geeicht – und wir tappten hier in der Stockfinsternis herum.

Schließlich aber hatten wir die Oeffnung doch direkt über uns, konnten auch eine die Wand entlang laufende Galerie ersteigen.

Schon immer hatte mich unterwegs eine Frage beschäftigt, auch wieder ein Rätsel.

Diese einzige nach außen führende Oeffnung war doch offenbar dazu vorhanden, daß frische Luft einströmen konnte, wenn das Meer, welches irgendwo Zugang haben mußte, sank.

Wenn nun bei Flut das Wasser wieder stieg – und zwar betrug hier der Unterschied mehr als zwei Meter – würde da die eine Million Kubikmeter Luft, welche dadurch zusammengepreßt wurde, nicht ganz unnütz durch diese obere Oeffnung wieder entweichen? Wenigstens zum Teil?

Allerdings würde die Luft ja auch durch jene Löcher in den inneren Raum dringen, aber immer doch nur zum Teil, vielleicht der größere würde durch diese weite Oeffnung ganz nutzlos entweichen.

Da hätte man doch nur ein ganz einfaches Ventil anzubringen brauchen, nur eine Klappe.

Nun, so schlau wie ich waren die Erbauer dieser Seefestung auch gewesen!

Solch eine Ventilklappe war hier denn auch wirklich vorhanden, nur daß sie mit einem Glasfenster versehen war, und das hatte uns getäuscht.

Solche Ventilklappen fand ich dann später, als ich alles näher untersuchte, auch im Innern jener

[136]

anderen Löcher angebracht, wir hatten sie mit der Stange nur nicht gefühlt.

Im übrigen ist es wohl einfach genug, wie der ganze Mechanismus funktionierte.

Wenn hier drinnen der Wasserspiegel sank, hob sich hier dieses Glasventil und ließ die frische Luft ungehindert eindringen, während sich die vielen Ventile in den Löchern schlossen. Hob sich der Wasserspiegel, so preßte sich diese Klappe hier durch den Luftdruck fest gegen einen Kautschukrahmen, die Klappen in den Ventilationsröhren dagegen wurden durch denselben Luftdruck gehoben.

Hätte es nicht gerade durchgeblasen, so daß die Klappen gehoben waren, so wären wir mit der Stange auf einen festen Widerstand gestoßen.

Doch diese hier nach außen führende Klappe versprach uns noch keine Freiheit. Sie war nicht groß genug, um einen erwachsenen Mann durchzulassen.

Aber nun mußte doch auch das Meerwasser einen Zutritt haben. Freilich würden wir den schwerlich benutzen können, der würde sich gewiß auch bei tiefster Ebbe noch unter dem Niveau des Meeresspiegels befinden.

Wie aber gelangten diese Schiffe hierherein und wieder heraus? Diesen Weg mußten wir finden, wollten wir uns durch eigene Kraft befreien.

Ich fasse mich kurz. Nach einer Stunde hatten wir noch immer nichts von einem geheimen Mechanismus gefunden.

Dann mußten wir den Rückweg antreten; denn draußen ging die Sonne zur Rüste, sie würde nicht mehr eindringen, und das Petroleum in unserer Laterne hielt höchstens noch eine Stunde vor, und in keinem der Fahrzeuge, die wir untersuchten, war Petroleum oder sonst etwas Brennbares zu finden.

Es war ein Rückzug mit schwerem Herzen. Wir konnten uns darauf gefaßt machen, noch lange, lange

[137]

Zeit hier als Gefangene verweilen zu müssen. Widerstand sollte uns diese Felsenwand allerdings nicht lange leisten können. Vorhin hatten wir nur an ein Meißeln gedacht – wir hätten ganz einfach Pulver zum Sprengen verwandt.

Aber es wäre doch schade gewesen, hier zerstörend einzugreifen.

Hinwiederum wäre es ebenso schade, wenn die anderen zu unserer Rettung doch noch auf das Plateau gelangten, mittels des Luftballons oder sonstwie.

Denn daß wir dies, was wir hier gefunden, als unser Geheimnis streng hüten würden, das war doch selbstverständlich.

So stiegen wir wieder hinauf, abermals eine Stunde gebrauchend, um uns zunächst mit genügend Petroleum, auch mit Proviant zu versehen. Dann mußte dort unten weiter nach einem geheimen Tore gesucht werden.

Da stieß Goliath einen Freudenschrei aus.

Er hatte – aus welchem Grunde, weiß ich nicht – in einer der Offizierskammern Umschau gehalten und an der Wand eine große Zeichnung hängen sehen. Sie hing ja auch auffällig genug da, man brauchte nur einen Blick hineinzuworfen.

Es war ein vollständiger Plan des ausgehöhlten Felsenberges, in den verschiedensten Grund-, Auf- und Seitenrissen, sehr übersichtlich.

Jetzt erst erkannten wir, was für ein gewaltiges, kompliziertes Werk das war!

Der Durchschnitt eines Ameisenhaufens, eines Termitenhügels! Die Hauptsache aber war für uns, daß darin ganz deutlich auch das Tor angegeben war, welches die Schiffe passierten, einmal geschlossen und dann auch geöffnet eingezeichnet.

Wie man die Vorrichtung funktionieren ließ, das war freilich nicht angegeben; aber es war schon viel

[138]

wert, daß wir überhaupt wußten, wo wir zu suchen hatten.

Doch, da waren auch blaue Linien eingezeichnet, von dem Tore ausgehend und in einem Zentrum zusammenlaufend, woraus wir schon etwas schließen durften. Näher kann ich sonst die Art dieser Zeichnung nicht angeben.

Es war in der siebenten Abendstunde, draußen herrschte schon Nacht, als wir abermals in den Orkus hinabstiegen, und gegen acht Uhr nahmen wir unsere Untersuchungen auf.

Richtig, wir fanden einen Handgriff, und ein nur schwacher Zug genügte – ein ungeheueres Stück der Felswand ging zurück.

Sie wurde durch die Kraft der wiedereinsetzenden Ebbe von selbst hinausgedrängt, wie die Flut sie wieder zurückdrücken mußte.

Frische Luft, das freie Meer und funkelnde Sterne! Ich kann nicht schildern, wie mir zumute war, wie ich geatmet habe!

Es war hell genug, um zu erkennen, daß sich auf dieser westlichen Seite des Vogelberges kein Fahrzeug unserer Leute befand.

Wir suchten uns ein Ruderboot aus, schon trieb uns die Ebbeströmung hinaus.

»Aber wir müssen uns diesen Ausgang auch offen halten, wenn wir nicht immer wieder nur durch den Luftballon dort oben hinaufkommen wollen,« sagte ich, als wir schon die Oeffnung in der dicken Felswand passierten.

»Das ist nicht nötig,« entgegnete Goliath, »hier – hier.«

Ich wußte nicht, was er wollte, er tastete an dem Rande der Steinwand herum.

»Was ist da?«

»Ein regelrechtes Schloß, aus Eisen, ganz winzig für diese ungeheuere Tür. Man braucht ja

[139]

nur hier zu drücken, dann schiebt sich der Riegel von allein zurück.«

Das Nähere über diesen Mechanismus kann ich schriftlich nicht weiter schildern.

Kurz, da die Strömung der Ebbe noch ganz mäßig war, konnten wir das Steintor ohne Anstrengung ihr entgegendrehen, daß sie sich also schloß, ein leises Schnappen – und dann überzeugte ich mich, daß es nur eines leichten Druckes auf eine winzige Höhlung bedurfte, um die Tür sich wieder selbsttätig öffnen zu lassen.

Ich war beruhigt, der Zutritt zu diesem Wunder menschlicher Baukunst war uns jederzeit gesichert.

Die See war glatt wie ein Spiegel. Eine Brandung gab es hier überhaupt nicht, dazu waren zu viele andere Inseln vorgelagert – aber, wie gesagt, nur ganz kleine, für den Menschen wertlose Koralleneilande, und dennoch durch ihre Riffe gerade für diesen Zweck, die Brandung abzuhalten, wie geschaffen.

Wir steuerten um den Berg herum. Da leuchteten uns zahlreiche Feuer entgegen – die Lichter der Fahrzeuge, die uns zu Hilfe kommen wollten.

Erst hatte ich noch einmal mit dem Lord ein Gespräch.

»Ich gratuliere, Herr Kapitän,« sagte dieser. »Was fangen Sie nun mit diesem Ihrem Besitze an?«

»Es ist nicht mein Eigentum.«

»Nun hören Sie aber auf!!« fuhr er mich grimmig an.

»Und wenn jemand kommt und sich als rechtmäßiger Besitzer legitimiert?«

»Gibt es ja gar nicht! Der Vogelberg ist schon seit Jahrhunderten im Besitze meiner Familie – und jetzt gehört er Ihnen. Und



wehe nun Ihnen, wenn Sie noch einmal einen Widerspruch wagen!«

»Ja; aber all das, was drin ist?«

[140]

»Da müssen jene erst beweisen, woher sie das alles haben, und ist es Piratenbeute, so gehört es selbstverständlich Ihnen.«

»Und wenn das nicht der Fall ist?«

»Verlassen Sie sich darauf, wir haben es mit einer Seeräuberbande zu tun, deren Beruf sich seit Jahrhunderten von den Vätern auf die Söhne vererbt. Haben Sie übrigens etwas von der Anwesenheit von Frauenzimmern gemerkt?«

»Nein.«

»Keinen Unterrock bemerkt, keine Haarnadel? Hat es nicht nach Parfüm gerochen? Ich rieche mit meiner Nase überhaupt nicht mehr.«

»Gar nichts,« lachte ich. »Ja, nun aber noch eine Hauptsache für mich, wenn ich mich nun einmal als Eigentümer betrachten soll.«

»Sprechen Sie!«

»Ich möchte dann gern dies alles als mein Geheimnis gewahrt wissen.«

»Selbstverständlich! Ich bin stumm wie ein Fisch, und Ihr schwarzer Bootsmann wird wohl auch kein Schwätzer sein.«

»Ja, wie rechtfertigen wir aber nun, daß wir hier wieder zum Vorschein kommen, noch dazu mit einem Boot?«

»Hm, freilich,« brummte der Lord nach einigem Nachdenken, »das Einfachste wäre, wir ziehen den Pfropfen aus dem Boote, lassen es sinken und sagen dann, wir wären oben von dem Felsen heruntergejumpf – aber . . . « er schlug mit einer Stechstange nach einem phosphoreszierenden Scheine, der neben unserem Boote auftauchte, »lieber nicht, in einem Haifischmagen dürfte man weniger Bewegung haben als in diesem hohlen Berge.«

»Was sagen wir sonst?«

»Einfach gar nichts! Ein Geheimnis, wird nicht verraten, basta!«  
[141]

»Mit meinen Leuten werde ich ja da bald fertig, aber wenn nun die anderen Herren in uns dringen?«

»Dann lassen Sie sie dringen. Von mir erfahren sie nichts, und seien Sie nur auch standhaft. Diese Kerls sind ja überhaupt gar nicht so neugierig.«

Wir waren in der Nähe des nächsten Fahrzeuges gekommen, eines Raddampfers, machten uns bemerkbar.

Ich kann dieses Staunen nicht beschreiben, welches hier und auf allen anderen Schiffen ausbrach, als wir plötzlich in einem Boote auftauchten.

Doch wir waren die höchsten Respektspersonen, nur die sechs Sportsmen, die ebenfalls alle hier waren und seit vierzig Stunden den Kopf in den Nacken zurückgelegt hatten, um da oben hinaufzublicken, richteten an uns Fragen.

»Geheimnis, wird nicht verraten!« sagte Lord Seymour auf alle Fragen.

»Ist der Berg hohl?« fragte nur noch einmal der Franzose.

»Geheimnis, lieber Freund – es wird absolut nichts verraten!«

Hiermit war die Sache erledigt. Es waren eben ganz besondere Leute, diese Seesportsmen – erhaben über alles, also auch über Neugier und was sonst einen Menschen beunruhigen kann.

#### EIN NEUER AUFTRAG MIT KANONENSCHÜSSEN.

Das war ein köstlicher Schlaf gewesen in dem Eiderdaunenbett! Auch kein Traum hatte mir etwas vorgegaukelt, mich etwa zurückversetzt in jenes Felsenlabyrinth, das ich jetzt mein Eigentum nennen konnte.

Ein Kanonenschuß hatte mich geweckt. Ich dachte nicht weiter über die Bedeutung dieses Schusses nach, hier mochte öfters geschossen werden.

[142]

Gemächlich kleidete ich mich an, klingelte dem Diener, bestellte mein Frühstück – das allererste, wie ich zur Vorsicht erwähnen will, welches, wie hier üblich, dem Gaste stets auf sein Zimmer gebracht wurde, oder vielmehr auf sein besonderes Speisezimmer. Denn an Platz mangelte es hier nicht.

Jetzt dachte ich doch gründlich darüber nach, was ich nun mit diesem hohlen Felsen anfangen sollte. Ich war etwas aufgeregt – freudig. Dabei warf ich ab und zu einen Blick durch die Fenster, welche auf dieser Seite nach dem Berge zu lagen. Noch näher vor mir befanden sich einige Häuschen, Villen, wahrscheinlich Beamtenwohnungen.

Hin und wieder sah ich einen Menschen herumspazieren.

Da fuhr ich zusammen.

Himmel, war das nicht . . .

Er war schon um die Ecke.

Hätte ich doch fast geglaubt, daß es Mister Tischkoff gewesen sei, mein Kommodore.

Aber nein, der hier war viel größer gewesen.

Ich war fertig, wollte zunächst einen kleinen Morgenspaziergang machen.

Das Hauptportal führte direkt nach dem Hafen, der gar nicht so weit entfernt lag.

Ich überblickte die mir schon bekannten Schiffe und . . . dann stand ich da und glaubte meinen Augen nicht trauen zu dürfen.

Die ›Sturmbräut‹.

»Nein, es ist nicht möglich!«

»Gewiß, Herr Kapitän, es ist Ihre ›Sturmbräut!« sagte da hinter mir eine wohlbekanntere Stimme, die Betonung auf das ›Ihre‹ legend.

Wie der Blitz fuhr ich herum – ich hatte mich vorhin doch nicht geirrt – Mister Tischkoff, mein Kommodore!

Und in diesem Augenblick beschlich mich eine

tiefe Scham, am liebsten hätte ich gleich in die Erde versinken mögen.

Es waren noch andere Leute in der Nähe, und dennoch mußte es gleich bei mir heraus.

»Mister Tischkoff, ich habe unrecht gegen Sie gehandelt, habe gehandelt wie ein . . . «

»Wie ein echter Seezigeuner – nein, sondern so, wie ich es von Ihnen erwartet habe, von jedem Manne, der mit Unrecht ein Bettler genannt wird und sich das natürlich nicht gefallen läßt.«

Freundlich hatte er mich unterbrochen, freundlich ruhten seine Augen auf mir. Ich hätte ihm überhaupt gleich ansehen können, daß er mir nicht zürnte. Sein faltiges Gesicht mit dem spöttischen Lächeln war so gutmütig wie immer gewesen.

»Ich hätte wenigstens erst mit Ihnen sprechen sollen,« suchte ich mich noch einmal selbst zu beschuldigen.

»Ganz im Gegenteil; Sie haben genau so gehandelt, wie ich von Ihnen erwartet habe.«

»Aber ich stehe tief in Ihrer Schuld.«

»Wollen Sie nun endlich darüber schweigen?«

Er hielt mir die Hand hin, ich drückte sie ihm, und damit war diese erste Hälfte der Sache für uns erledigt.

In einer Laube des parkähnlichen Gartens, wo wir nicht beauscht werden konnten, wurde die Unterhaltung fortgesetzt.

Ganz in Gedanken versunken war ich von ihm dorthingeführt worden.

»Was sagte die Lady?« war dann meine erste Frage.

»Sie bedauerte furchtbar, daß es so gekommen ist – wenn sie ihr Bedauern auch nicht öffentlich zeigte. Sie kehrte dann den Trotz heraus. »Mag er gehen!« Aber in ihrem Herzen ist es anders beschaffen.«

»Ich bleibe fest!«

[144]

»Natürlich!«

»Am liebsten möchte ich sie gar nicht mehr sehen – besser so.«

»Weshalb auch sollten Sie sie wieder aufsuchen? Das liegt doch nur an Ihnen.«

Erstaunt hob ich den Kopf.

»Sie ist nicht mitgekommen?«

»Gott bewahre, die ist auf der Osterinsel geblieben!«

Das hätte ich allerdings nicht gedacht. Ich hatte doch erwartet, die ›Sturmbräut‹ hätte sie hierhergebracht.

»Wie ist denn die ›Sturmbräut‹ hierhergekommen?«

»Lady Blodwen hatte an Bord ihrer Jacht überreich Matrosen; die Hälfte genügte, um die ›Sturmbräut‹ zu bedienen. Ich habe sie mir von ihr gewissermaßen geliehen, die Leute brauchen auch nicht wieder zurück, sie sind gleich abgemustert worden, auf eigenen Wunsch. Das Weiberkommando behagte ihnen nicht, wie sie sagen.«

Ja, das konnte ich begreifen. Aber anderes war mir noch ganz unklar.

»Kommen Sie denn zufällig hierher?«

»Nein, ich habe Sie gesucht.«

»Woher wußten Sie, daß ich hier bin?«

»Ich fischte mehrere Flaschenposten auf – den Inhalt kennen Sie, sonst wären Sie nicht hier – und die schwimmenden Flaschen waren so zahlreich, auch durch Luftballons verbreitet, daß ich bestimmt annehmen konnte, auch Ihnen wäre solch eine Flaschenpost in die Hände gekommen. Also wandte ich mich hierher, und ich habe mich ja auch nicht geirrt.«

»Ja, aber wie kommen Sie denn nur mit der ›Sturmbräut‹ hierher?«

»Die ›Sturmbräut‹ gehört Ihnen!«

»Mir?!«

[145]

»Wie gesagt, Lady Blodwen bereute bitter, in ihrer ersten Heftigkeit Sie so beleidigt zu haben. Von der ›Sturmbräut‹ wollte sie

dann nichts mehr wissen, verschmähte, sie auch nur mit einem Fuße zu betreten. Daß Sie das Schiff jetzt aber nicht mehr von ihr geschenkt nehmen würden, war doch selbstverständlich. Ich fragte sie, was sie dafür haben wolle. Hatte meine liebe Not mit ihr. Schließlich nannte sie den ursprünglichen Kaufpreis 23 000 Pfund. Ich gab ihr einen Scheck. Es wurde alles gleich schriftlich ausgemacht. Daß sie den Scheck sofort verbrannte – *nevermind*, was geht das mich an? Die ›Sturmbraut‹ war mein Eigentum.«

»Wohl, so gehört sie Ihnen.«

»Aber ich trete sie Ihnen ab.«

Ich machte nur eine abweisende Handbewegung, aber energisch genug.

»Nicht umsonst,« fuhr Tischkoff fort. »Sie sollen mir das Schiff abkaufen.«

»Wollen Sie mich verspotten?«

»Weil Sie kein Geld haben? *Nevermind*. Dafür haben Sie etwas anderes.«

»Was soll ich haben?«

»Nun, repräsentiert eine Kunst, etwa die Stimme eines Sängers, nicht auch ein Kapital, welches man sogar beleihen kann?«

»Ich wüßte nicht, was man bei mir beleihen könnte.«

»Nicht? Dann unterschätzen Sie sich. Da bin ich ein weiterblickender Geschäftsmann. Sagen Sie – führen Sie eigentlich ein Tagebuch über Ihre Erlebnisse?«

Ueberrascht blickte ich auf. Schon kam mir eine Ahnung. Aber ich wollte nicht daran glauben.

Ich verneinte.

»*Well*, so führen Sie von jetzt an ein Tagebuch! Ganz gewissenhaft! Und was Sie früher erlebt

[146]

haben, schreiben Sie nachträglich auf. Ich weiß, daß Sie erzählen können. Und alles, was Sie schreiben, gehört mir – als Preis für die ›Sturmbraut‹. Sie sollen von mir nichts geschenkt bekommen.«

»Und mein Geschreibsel soll 23 000 Pfund Sterling wert sein?«  
»Allerdings. Was geht Sie das überhaupt an? Ich bin ein reicher Mann, reicher, als Sie ahnen, und ich kann doch mit meinem Gelde machen, was ich will. Und ich habe meine besonderen Liebhabereien. Ich möchte Ihre Tagebücher haben, ich allein. Sie haben dann kein Recht, Ihre Erlebnisse anders zu verwerten, eigentlich nicht einmal, von Ihren Abenteuern zu erzählen. Aber seien Sie versichert, ich schenke Ihnen durchaus nichts, ich werde sogar ein ausgezeichnetes Geschäft dabei machen. Also, wollen Sie?« –

Er wußte mich herzubringen. Dabei kam noch der Umstand in Betracht, daß mir bekannt war, wie vor einigen Jahren einem Kapitän Marryat für sein Tagebuch, welches er während einer Reise um die Erde geführt hatte, von einem Londoner Verleger bare 30 000 Pfund Sterling auf den Tisch gezahlt worden waren, eigentlich nur für das Recht der Veröffentlichung, oder nur als Anzahlung: denn außerdem erhielt Marryat dann noch fürstliche Honorare. In der deutschen Uebersetzung sind von diesem Kapitän Frederik Marryat, der sich dann ganz auf die Schriftstellerei legte, am bekanntesten die Seeromane ›Peter Simpel‹ und ›Japhet‹ geworden.

Ich hatte den Kontrakt unterschrieben. Und dann war ich wieder an Bord der ›Sturmbräut‹ – meiner ›Sturmbräut!‹

Nur einen einzigen Mast umarmte ich, lieber hätte ich jede einzelne Planke küssen mögen. Und nicht minder glücklich waren alle meine treuen Jungen, als sie wieder Einzug hielten.

[147]

Tischkoff hatte mir die Schlüssel übergeben; im Panzerschrank waren unberührt die 22 000 Taler, in den verschiedensten Geldsorten, die ich wirklich mein Eigentum nennen durfte – aber was dachte ich jetzt daran – mehr wert war mir die kostbare Schlipsnadel, die ich noch im Halstuch stecken fand – und dann vor allen Dingen mein silberner Zahnstocher.

Schmutje mußte mir schnell eine Portion Büchsenfleisch wärmen, recht zähes, nur damit ich dann meinen Zahnstocher benutzen konnte. Ach, war ich glücklich!

Die Herren kamen an Bord, das Schiff zu besichtigen, welches besonders durch den Putsch mit den südamerikanischen Republiken schon eine Berühmtheit erlangt hatte. Glücklicherweise waren diese Herren nicht viel fürs Fragen.

Dabei machte ich eine Beobachtung. Ich sah, wie sich in einiger Entfernung von mir Lord Seymour mit Mr. Tischkoff unterhielt, und ich hatte den ganz bestimmten Eindruck, daß sich die beiden schon kennen mußten, nicht erst von heute, und ebenso unverkennbar war es, welchen Respekt der Lord meinem geheimnisvollen Kommodore entgegenbrachte. Das dicke, zapplige Männchen, sonst die ungenierte Freiheit selbst, war vor Mr. Tischkoff ganz komplimentierende Ergebenheit.

»Herr Kapitän, wenn ich Sie einmal in Ihrer Kajüte sprechen kann!« rief mir dann der Lord zu.

Wir drei waren allein.

»Mr. Tischkoff hat mir alles erzählt,« begann der Lord, »aber nur mir, es bleibt unter uns. Nun haben Sie ja Ihr Schiff, nun haben Sie mich nicht mehr nötig.«

»Wenn ich Ihnen zu Diensten stehen kann, Mylord – mit dem größten Vergnügen, und nicht nur, um Ihre Gastfreundschaft zu vergelten.«

»Was werden Sie jetzt tun?«

Ich wußte es nicht. Auf den Handel gehen, da

[148]

von wollte ja vor allen Dingen mein Kommodore nichts wissen.

»Kennen Sie mein Verhältnis zu Mr. Tischkoff?«

»Ja. Wenigstens einigermaßen hat er mich eingeweiht. Er ist Ihr Kommodore. In ganz freundschaftlicher Weise gemeint.«

»So ist es!«

»Aber Sie können doch natürlich tun, was Sie wollen.«



»Bisher konnte ich es.«

Diese Worte sind humoristisch zu lesen. Mein Kommodore hatte dazu immer liebenswürdig gelächelt, und ich hatte ein paar Komplimente gegen ihn gemacht.

»Sie haben also gar nichts vor?« fragte der Lord nochmals.

»Nein.«

»Wollen Sie einen Auftrag von mir annehmen?«

»Gewiß, sehr gern. Nur hoffe ich, daß Sie mir keine Kohle oder Baumwolle als Fracht mitgeben wollen. Das ist bei mir nämlich immer eine brenzliche Geschichte.«

»Ich weiß, ich weiß!« lachte der Lord. »Auch hiervon hat mir Ihr Kommodore schon einiges erzählt! Nein, mit so etwas sollen Sie verschont bleiben. Aber ich weiß etwas anderes für Sie, was gerade Ihr Fall ist.«

»Bitte!?«

»Kennen Sie den Kapitän Ralph Berseck?«

»Nein.«

»Wie? Sie kennen den Berserker nicht?«

»Was ein Berserker ist, weiß ich wohl . . . «

»Nein, nein, er heißt wirklich Berseck, und bei ihm trifft der Name, wenn er etwas umgeändert wird, tatsächlich zu. Er ist ein Berserker, der sich in blinder Wut auf seinen Feind stürzt. Haben Sie denn noch nichts von diesem Kapitän Ralph Berseck gehört, der

[149]

vor einem Jahre für vogelfrei erklärt worden ist, auf den alle Kriegsschiffe fahnden, und nicht nur die?«

Nein. Ich war ja seit einem, seit zwei Jahren immer unterwegs, und bei einem Seemanne ist doch so etwas überhaupt eine eigentümliche Geschichte. In der Weltgeschichte kann ein ganzer Staat vernichtet werden, und ein Kapitän fährt noch jahrelang immer lustig unter der Flagge dieses Staates.

»Ich will Ihnen ganz kurz schildern,« sagte der Lord. »Dieser Ralph Berseck ist ein echter Seezigeuner. Weiß nicht einmal, was für ein Landsmann er ist. Irgendein Meer mag ihn ausgespien haben. Aber ein Seezigeuner allerschlimmster Sorte. Es gibt ja auch unter den Landzigeunern Strauchdiebe und Bluthunde genug. Ralph Berseck ist ein Bluthund erster Klasse. Wegen unglaublicher Roheiten wurde ihm schließlich das Kapitänspatent entzogen. Aber er fuhr dennoch weiter als Kapitän, auf seinem eigenen Schiffe, zu dem er durch unsaubere Manipulationen gekommen war. Trieb Schmuggel. Bis man ihm abermals das Handwerk legte. Dann wurde er zum richtigen Piraten, hat tatsächlich ein spanisches Schiff mit Gewalt gekapert, die ganze Mannschaft niedergemacht.

»Vor vierzehn Monaten kam er hierher, bat mich um Kohlen und Proviant. Nun, ich muß gestehen, daß mir der Kerl eigentlich etwas imponierte. Das heißt, damals hatte ich schon lange hier in der Einsamkeit gelebt, ich wußte noch nichts von seinen letzten Streichen, wie er schon zum offenkundigen Piraten geworden war, und zu noch schlimmerem. Ich hielt ihn nur für einen kühnen Schmuggler. Und ich habe über Schmuggelei meine besonderen Ansichten. Wer schlau und kühn genug ist, den Fiskus zu prellen, mag es probieren. Aber wenn ich schon damals gewußt hätte, was ich dann über diesen Kapitän erfuhr, hätte es bei mir nichts gegeben. Ich wurde auch auf

[150]

der Stelle bitter genug durch eigene Erfahrung bestraft.

»Also ich gab dem Berseck Proviant und Kohlen, er war mein Gast. Da war auch gerade hier bei mir ein junger Ingenieur, ein Deutscher. Der hatte eine neue Erfindung gemacht, eine Schiffsmaschine, welche jedem Schiffe, in verhältnismäßiger Größe eingebaut, eine Schnelligkeit von mindestens achtzehn, wahrscheinlich aber zwanzig Knoten verleihen sollte. Doch nur Schraubendampfer, wie Ihrer einer ist, kämen in Betracht.

»Patentieren hatte sich Mister Einsiedel seine Erfindung noch nicht lassen, überhaupt noch zu keinem Menschen davon gesprochen. Es war ja auch gar nicht so dumm von ihm, daß er zuerst zu mir kam. Er kannte mich, meine Verhältnisse, und er wußte auch, daß ich mehr zahlen würde als jede Maschinenfabrik oder Gesellschaft, wenn mir die Möglichkeit gegeben wurde, das schnellste Schiff der Welt zu besitzen, ich allein, wenigstens für eine gewisse Anzahl von Jahren. Dann hätte er es ja noch immer anders verwenden können.

»Also es handelte sich noch nicht um den Ankauf eines Patentes, sondern mehr eines Geheimnisses. Na, ich traute der Geschichte nicht recht. Ein Modell hatte der junge Mensch nicht, brachte nur eine Unmenge von Zeichnungen mit – ich fand mich darin nicht zurecht, verstehe überhaupt von Maschinen herzlich wenig. Und einen Fachmann zu Rate ziehen durfte ich nicht, keinen anderen Menschen – ich hatte wegen strengster Hütung des Geheimnisses vorher mein Ehrenwort abgegeben.

»Wir wurden belauscht. Es war nicht meine Schuld. Dieser Kapitän Berseck hat die sämtlichen Zeichnungen gestohlen. Machte sich auf und davon. Und dann erfuhr ich auch gleich, wen ich beherbergt hatte. Einen professionellen Piraten, einen

[151]

Raubmörder zu Wasser und zu Lande, einen Sklaven- und Mädchenhändler, auf den schon seit einem Jahre gepörscht wird. Auf seine Ergreifung ist seitens der internationalen Seegerichte eine Summe von 10 000 Pfund gesetzt, die englische Seebehörde hat noch 10 000 Pfund extra dazugesetzt. Ist Ihnen von alledem nichts bekannt?«

»Gar nichts.«

»Na, dann geht's Ihnen jetzt noch so wie mir damals. Ich habe sofort 50 000 Pfund dem versprochen, der mir diesen Schurken tot oder lebendig bringt, und heute,« der Lord schlug auf den

Tisch, »heute erhöhe ich diese Prämie auf 100 000 Pfund. Wollen Sie sich diese zwei Millionen verdienen?«

»O ja, recht gern. Wo ist er denn zuletzt gesehen worden? Was für ein Schiff fährt er überhaupt?«

»Ja, das ist es eben, was ich Ihnen alles noch mitteilen muß. Sein Schiff hatte in den letzten Jahren schon immer keinen Namen. Natürlich, er war doch vogelfrei. Er wechselte eben stets Namen und Flagge. Aber sein Schiff wechselte sogar fortwährend das Aussehen. Dieser Kapitän Berseck ist nämlich ein Hexenmeister. Er versteht sein Schiff zu maskieren wie kein zweiter. Es sollte eine Brigg von vielleicht sechshundert Tonnen sein, das war sein Schiff auch hier, dann aber will man wieder einen Vollmaster, dann eine Brigantine, dann eine Bark, dann einen Schoner gesehen haben. Er ändert nicht nur die Takelage, sondern er kann wahrscheinlich auch die Masten versetzen. Außerdem baut er am Heck etwas auf, erhöht die Back, verbreitert die Bordseiten . . . das läßt sich ja alles mit Holzverkleidung machen. Doch das kommt jetzt gar nicht mehr in Betracht. Nachdem er sich hier auf so gemeine Weise verabschiedet hatte, war er lange Zeit verschwunden, nun aber . . .«

[152]

Der Lord suchte in allen Taschen nach.

»Ich habe die Zeitung nicht hier, die ich vorhin bekommen habe. Kurz, Kapitän Berseck ist wieder aufgetaucht, vier Kapitäne bezeugen, ihn an verschiedenen Stellen gesehen zu haben, und am meisten können es die Bewohner von Albay. Kennen Sie dieses Albay auf den Philippinen?«

»Nein.«

»Ein kleines Hafenstädtchen auf der Insel Camarines. Kapitän Berseck ist bei Nacht gelandet, ist mit seinen zahlreichen Leuten über die Ansiedlung hergefallen, hat alles gebrandschatzt, alles mit Feuer und Schwert verwüstet und ist mit reicher Beute wieder absegelt, oder vielmehr abgedampft, unter anderem auch mit

einigen Dutzend Philippinerinnen, die er natürlich als Sklavinnen verkauft.«

»Mein Gott,« rief ich, »ist denn solch eine Freibeuterei heutzutage noch möglich?!«

»Kapitän Berseck hat bewiesen, daß es noch möglich ist.«

»Wann ist das geschehen?«

»Davon später! Ich gebe Ihnen noch nähere Details. Jetzt erst die Hauptsache. Kapitän Berseck fährt jetzt ein anderes, viel größeres Schiff, mindestens tausend Tonnen. Wurde aber auch schon einmal als Vollschiff, ein andermal als dreimastiger Schoner gesehen, auch von scheinbar verschiedener Bauart. Und außerdem kann er dampfen. Es ist ein Schraubendampfer. Zwei Handelskapitäne und die Offiziere eines englischen Kriegsschiffes berichten, daß er mit einer ungeheueren, bisher noch gar nicht bekannten Schnelligkeit gedampft ist, was auch die unglücklichen Bewohner von Albay bezeugen.«

»Der hat einfach die Maschine nach jenen Zeichnungen ausführen lassen!«

»Natürlich, so ist es. Und somit ist dieser Hund

[154]

auf See überhaupt nicht mehr zu fassen, er übertrifft jedes andere Schiff an Schnelligkeit.«

»Ja, lebt denn der junge Ingenieur nicht mehr, daß nach seinen Angaben . . . «

»Nein. Der wurde hier gleich an demselben Tage vor Kummer über den Verlust irrsinnig. Dort von jenem Felsen hat er sich herabgestürzt. Tot!«

»Hat er denn nicht Kopien von seinen Zeichnungen gehabt?«

»Hier nicht. Ich habe die Sache einem gewieften Detektiven übergeben, schon lange, sofort, habe aber noch keine Nachricht,

das geht doch auch nicht so schnell von hier aus und wieder zurück. Ueberhaupt *nevermind* – 100 000 Pfund Sterling demjenigen, der mir diesen Schuft tot oder lebendig bringt. Kapitän Jansen, die können Sie sich verdienen.«

»Ja, wenn er mir mal in die Quere kommt . . . «

»Nein, Sie sollen sich ganz auf diesen Fang legen. Wieviel segelt Ihre ›Sturmbräut‹?«

»Bis zu sechzehn Knoten.«

»Und dampft?«

»Zwölf Knoten.«

»Können Sie das durch Verbindung nicht noch forcieren?«

»Ja, vor dem Winde habe ich es mit Hilfe der Maschine bis auf achtzehn Knoten gebracht.«

»Sehen Sie! Ihre ›Sturmbräut‹ verdient den Namen mit Recht. Ich habe nämlich auch schon etwas von Ihrem Schiffe gehört. Und überhaupt – Sie sind der Rechte, um so etwas in die Hand zu nehmen.«

»Wo ist denn das Schiff von Berseck zuletzt gesehen worden?«

»In Albay. Sonst keine Ahnung. Sie müssen sich ihn eben suchen.«

»Ja aber, geehrter Mylord, die Erde ist groß,

[155]

und ihre Oberfläche ist mit doppelt so viel Meerwasser wie mit Land bedeckt . . . «

»*Nevermind*, Sie haben Zeit. Und ich will Sie instand setzen, daß Sie sich dieser Sache ausschließlich widmen können. Wieviel verlangen Sie pro Tag? Nennen Sie den vollen Charterpreis für Ihre ›Sturmbräut‹.«

Schon wieder solch ein Angebot! Zunächst machte ich nur eine abwehrende Bewegung.

»Tausend Tonnen, nicht wahr? Sind Sie da mit fünfzig Pfund pro Tag zufrieden?«

»Mylord, ich kann nicht . . . «

»Ach, fassen Sie das doch nicht so auf! Mir kommt es doch nicht aufs Geld an. Also das Doppelte, hundert Pfund.«

»Nein, nein, Sie mißverstehen mich. Ich gehe nicht darauf ein.«

»Weshalb nicht?«

»Weil es doch nur ein außerordentlicher Zufall wäre, wenn ich das Schiff dieses Kapitäns aufstöberte. Oder weiß man denn, wo er sich immer verproviantiert? Wo er Kohle und Wasser einnimmt?«

»Das ist es eben, auch das ist ein Rätsel. Nein, das weiß man nicht, und dieses Rätsel können Sie gleichfalls lösen.«

»Und wenn das nun ein paar Jahre dauert?«

»*Nevermind*. Bis zu Ihrem Tode sollen Sie das Chartergeld erhalten, wenn Sie diesen Hund nur auftreiben und packen.«

»Nein, Mylord, auf so etwas gehe ich nicht ein. Es ist zu unsicher. Und ... auch hierbei würde wieder meine Freiheit beschränkt ... «

»Recht so,« ließ sich da Tischkoff vernehmen, der bisher schweigend zugehört hatte. »Sehen Sie, Mylord, ich hatte Ihnen gleich gesagt, daß Kapitän Jansen auf so etwas nicht eingehen würde – eben weil er ein Ehrenmann ist.«

[156]

Die beiden hatten also schon vorher darüber gesprochen.

»Ich will Ihnen meine Ansicht sagen, nahm ich wieder das Wort, »ich werde nach wie vor jeden Auftrag annehmen ... «

Ein Kanonenschuß unterbrach mich. Er hätte mich nicht unterbrochen, wenn der Lord nicht so aufgefahren wäre.

»Was war das?!«

Durch die Kajütenfenster war nichts Besonderes zu sehen.

»Es wird ein Signalschuß gewesen sein,« meinte ich.

»Jetzt wird hier kein Signalschuß abgegeben, und außerdem klang das fast wie ein ... «

Ein zweiter Schuß, aber doch nicht so klingend, und da sahen wir auf der Landseite das Entsetzliche, oder hatten es vielmehr gleichzeitig mit dem Donner gesehen.

Aus einem kleinen Hause stieg plötzlich eine Feuergarbe empor, das Haus war verschwunden, und wimmernd und brüllend wälzten sich die Menschen, die sich in der Nähe befanden, dort am Boden, während andere in wilder Flucht davonestoben.

»Eine Explosion!!« schrie ich.

Der Lord stand wie versteinert da.

»Ja, was soll denn in dem Hause explod . . . «

Da abermals ein Schuß – jawohl, das mußte unbedingt ein Kanonenschuß sein! – und da sah ich ganz deutlich, wie dort am Lande etwas in den Boden einschlug, wie ein großer Vogel war es herabgestürzt gekommen, eine Wolke von Staub und Erdmassen aufwirbelnd.

»Bomben und Granaten! Wir werden beschossen!!«

Mit diesem Rufe stürzte der Lord aus der Kajüte, ich ihm nach.  
[157]

Was für eine heillose Verwirrung plötzlich an Land herrschte, kann ich gar nicht schildern. Ich sah ja auch nur den großen Dreimaster, der dort in einer Entfernung von mindestens sechs Kilometern auf dem Wasser lag und an dessen Bord soeben eine Rauchwolke emporstieg, noch eine, und da sah ich auch schon die großen Vögel geflogen kommen, im Nu waren sie da – und wieder ein Erdregen, neues Schmerzgeschrei, und zugleich legte sich Mr. Rugs Jacht über, als wolle sie kentern, es spritzte etwas in der Luft herum, und als sie sich wieder aufrichtete, zeigte sie hinten am Heck ein großes Loch.

Ich dürfte mich jetzt eigentlich nicht mit der Erklärung aufhalten, daß die Sprenggranate die hölzernen Schiffsplanken glatt durchschlagen hatte, ohne explodiert zu sein – oder es war ein Hartgußgeschloß gewesen.



Jenes Schiff dort beschoß die Insel – das war jetzt doch die Hauptsache.

»Kapitän Berseck – der Berserker, der Berserker!!« erscholl es überall.

Wohl zeigte das Schiff Flaggen, aber wieso daran gleich dieser Kapitän zu erkennen war, ob er schon vorher seinen Namen signalisiert hatte, das wußte ich nicht, erfuhr ich nicht.

Man stelle sich nur vor, wie es bei so etwas zugehen mag.

Schmerzgeschrei, Wutgebrüll, furchtbare Flüche, ein allgemeines Durcheinander, und dann donnernde Kommandos, welche den Laufenden eine bestimmte Richtung gaben – nach den Geschützen, welche auf der Insel vorhanden sein mußten, wenn solche auch nicht zu sehen waren.

»An die Geschütze!!«

Mehr hörte und sah ich nicht. Ich gab für mein Schiff, für meine Leute dasselbe Kommando, nicht wissen könnend, daß die Kanonen, welche ich damals

[158]

von dem Wrack übernommen hatte, dermaßen gezurrt, d. h. befestigt worden waren, daß an ein Instandsetzen nicht gleich zu denken war, ganz abgesehen davon, daß auch die Munition erst aus dem tiefsten Raume nach oben geschafft werden mußte.

Durch die Batterieluken sah ich, daß das Freibeuterschiff jetzt vorzog, schnellstens Reißaus zu nehmen. Kapitän Berseck hatte gewissermaßen nur seine Visitenkarte abgegeben – aus einem Grunde, den ich nie erfuhr. Einfach Uebermut!

Jetzt war auf dem vermeintlichen Segelschiffe plötzlich ein Schornstein aufgerichtet, mächtige Rauchwolken stiegen daraus empor, noch einige Granaten, die aber kein Unheil mehr anrichteten, und der Schraubendampfer schoß davon, dem Osten zu, und noch ehe eine der Inselkanonen eine Antwort hätte geben können, war er schon außerhalb der Schußweite, die man doch nur auf sieben Kilometer berechnen konnte.

Dies alles spielte sich aber schneller ab, als ich hier schildere. Und da begannen schon die Planken der ›Sturmbraut‹ unter den Umdrehungen der Schraube zu zittern.

Während ich im Zwischendeck mit den Geschützen beschäftigt gewesen war, hatte oben an Deck Tischkoff das Kommando ergriffen. Er war ja erst vor zwei Stunden hier angekommen, hatte bis zuletzt gedampft, es war noch immer volle Dampfspannung gewesen, und er hatte die Matrosen, welche aushilfsweise während dieser Fahrt einmal die Feuer bedient hatten – das ist ja schließlich keine Kunst, wenn man genügend Zeit dazu hat, denn mit professionellen Schiffsheizern kann es freilich kein Matrose und kein sonstiger Arbeiter aufnehmen, das furchtbare Kohlenstechen will gelernt sein – hatte diese also schon wieder hinabgeschickt.

Nun waren aber doch meine eigenen Leute auch schon wieder alle an Bord, und so stürzten jetzt auch

[159]

die Heizer und Kohlenzieher Hals über Kopf hinab, die Ingenieure übernahmen die Maschine, und ich schickte nun schnellstens auch noch die Matrosen in die Takelage, um noch das bißchen Nordwind auszunützen.

Kurz, wir hatten mit einer Fixigkeit gehandelt, die uns alle Ehre machte. Es hatten auch einige andere Fahrzeuge im Hafen unter Dampf gelegen, auch sie machten sich sofort auf die allgemeine Jagd, aber ehe die ihre Paddelräder in Bewegung setzen konnten, war meine ›Sturmbraut‹ schon weit, weit draußen, von den Segeljachten gar nicht zu sprechen.

Doch was kümmerten wir uns jetzt um das, was hinter uns vor sich ging?

In was für einer furchtbaren Erregung wir uns alle befanden, läßt sich denken.

»War es denn nur wirklich dieser Kapitän Berseck?« fragte ich, während ich die Stricke von den Geschützen abriß, den mir ganz gelassen zusehenden Tischkoff.

»Sicher. Er hätte gar nicht nötig gehabt, durch Signale sich erst vorzustellen – wer anders als dieser Berseck soll denn sonst eine friedliche Inselkolonie beschießen?«

»Warum hat er denn nur überhaupt geschossen?«

»Einfach, weil es ihm Spaß macht. Er wird von der Prämie gehört haben, die Lord Seymour auf seinen Kopf gesetzt hat, und nun fordert er ihn gleich noch zum Kampfe heraus.«

Aber dies letztere war doch nicht ganz der Fall. Das Schiff ließ es eben nicht zum Kampfe kommen, es floh vielmehr davon, und leider mußten wir erkennen, obgleich uns jetzt der stärker werdende Wind mit voller Macht packte, daß sich die Entfernung zwischen uns und ihm langsam, aber stetig vergrößerte. Es war uns eben an Schnelligkeit überlegen.

Ja, es war sogar bald zu bemerken, daß

[160]

es ganz bedeutend schneller war als die ›Sturmbraut‹, indem mit uns gespielt wurde. Manchmal schienen wir näher zu kommen, einmal glaubte ich bestimmt, dort sei an der Maschine etwas gebrochen – aber sobald die Kanonen klar gemacht wurden, ging jenes Schiff unter Volldampf wieder auf und davon, durchs Fernrohr konnten wir sogar deutlich erkennen, wie man uns höhnisch zuwinkte.

Ein Glück nur, daß die dort drüben nicht noch weitertragende Geschütze hatten als wir, sonst wären wir natürlich übel daran gewesen.

Sie probierten es freilich, noch mancher Schuß bollerte. Aber keine einzige Granate erreichte uns. Zuletzt schusselte sie stets über das Wasser und versank noch weit vor der ›Sturmbraut‹. Dasselbe galt indessen auch von unseren eigenen Geschossen, die wir ab und zu abschickten.

Wenigstens aber wurde hierdurch erwiesen, daß dieser Kapitän Berseck ein Feigling war, der sich auf keinen offenen Kampf einlassen wollte.

»Wozu soll er auch sein Schiff und seine Leute riskieren?« entgegnete Tischkoff auf meine diesbezügliche Bemerkung. »Hat er es wirklich auf uns abgesehen, so wird er es auf andere Weise versuchen.«

»Auf welche?«

»Wissen Sie nicht, wie er den spanischen Dampfer gekapert hat?«

»Nein, Sie waren doch zugegen, als ich erklärte, überhaupt noch nichts von diesem modernen Freibeuter gehört zu haben.«

»Richtig! Nun, er hat sein Schiff als Wrack maskiert, hat den aufkommenden spanischen Dampfer um Hilfe ansignalisiert, ist mit seiner Mannschaft in die Boote gegangen – und als sie drüben an Bord waren, haben sie die ahnungslose Mannschaft einfach niedergemacht.«

Es war dasselbe Manöver, was ich schon früher  
[161]

einmal hatte erzählen hören, auch schon wiedergegeben habe.

Und das hatte dieser moderne Pirat bei einem großen Dampfer gewagt!

»Das soll er einmal bei mir probieren!«

»Was wollen Sie dagegen tun? Oder kennen Sie diese Leute? Jeden einzelnen davon? Oder Sie dürfen überhaupt keine Schiffbrüchige mehr aufnehmen.«

Mein Kommodore hatte recht, hatte furchtbar recht!

Ja, wie sollte dieses Spiel aber noch enden? Nun waren wir schon zwei Stunden unterwegs, wir jagten hinter dem Schiffe her, und es hatte doch absolut keinen Zweck.

Wir hatten schon mehrere Schiffe in Sicht bekommen, hatten sie überholt, aber was konnten die nützen? Die hatten doch höchstens Böller an Bord, und ehe die unser Signal verstanden, hätte der Pirat, der sich seiner Vogelfreiheit bewußt, sich recht wohl dabei gefühlt, die meist hölzernen Kästen einfach in den Grund geschossen.

Jetzt tauchten die Umrisse eines Fahrzeuges auf, das schnell als Kriegsschiff zu erkennen war.

Da gingen am Kreuzmast des verfolgten Dampfers Flaggen hoch.

»Auf Wiedersehen heute nacht,« lautete das uns gegebene Signal, und mächtig wirbelte dann der Dampf empor, erst jetzt entwickelte das Schiff seine ganze Schnelligkeit.

»Er flieht vor dem Kriegsschiff.«

»Das würde ihm wohl wenig anhaben können,« entgegnete Tischkoff, »der macht bedeutend mehr als achtzehn Knoten.«

Ja, da ging er hin. Wir konnten ihm nachsehen.

»Also heute nacht!« sagte Tischkoff, das Fernrohr zusammenschiebend.

»Was will er da?«

[162]

»Uns jedenfalls in Booten angreifen, uns im Schutze der mondlosen Nacht entern.«

»Er soll nur kommen!«

»Ja, da haben Sie recht, aber genügt nicht allein schon diese Drohung, uns matt und schlapp zu machen? Nun können alle Leute die ganze Nacht Wache halten und auslugen – und wenn sie auch zur Koje abgeteilt würden, nützt alles nichts, es würde doch keiner schlafen, und morgen werden wir lauter hohläugige Matrosen haben.«

Wieder sprach Tischkoff eine furchtbare Wahrheit aus. Der Gegner, der den Feind in ständiger Unruhe zu halten weiß, hat ihn bereits besiegt, und das gilt ganz besonders beim Seekrieg.

Nun, ich wollte mein möglichstes tun, um so etwas zu verhüten. Da gab es trotz alledem noch beruhigende Mittel.

Aber es sollte bald alles ganz anders kommen, wir sollten uns nicht mehr lange mit einem menschlichen Feinde zu beschäftigen haben.

Es war schon seit einiger Zeit Windstille eingetreten, in der Atmosphäre bereitete sich schon lange etwas vor, und jetzt kamen von Westen her pechscharze Wolken mit einem gelben Schwefelsaume heraufgezogen.

Eine halbe Stunde später ging der Tanz los. Es war nicht gerade ein alles vernichtender Taifun, aber die Blaserei genügte. Ein Aufrechtstehen, ohne sich an etwas festzuklammern, was aber sehr solid sein mußte, gab's nicht mehr, und am Mittag war die Himmelselektrizität das einzige Licht, eigentlich ein ununterbrochener Blitz, der das ganze Firmament bedeckte, und man konnte sich gegenseitig ins Ohr brüllen – vor diesem Donner verstummte alles.

Mag diese Beschreibung genügen. Ich kann so einen Orkan mit Blitz, Donner und Regengüssen in der Tropenzone nicht schildern, da fehlen mir die

[163]

Worte. Die poetische Ausmalerei überlasse ich denen, die dazu hinterm Ofen genügend Zeit haben.

Dieses Tohuwabohu währte reichlich vierzehn Stunden, bis nachts zwei Uhr. Das heißt, dann hörte wenigstens die Blaserei auf, daß man wieder atmen konnte, und auch das Gewitter flaute ab. Die See ließ dann natürlich noch lange zu wünschen übrig. Na, bei so einem Wetterchen hatten wir natürlich keinen Angriff von Piraten zu fürchten.

Ebensowenig aber konnte man von mir verlangen, daß ich etwa meinem Kommodore Geschichten erzählte, von dem hohlen Vogelberge usw.

Als vielleicht die Gelegenheit dazu gewesen wäre, hatte der Berserker mit Kanonen dazwischengeschossen, dann bei der Verfolgung war ebenfalls an anderes zu denken gewesen, dann mußten schleunigst

[164]

Vorbereitungen getroffen werden, um den Sturm zu bestehen, und in diesem war, wie gesagt, die Gelegenheit zur gemütlichen Unterhaltung erst recht ungünstig.

Also nachts gegen zwei Uhr ließ der furchtbare Sturm schnell und ganz bedeutend nach. Dafür aber bekamen wir jetzt einen anderen Wellenschlag. Böse genug war er ja schon immer gewesen, aber der hier war noch viel böser. Sogenannte haushohe Wellen hatten wir schon immer gehabt – na, haushoch ist ein bißchen viel, doch es gibt ja auch kleinere Häuser, nur mit drei Etagen – – jedenfalls aber war es schon immer gerade genügend gewesen.

Weiter kann ich das ebenfalls nicht beschreiben, wie da Gott Neptun mit so einem Schiffchen Fangeball spielt. Jetzt fing er Fußball an.

Wer sich unbedingt an Deck befinden mußte, hatte sich festgelaßt, sich von anderen festbinden lassen müssen. Auch der Ausguck und der Mann am Ruder, die sich auf der Kommandobrücke befanden, ebenso wie die beiden Steuerleute. Denn jetzt mußten natürlich beide auf der Wache sein.

Nur ich war nicht angelascht. Ich hätte überhaupt gar nicht mehr gewußt, wo ich mich auf der Kommandobrücke hätte festbinden sollen, alles war schon besetzt.

Nur die Bussole war noch frei. Das ist das Postament, in das der Kompaß eingelassen ist, ein schweres Ding aus Gußeisen, aber mir nur bis zum Unterleib gehend, und wenn man nicht mit der Brust festgebunden wird, so hat die ganze Anlascherei ja gar keinen Zweck.

So begnügte ich mich, wenn die ganze Kommandobrücke unter Wasser gesetzt wurde, was in jeder Minute dreimal zehn Sekunden lang geschah, mich an dieser Bussole anzuklammern.

Es war etwas unbequem, ich mußte mich dabei

stets bücken, war daher immer noch etwas länger unter Wasser, als es sonst meine ansehnliche Statur erfordert hätte, aber das mußte ich mit in den Kauf nehmen.

Ich wollte doch einmal sehen, ob mich eine Woge, und wenn sie auch noch so groß war, von der eisernen Bussole losreißen konnte, wenn ich sie mit beiden Armen umklammerte.

So dachte ich. Ja, der Mensch denkt, und . . . das Meer henkt. Es sollte nämlich mein Henker werden – wenn auch nicht mit dem Stricke. Henken ist ja auch etwas anderes als hängen.

Wieder kam eine mächtige Woge angerollt – patsch, alles unter Wasser! – und mit einem Male verlor ich den Boden unter den Füßen.

Ich wunderte mich darüber, ich hatte die Bussole doch noch immer innig umschlungen – und dabei merkte ich, daß es immer tiefer und tiefer hinabging – und da ging mir selbst eine Ahnung auf.

Die eiserne Bussole war aus den Planken gerissen worden, ich war mit ihr über Bord gesegelt!

#### IM STILLEN OZEAN.

Es war das erstemal, daß ich über Bord gewaschen worden war. Noch nicht einmal über Bord gefallen war ich. Leider nicht. Denn was ein echter Seemann ist, der muß doch erzählen können, wie er einmal über Bord gewaschen ist, mindestens gefallen, und dann ebenso mindestens mitten mang die Haifische.

Es gibt auch tatsächlich wenig Seeleute, die schon zehn Jahre Fahrzeit hinter sich haben und so etwas nicht erzählen können. Und ich konnte noch immer nicht mit so etwas renommieren.

Das heißt, solche Erwägungen stellte ich damals  
[166]

nicht an, als mir klar wurde, daß ich mich außerhalb der Bordwände im Wasser befand und so langsam auf den Grund hinabtrudelte.



Luft, Clavigo, Luft! Ich brauchte schon sehr nötig frischen Atem.

Das erste war natürlich, daß ich das eiserne Wickelkind aus meinen Armen ließ, der Kompaß konnte mir jetzt doch nichts mehr nützen, und dann strampelte ich ganz bannig mit den Beinen, um wieder nach oben zu kommen.

Gott sei Dank, ich hatte wieder einige Backentaschen voll Luft schnappen können, ehe sich mir abermals eine Woge über den Kopf stülpte.

Das zweite war, daß ich mich meiner Jacke entledigte, die mir schon seit einiger Zeit etwas eng geworden war, mich unter den Achseln kniff. Dabei aber, des war ich mir bewußt, kalkulierte ich, daß ich meinen silbernen Zahnstocher nicht in der Jacke, sondern an seinem gewohnten Platze, in der rechten Westentasche haben müsse, und so wollte ich die Weste doch lieber anbehalten. Nachfühlen konnte ich allerdings nicht.

Es ging hinauf und hinunter – – meistens aber war ich doch mehr oben als unten, und so entledigte ich mich zunächst meiner Schuhe, die ich glücklicherweise anstatt der Seestiefel trug.

Dann pustete ich einmal auf und konnte Umschau halten.

Ach, das sah traurig aus, was ich da erblickte! Wasser, nichts als Wasser. Allerdings sehr schönes Wasser, prachtvoll phosphoreszierend, ich war wie in einem Lichtmeer gebadet. Aber ich war nicht in der Stimmung, diese Schönheit zu empfinden. Wenigstens jetzt noch nicht.

Wo war mein Schiff? Ach, das hatte sich schon gar weit entfernt. Und ich bemerkte sehr schnell, daß sich die farbigen Bordfeuer immer weiter entfernten.

[167]

Ich befand mich in einer heftigen Strömung, die mich fortriß, während die ›Sturmbraut‹ von einem noch immer starken Winde gerade in der entgegengesetzten Richtung davongeführt wurde, obgleich sie keine Segel gesetzt hatte.

Ich gab mir gar nicht erst die Mühe, ›Mann über Bord!‹ oder dergleichen zu schreien. Wohl mußte man auf der Kommando-  
brücke sofort mein Verschwinden bemerken, wohl würde man die  
›Sturmbräut‹, die bis zuletzt gedampft hatte, Bogen fahren lassen,  
aber es war gar nicht daran zu denken, daß man mich auffinden  
würde, und noch weniger konnte jetzt ein Boot ausgesetzt wer-  
den.

Wer bei solch einem Seegange, ob in finsterer Nacht oder bei  
hellem Tage, außerhalb der Bordwände kommt, der ist rettungslos  
verloren.

Rettungslos verloren! Ich hatte mich mit meinem Geschick be-  
reits abgefunden. Hatte mir ja einen ähnlichen Tod schon oft ge-  
nug in meiner lebhaften Phantasie vorgestellt.

Was war weiter dabei? Seemannslos! Ich fühlte sogar etwas wie  
Stolz, daß es die eiserne Bussole gewesen war, die nachgegeben  
hatte, von den Wogen fortgespült worden war, nicht ich.

Nur der Gedanke an Haifische war mir unangenehm. Ich lugte  
schon immer nach den phosphoreszierenden Scheinen aus, die  
noch weißer leuchten als die Meeresinfusorien. Wenn sie kamen –  
na, dann sollten diese Hyänen des Meeres erst noch einmal einen  
Menschen kennen lernen. Ich fühlte nach – jawohl, hinten in der  
Scheide steckte mein langes Dolchmesser.

Aber die Haifische kamen nicht. Die hielten sich jetzt vorsichtig  
tief unten im Wasser auf, wo es auch der wildeste Sturm nicht  
mehr aufwühlen kann.

Nämlich auch die Schwimmfähigkeit der Fische hat ihre Gren-  
zen, ihr eigenes Element kann ihnen

[168]

gefährlich werden. Umsonst sind doch nicht nach jedem größeren  
Sturme, der das Meer furchtbar aufgewühlt hat, die Küsten mit  
zahllosen toten Fischen bedeckt. Für den Fisch mag solch ein Auf-  
ruhr des Wassers dasselbe bedeuten, wie für die Menschen und  
vierfüßigen Tiere ein Erdbeben.

Ich wunderte mich, daß ich dagegen so leicht schwimmen konnte. Ich hatte gehört, daß ein Schwimmer bei sehr hoher See schon allein von den sich überstürzenden Wogen erschlagen würde. Diese fehlten hier allerdings. Es war eine gewaltige See, bald schwebte ich hoch oben auf einem Berge, dann schoß ich hinab in den Abgrund – aber das Ueberstürzen war nicht vorhanden, das war mein Glück.

Mein Glück? Zwei Stunden hatte ich schon einmal geschwommen, in der Elbe, also im Süßwasser, und ich konnte mich darauf gefaßt machen, mich hier in diesem salzigen, das doch viel leichter trägt, sechs Stunden lang herumquälen zu müssen.

Denn ich schwamm faktisch wie eine Blase. Auch im Süßwasser wurde ich trotz meines starken Knochenbaus sehr leicht getragen. Mein umfangreicher Brustkasten mochte daran schuld sein.

Aber warum sollte ich mich quälen lassen? Nur einen kleinen Schnitt ins Handgelenk, und bald würde mein Lebensblut dahingeflossen sein.

Doch pfui! Wie feig! Des Lebens Freude ist der Kampf. Und erst recht der mit den Elementen. Da kämpft man nicht mit Menschen, sondern mit Göttern.

Ich wurde zum göttertrotzenden und götterverspottenden Prometheus.

»O, ist das schön, ist das herrlich! So möchte ich mein ganzes Leben lang schwimmen!«

So jubelte ich – durfte dabei nur nicht den Mund zu weit aufreißen.

Es gelang mir tatsächlich, mich umzustimmen. Ich  
[169]

fand es zuletzt wirklich schön. Und war es denn dies auch nicht?

Das Wasser so warm, so mollig, und nun dieses Feuermeer, in dem ich auf und ab tanzte, immer hinauf und hinunter, wie auf einer Rutschbahn, und diese Myriaden von Funken, wie die sprühten und spritzten! Sie schmeckten nur sehr schlecht.

Da prasselte es von dem noch immer pechschwarzen Himmel herab, es knatterte wie Magazinefeuer. Au, au, au! Ich wäre gern untergetaucht, aber das geht bei dieser Schwimmerei im hohen Meere nicht, da wird man nur unfreiwillig untergetaucht. So mußte ich mich begnügen, bei jeder passenden Gelegenheit die Hände schützend über die Ohren zu legen, die schon wie Feuer brannten.

Erst dachte ich, es wäre Hagel. Aber den gibt's ja in diesen Tropenzone gar nicht. Es regnete einfach Bindfaden und Stricke, taubeneiergroße Tropfen. Besonders in Indien kann man von solchen Regentropfen sogar totgeschlagen werden.

Nichts beruhigt die aufgewühlte See so schnell wie solch ein Regenguß, den man freilich einmal erlebt haben muß, um sich eine Vorstellung davon machen zu können. Die Tropfen hörten auf, es wurden dicke Wasserstrahlen daraus – eben richtige Stricke.

Man kennt doch die Einrichtung in Bädern, wo von oben ein dicker Wasserstrahl herunterkommt, nicht nur so eine feinverteilte Brause. Solch einen Wasserstrahl hält man doch nicht lange auf dem Schädel aus, dann droht er zu platzen. Hier aber kommen diese Wasserstrahlen vom Himmel herunter, vielleicht aus einigen tausend Metern Höhe! Da ist begreiflich, daß solch eine entgegengewirkende Wasserlast auch die am höchsten gehende See schnell niederwerfen muß.

So geschah es auch jetzt. Mir aber wäre lieber gewesen, ich hätte noch so auf und ab tanzen

[170]

können. Dieses Regnen hielt ich nicht mehr aus. Zum Glück ließ es bald nach. –

Was ich während der drei Stunden, die ich im sogenannten Stillen Ozean zubrachte, alles gedacht habe, kann ich nicht schildern.

Zuletzt dachte ich wohl gar nichts mehr. Ganz mechanisch führte ich die Schwimmbewegungen aus. Und das war auch sehr nötig. Wohl hatte sich das Meer etwas beruhigt, aber von einem Stillen Ozean war noch nichts zu bemerken, noch immer hätte

man kaum ein Boot aussetzen können. Und jetzt stellten sich die Haifische ein, welche man sich nur dadurch vom Leibe halten kann, daß man immer alle Gliedmaßen in Bewegung hält.

Doch sie griffen mich nicht an, ich blieb nicht immer von ihnen umschwärmt, wie es sonst bei einem unglücklichen Schwimmer der Fall ist. Jeder Fisch hat seine Zeiten, da er Lust zum Anbeißen hat oder keine. Das vorangegangene Unwetter schien die Hyänen des Meeres verstimmt zu haben. Sie kamen nur an, um sich den Gegenstand zu betrachten, der da in ihrem Elemente herumzapelte, dann schossen sie wieder pfeilschnell davon, um anderen Platz zu machen. Und ich war schon viel zu apathisch geworden, um mich noch darum zu kümmern. Immer beißt zu, wenn ihr Lust habt!

Da aber fuhr ich wie elektrisiert empor. Ein grünes Feuer! Das Steuerbordlicht eines Seglers! Ganz nahe vor mir war es plötzlich aus der Finsternis aufgetaucht, auch einige erleuchtete Bollaugen konnte ich jetzt unterscheiden.

Meine Lebenshoffnung war doch noch nicht so weit erloschen. Auch ein Matrose, der sonst immer nur flucht, kann einmal beten – besonders wenn er die sicheren Schiffsplanken unter den Füßen verloren hat und draußen im Wasser liegt.

Es ist eigentlich nicht hübsch, daß man erst dann  
[171]

zu beten anfängt, es ist sogar eine gewisse Feigheit, eine Erbärmlichkeit dabei, aber wenn es nun einmal so ist, muß man es auch gestehen.

Ja, ich habe gebetet.

»Herrgott im Himmel, hilf, daß ich mich bemerkbar machen kann und aufgenommen werde!«

Meine Chancen waren günstig. Das Schiff, welches schon ziemlich viele Segel gesetzt hatte, hielt direkt auf mich zu, schon nach fünf Minuten war es etwas querab vor mir, in der nächsten Minute mußte es vorbeirauschen, kaum fünfzig Meter von mir entfernt.

Jetzt konnte ich im Scheine der Bordlaternen sogar schon Menschen unterscheiden.

»Hallo, hallo. Mann über Bord, Mann über Bord!!!« heulte ich.

Da sprangen dort die Matrosen durcheinander, nach der Bordwand, spähten aus!

O, Gott, o, Gott, war das ein Anblick! Denn er sagte mir, daß ich gehört worden war.

»Mann über Bord, Mann über Bord!! Hier, hier, auf Steuerbord, vier Strich hinter Steuerbord!«

Kommandos, schrillende Bootsmannspfeifen – das Schiff, ein Dreimaster, drehte aus dem Wind, Segel wurden gerefft, Blendlaternen leuchteten auf, ihre Strahlen suchten das Meer ab, freilich nicht etwa vergleichbar mit einem elektrischen Scheinwerfer.

Dann aber kam doch ein blendendweißer Strahl – eine Magnesiumfackel mit Reflexspiegel.

»Hol ein Butenklüver, los Backbordtrossen, klar die Jolle!!«

Aber es sollte nicht dazu kommen, das Rettungsboot erst aussetzen zu müssen, was seine furchtbaren Schwierigkeiten gehabt hätte, denn das große Schiff schien noch bei jedem Wogenschlag kopfüber gehen zu wollen.

»Da swimmt he, da swimmt he!!« erklang der

[172]

Ruf, so deutsch, wie auch die Kommandos immer gewesen waren, und ausgestreckte Arme deuteten auf mich.

An Seilen befestigte Korkringe wurden ausgeschleudert, sie trieben alle auf mich zu, ich faßte den einen, wurde herangezogen, ein stärkeres Seil traf meinen Kopf, ich packte es, ein Schwung, und ich befand mich an Deck.

Es war meine letzte Kraftleistung gewesen. Meine Beine versagten den Dienst, und dann schwand das Bewußtsein.

DAS RÄTSELHAFTE SCHIFF.

Doch es war keine wohltätige Ohnmacht. Mich quälte ein schrecklicher Traum. Ich schwamm und schwamm, und dabei wußte ich dennoch, daß ich in einer Koje lag und nur immer in den Decken herumwühlte, sie beim Wassertreten zusammenwürgte – es war Fieber, eine Folge der Ueberanstrengung.

Mehrmals wurde ich mit kühler Limonade getränkt, ich wußte es, aber ich vermochte nicht die Augen zu öffnen, ich schwamm weiter und balgte mich mit Haifischen herum.

Dann aber wurde der Traum undeutlicher. Ich glaube, jetzt kam Kapitän Berseck mit ins Spiel, den ich verfolgte, ohne ihn einholen zu können – bis mich endlich ein tiefer, erquickender Schlaf umfing.

Als ich erwachte, drang durch das Bollauge freundlich die Sonne herein. Ich war wieder vollkommen fieberfrei, fühlte mich ganz behaglich. Mit solch gesunden Augen schaute ich um mich.

Es war eine recht komfortabel ausgestattete Kabine. Wohl für einen Gast berechnet, auf den ja selbst jedes größere Segelschiff eingerichtet ist. Würdig,

[173]

sogar eine verwöhnte Dame zu beherbergen. Der Waschtisch zierlich und von Mahagoni, desgleichen der in die Wand eingelassene Garderobeschrank, die oben offene Koje, in der ich lag, mit gestickten Seidendecken belegt, überhaupt gar keine richtige Koje, sondern ein Schwebebett, auf Federn und Rollagern ruhend, so daß die Schlingerbewegungen des Schiffes möglichst ausgeglichen wurden, das allermodernste . . .

Meine Betrachtungen wurden durch den Eintritt eines Mannes unterbrochen.

Donnerwetter, war das ein schöner Kerl! Das heißt männlich schön! Nicht etwa so ein Puppenkopf mit roten Bäckchen und schwarzen Löckchen, pomadisiert und in der Mitte gescheitelt, was ja manchen Frauenzimmern gefallen mag, aber mir wird's

beim Anblick solch eines männlichen Puppenkopfes immer gleich schlecht.

Doch dieser Kopf hier hätte wohl auch jedem Weibe imponiert. Das tiefgebräunte Gesicht zeigte trotz aller Verwitterung wahrhaft klassische Züge, dabei tiefernt wie die blauen Augen, und daß der blonde Schnurrbart durch eine furchtbare Schmarre an der unrechten Stelle geteilt war, konnte dieses Gesicht ebensowenig entstellen, wie die anderen zahlreichen Schmissee, im Gegenteil, dies hob die Kühnheit nur noch mehr hervor, welche sonst auch von dieser kraftvollen, breitschultrigen Gestalt ausging.

Ich sagte absichtlich nicht Narben, sondern Schmissee, weil ich nämlich lebhaft an einen Studenten dachte. Ich hatte schon einmal solch einen verluderten Studenten kennen gelernt, welcher, nachdem er auch im sechzehnten bis zwanzigsten Semester durchs Examen gekracht, zur See gegangen war. Sein Vater hatte etwas bei einer großen Schiffsreederei zu sagen gehabt, hatte ihm eine Stelle als Zahlmeister verschafft. Der hatte auch solche Schmissee gehabt.

[174]

War aber trotzallem immer ein trauriger Kerl gewesen.

Das war der hier nicht! Das war ein echter Seemann! Er hätte gar nicht den Südwester auf dem Kopfe zu haben brauchen, nicht solche mächtige Seestiefel. Alles Kraft und Kühnheit und ruhiger Trotz gegen die Elemente. Ausdauer bis ans Ende!

Als er herantrat, wollte ich mich aufrichten – Himmelbombenelement, da fühlte ich erst, wie ich zerschlagen war! Ganz gelähmt! Ja, man plätschert nicht ungestraft drei Stunden lang im Stillen Ozean herum.

»Herr Kapitän Richard Jansen von der ›Sturmbraut?‹ fragte seine sonore Stimme.

»Bin ich. Woher ist Ihnen das schon bekannt?«

»Sie haben im Traume davon gesprochen. Bitte, bleiben Sie nur liegen.«



Er klappte vom Bett einen Sitz herunter und setzte sich darauf. Da sah ich, daß er am rechten Handgelenk ein goldenes Armband trug, an dem eine große Silbermünze hing.

Recht unseemännisch, aber . . . weil ich solch eitlen Tand nicht leiden kann, deshalb will ich das noch lange nicht bei anderen Männern verurteilen. Sein Steckenpferd hat schließlich jeder, und ich war mit meinem silbernen Zahnstocher ja auch so ein Narr.

Außerdem erkannte ich dann, daß es ein Georgstaler war, wie ihn wohl besonders Offiziere gern tragen, als Talisman, und ich halte den Glauben an solch einen Talisman für gar keine so üble Sache.

Ein Offizier aber – ich meine einen Offizier mit einem Säbel, nicht nur einen Steuermann – war der früher einmal unbedingt gewesen, oder ich ließ mich doch gleich hängen.

Er schlug die Seestiefel übereinander, sich mit dem einen gegen die Wand stemmend, um nicht von

[175]

seinem Bänkchen herunterzurutschen, und blickte mich lange und forschend an.

»Und wem habe ich meine Rettung zu verdanken?« unterbrach ich endlich das Schweigen.

»Der ›Atlanta‹,« kam es einsilbig heraus, und das konnte doch nur der Name dieses Schiffes sein.

»Sie sind der Herr Kapitän?«

»Ja.«

Diese Einsilbigkeit mutete mich schon etwas seltsam an.

»Darf ich denn nicht den Namen meines Retters erfahren?«

»Anklam.«

Nach diesem einen Worte wieder eine lange Pause. Er blickte mich unausgesetzt an. Das ward mir langsam unangenehm.

»Ich danke Ihnen, Herr Kapitän Anklam.«

»Sie haben mir nicht zu danken.«

»Weshalb nicht? Sie haben mir das Leben gerettet, waren sogar bereit, unter den schwierigsten Verhältnissen ein Boot auszusetzen.«

»Ich habe Ihnen schon gesagt, daß nicht ich es war, der Sie rettete.«

»Wer denn sonst?«

»Atlanta.«

»Ja, wer ist das?«

»Meine Schwester.«

Ich mußte erst einige Zeit nachsinnen. Ich hatte doch geglaubt, dies sei der Schiffsname. Nun, das konnte ja noch immer sein, nun aber kam auch noch eine Schwester in Betracht, und dann lag ein anderer Gedanke sehr nahe.

»Sie selbst hätten mich nicht gerettet?«

»Nein.«

»O! Warum nicht?«

»Weil ich höchst ungern einen Fremden an Bord nehme.«

[176]

»Da hätten Sie mich lieber meinem Todesschicksale überlassen?«

»Ja.«

Oho! Da fand ich nicht gleich Worte.

»Nicht wahr, Herr Kapitän Jansen,« fuhr da jener, der gesprächiger werden zu wollen schien, von selbst fort, »Sie haben das Wort Seezigeuner erfunden?«

»Nicht eigentlich ich – nun ja, ich habe es zuerst häufig gebraucht. Also auch Sie kennen dieses Wort nun schon? Da kennen Sie auch mich schon?«

»Ich kenne Sie. Und Sie nennen sich einen Seezigeuner?«

»Ja, ich bin ein solcher,« mußte ich lächeln, als mir in diesem Moment die Ereignisse der letzten beiden Jahre an meinen geistigen Augen vorüberschossen.

»Well, auch ich bin ein solcher Seezigeuner.«

Schon wieder einer! Nun ja, ich sollte erst später erkennen, wie viele solche Seezigeuner es in der Welt gibt. Aber man hört so selten von ihnen, aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht von Zeitungsberichterstatern besucht werden können. Denn wo ist ihre Heimat? Und das ewige Meer ist schweigsam wie das Grab.

»Auch ich bin ein Jachtsportsman – nein doch, ein freier König des Meeres!!«

Wie Feuer war es plötzlich aus den blauen Augen hervorgebrochen.

»Solch ein freier König des Meeres möchte auch ich gern sein!«

»Sie wollen es?«

»Es war immer mein Ideal.«

»Warum haben Sie es nicht verwirklicht?«

»Ja, ich wollte es immer, aber das Schicksal wollte nicht. Es machte mich immer abhängig, und wenn ich glaubte, ich hätte es erreicht, dann kam

[177]

immer wieder etwas dazwischen. Doch da müßte ich Ihnen meinen ganzen Lebenslauf erzählen.«

»Das ist nicht nötig, ich kenne ihn, wenigstens Ihre letzten Jahre auf der ›Sturmbräut‹, und ich weiß, was Sie meinen.«

»Dann ist es ja gut!«

»Soll ich Sie zum freien Seekönig machen?«

Wieder leuchteten diese blauen Augen ganz mächtig auf!

»Bitte, sehr gern!«

»Wir werden noch darüber sprechen,« entgegnete der Kapitän, und ein flüchtiges Lächeln huschte über seine edlen Züge. »Sie werden zunächst Appetit haben.«

Na, das war ein vernünftiges Wort! Was nützt mir eine Krönung, wenn ich dabei Hunger leiden muß!

»Meine Schwester wird Sie gleich bedienen.«

Nach diesen Worten stand er auf und verließ die Kabine.

Seine Schwester? Die Atlanta? Mich bedienen?

Donner und Doria! Und ich lag hier im Bette! Sollte ich mich nicht erst fix anziehen? Ja; aber wenn sie nun inzwischen herinkam, und ich stand gerade sogar ohne die Unaussprechlichen da? Nein, lieber nicht, dazu war ich zu genant. Außerdem sah ich meine Sachen gar nicht, auch nicht andere, sie hätten denn gerade dort in dem Schranke hängen müssen. Und ich wagte nicht einmal, schnell bis dorthin zu schlüpfen, weil er von seiner Schwester gesprochen hatte, die mich bedienen sollte.

Ja, aber warum sollte ich denn überhaupt im Bett . . .

Da ging abermals die Schiebetür auf, und richtig, sie war's!

Donnerwetter! Ich hatte, um mir Mut zu machen, im Hemde einmal nach dem Kleiderschranke

[178]

zu springen, mir im Geiste eine alte, ausgetrocknete Schachtel von etlichen vierzig Jahren mit einer langen, spitzen Nase und mit Triefaugen vorgestellt – und nun erblickte ich hier vielleicht das pompöseste Weib, das ich jemals in meinem Leben gesehen hatte und habe, das sage ich noch jetzt, da ich dies als alter Mann schreibe.

Aber nun fängt es wieder mit der elenden Schilderung an! Wie soll ich solch eine Schönheit beschreiben?

Nun, das hier war so ein Puppenkopf mit rotgeschminkten Bäckchen. Und das gefiel mir. Bei Frauenzimmern ist das eben etwas ganz anderes als bei Männern. Das heißt, sie war nicht etwa angepinselt. Das war die Röte der Gesundheit, die die sonst schneeweiße Haut mit einem rosigen Hauche überzogen hatte.

Kennt man die wunderschöne Dame im Panoptikum, im Wachsfigurenkabinett, die mit dem Fächer wedelt und dabei immer den Kopf hin und her bewegt und mit den Augen klappert? Sie muß allemal schwarze Haare und einen ganz kleinen, kirschroten Mund haben.

Na, das hier war diese Wachsfigur, als Personifizierung der weiblichen Schönheit. Nur lebendig.

Ueberhaupt, kann ich gleich sagen, ganz das Gegenteil von Blodwen. Ein rundes Gesicht, große, schwarze Augen, ein kleines, rotes Mündchen . . . und was eben sonst noch alles zu dieser wunderschönen Panoptikumsfigur gehört.

Also auch die Figur war danach beschaffen.

Atlanta! Ja, das war sie. Dem Meere entstiegen. Sie trug nämlich ein weites Gewand von hellgrüner Gaze, das um die Hüften durch einen silbernen Schuppengürtel zusammengehalten wurde. Unten war es sehr lang, schleppte nach – oben war viel weniger Stoff vorhanden, auch die Aermel waren

[179]

ganz weit und lang herabhängend, so daß man bei jeder Bewegung die vollen, weißen Arme und noch viel mehr sehen konnte.

Dabei nun das schwarze Haar fein frisiert, um den vollen Hals eine prachtvolle Perlenkette . . . na, kurz und gut, eine bezaubernde Erscheinung. Ich guckte nicht schlecht.

Sie brachte ein Servierbrett mit herein, darauf eine silberne Teekanne und Tasse, geröstete Brotschnitte und besonders die runden Eier darauf sehr geschickt balanzierend, denn das will bei so einem schlingenden Schiffe gelernt sein, klappte von meinem Bette ein anderes Brett herunter, in dessen Klammern die silberne Tafel genau paßte, und wie ich jetzt merkte, war Topf und Tasse wieder auf diesem befestigt. Nur die braunen, gesprenkelten Möweneier mußten noch besonders gesichert werden.

Doch das sind ja alles Nebensachen.

»Wie geht es Ihnen, Herr Kapitän? Wie fühlen Sie sich?«

Ich hätte sie eher für eine Spanierin gehalten. Aber es war dennoch die Schwester jenes Kapitäns, die Aehnlichkeit war trotz aller Grundverschiedenheit eine ganz auffallende – wie das möglich ist, läßt sich nicht weiter beschreiben – und jetzt fiel mir auch die Aehnlichkeit der Stimme auf, und ihr Bruder war ein echter Germane gewesen. Man findet ja genug deutsche Frauen, welche so ein südländisches Aussehen besitzen, ohne daß nachweislich ein

Tropfen fremdes Blut in ihre Adern gekommen ist. Man sagt, daß das sehr gefährliche Frauen sind, trotz ihrer sonstigen Ruhe noch viel leidenschaftlicher werden können als die wirklichen Südländerinnen.

»Danke, ganz gut.«

»Geben Sie mir Ihre Hand!«

Sie krabbelte mir mit ihren kleinen, wie

[180]

gedrechselten Fingerchen lange am Gelenk herum, ehe sie den Puls fand.

»Sie haben noch immer Fieber.«

»Ich merke wirklich nichts davon.«

»Sie waren sehr krank.«

»Ach nein!«

»Wissen Sie, wie lange Sie geschlafen haben?«

»Ich halte das für die frühe Morgensonne.«

»Ja; aber nicht die Morgensonne desselben Tages, an welchem wir Sie aufgefischt haben. Inzwischen ist ein ganzer Tag vergangen.«

»Was?!«

»Sie haben länger als vierundzwanzig Stunden geschlafen.«

Ja, dann freilich – dann konnte ich mir diesen fürchterlichen Wolfshunger erklären, der sich immer deutlicher fühlbar machte, und ich schielte etwas wehmütig nach den wenigen Brotschnitten und nach den drei Eiern.

»Sie haben außerordentliches Fieber gehabt. Sie dürfen vorläufig nur leichte Sachen essen.«

Sie schenkte mir Tee ein, und ich fügte mich.

Während ich aß, schaute sie mich unverwandt an. Das ewige Meer macht jeden schweigsam, der sich ihm ergibt, aber mir wurde das peinlich.

»Was für ein Schiff ist das?«

»Die ›Ozeana‹.«

Also doch wenigstens so etwas Aehnliches wie ihr eigener Name.

»Was für ein Typ?«

»Ein Vollrigger.«

Sie war schon ganz ›Seemann‹ geworden. Das ist die Abkürzung für einen Vollmaster, also ein vollgetakeltes Schiff, an jedem Maste Rahen.

»Unter deutscher Flagge?«

»Unter gar keiner.«

»Sie haben gar keine Nationalität?« staunte ich.

[181]

»Jedes Schiff muß doch wenigstens einen Heimatshafen haben.«

»Wir haben keinen.«

Ich dachte an Blodwen; bei der war jetzt etwas Aehnliches der Fall, die führte ihre eigene Flagge, aber die hatte dazu von dem allmächtigen England die Konzession erhalten.

»Ja, wenn Sie aber nun von einem Kriegsschiff aufgefordert werden, die Flagge zu zeigen?«

»Nun gut – allerdings ist die ›Ozeana‹ in Kalkutta unter englischer Flagge registriert, aber das ist nur eine Förmlichkeit, wir selbst nennen uns heimatlos; wir wollen auch nichts von einer Nationalität wissen.«

Da sieht man wieder einmal, wie selbst die Freiheit auf dem freien Meere seine Grenzen hat.

»Das ist aber nur für den höchsten Notfall,« fuhr sie von selbst fort, »und dieser ist noch niemals eingetreten. Wir haben noch niemals diese Flagge gezeigt.«

»Sie sind noch niemals von einem Kriegsschiffe dazu aufgefordert worden?«

»Doch, aber wir verweigern, Namen und Flagge zu zeigen.«

»Wie wollen Sie denn dem ausweichen?«

»Nun, wir tun es eben nicht.«

»Dann ist jedes Kriegsschiff berechtigt, Sie mit Beschlag zu belegen, ins Schlepptau zu nehmen; es kann Sie sogar in den Grund schießen.«

Ein unsäglich spöttisches Lächeln trat auf den schönen Zügen hervor, ohne diese zu entstellen.

»Mich?«

»Ihr Schiff meine ich natürlich.«

»Dies wissen wir zu verhindern.«

»Auf welche Weise denn?«

»Wenn Sie bei uns an Bord bleiben, werden Sie es erfahren.«

[182]

Dies lenkte zunächst meine Gedanken auf etwas anderes. Ich dachte an meine ›Sturmbräut‹, an meine Leute.

»Wohin segeln Sie?«

»Nach Nordwesten.«

»Haben Sie denn nicht ein bestimmtes Ziel?«

»Nein. Hat Ihre ›Sturmbräut‹ eins gehabt?«

»Hm. Wissen Sie eigentlich, auf was für einer Fahrt ich begriffen war, als ich über Bord gewaschen wurde?«

»Sie waren hinter dem Kapitän Berseck her, der Fanafute bombardiert hat.«

»Woher ist Ihnen das bekannt?« fragte ich mit grenzenloser Überraschung.

»Nun, Sie haben im Fiebertraume alles ausführlich erzählt.«

Ach so – ich brauchte gar nicht überrascht zu sein. Es ist doch unangenehm, wenn man im Traum so schwatzt – wer weiß, was ich da alles hervorgebracht hatte. Doch ich hatte ja ein gutes Gewissen.

»Wird die ›Sturmbräut‹ nach Fanafute zurückkehren?«

»Das weiß ich wirklich nicht. Ich habe vorher gar keine Dispositionen getroffen. Ja, gestatten Sie mir erst noch eine andere Frage, die mir gerade einfällt – Sie weigern sich durchaus, Namen und Flagge Ihres Schiffes zu nennen?«



»Durchaus! Mein Bruder ist ein Sonderling, der neben sich keine andere Macht anerkennen will.«

»Aber wenn das Schiff einen Hafen anläuft, muß er es tun.«

»Wir laufen keinen Hafen an.«

»Nanu, Sie müssen doch Ihren Proviant ergänzen!«

»Dazu brauchen wir aber keinen Hafen anzulaufen.«

»Woher bekommen Sie denn den sonst?«

[183]

»Sie werden es erfahren, wenn Sie bei uns an Bord bleiben,« lautete wiederum ihre Antwort.

Jetzt wurde ich natürlich erst recht gespannt. Rätselhaft war mir die ganze Sache ja schon von vornherein gewesen; mit diesem Schiffe mußte irgendein Geheimnis verbunden sein, das war mir gleich zum Bewußtsein gekommen, als ich mich nun mit dem ersten Augenaufschlag in der Kabine umgeschaut hatte, ohne zuerst einen richtigen Grund dafür zu haben. Aber allein der Kapitän hatte dann meine Ahnung bestätigt, diese seine Schwester tat es jetzt erst recht, mit ihren eigenen Worten.

Mein Entschluß war sofort gefaßt. Ja, ich wollte die mir angebotene Gastfreundschaft benützen. Mochten mich meine Jungen einstweilen für tot halten. Ich hatte ja überhaupt gar keine Gelegenheit, dies zu dementieren. Das konnte ich höchstens erst später in einem Hafen tun, durch Erklärung in einem Schiffspapier. Und meine ›Sturmbräut‹ war ja unter der Führung meines famosen Kommodore gut aufgehoben; denn ich mußte diesen geheimnisvollen Mann wirklich bald für allwissend halten.

»Sie haben ein Versteck, eine heimliche Proviantkammer?« fragte ich zunächst, dabei lebhaft an den Vogelberg denkend.

»Ja.«

»Wo?«

»Aber, mein bester Herr Kapitän,« lächelte sie jetzt, »solch ein Geheimnis wird man doch nicht gleich offenbaren.«

»Sie sagten doch, ich sollte es erfahren.«

»Ja, aber durch eigene Anschauung müssen Sie sich davon überzeugen. Denn wenn ich es Ihnen erzähle, würden Sie es ja doch nicht glauben.«

»Ist es so wunderbar?«

»Wunder-wunder-wunderbar!«

»Gut, ich nehme Ihr Anerbieten an, ich bleibe

[184]

vorläufig hier an Bord, bis Sie mich überdrüssig haben und wieder absetzen,« mußte ich ob dieser dreifachen Versicherung der Wunderbarkeit lachen.

Da plötzlich ging es über diese schönen, sonst sehr ernsten Züge wie ein Sonnenschein des Glücks, als sie mir ihre kleine Hand hinhielt.

»Abgemacht!«

Ich nahm diese warme Hand und drückte sie leicht.

»Ja, abgemacht, Madam ... wie darf ich Sie eigentlich nennen?«

»Ich bin unverheiratet.«

»Also abgemacht, Fräulein Atlanta.«

»Fräulein Atlanta, wie das klingt,« lachte sie. »Das ist mir gänzlich fremd. Nennen Sie mich nur Atlanta, wie jeder zu mir sagt.«

Unsere Hände waren endlich wieder auseinandergekommen.

»Ist das Ihr richtiger Name?«

»Atlanta? Ja.«

»Ein ganz ungewöhnlicher Name.«

»Ich bin auf dem Atlantischen Ozean geboren worden.«

»Was Sie nicht sagen!«

»Und mein Bruder auch.«

»Da waren wohl schon Ihre Eltern solche Seezigeuner? Verzeihung, aber ... «

»Ich weiß, ich weiß, mein Bruder hat mir schon davon erzählt. Ja, bereits unsere Eltern waren echte Seezigeuner, welche das

ganze Meer ihre Heimat nannten. Aber noch mehr: meine Mutter war tatsächlich eine Zigeunerin.«

Sie blickte mich gespannt an, und ich sie nicht minder.

»Eine richtige Zigeunerin? So eine Landstreicherin, welche aus der Hand wahrsagt und stiehlt, was nur zu stehlen . . . «

[185]

O Gott, was hatte ich da in meiner Offenherzigkeit gesagt!

Und sie blickte mich denn auch plötzlich mit ganz großen Augen starr an.

»Dann denken Sie verächtlich über die Kinder solch einer Zigeunerin?«

»I wo, Fräulein, nehmen Sie das doch nicht so, das war mir nur so herausgefahren, ich habe das Herz überhaupt immer auf der Zunge, und ich habe als Kind eben keine anderen Zigeuner kennen gelernt. Was können denn die Kinder dafür, was ihre Eltern gewesen sind? Nee, faktisch, Ihre Mutter war eine richtige Zigeunerin? Die Zigeunersch sind immer als Kind mein Ideal gewesen. Wenn ich an Land bleiben mußte, dann wollte ich mindestens so ein freier Vagabund werden. Und . . . ich hab's noch jetzt im Blute.«

Ihr Ausdruck war gleich ein anderer geworden, sie lachte.

»Mein Vater heiratete sie aus Liebe,« sagte sie dann, wieder ernst werdend.

»Natürlich, natürlich,« stimmte ich bei, »wo die Liebe hinfällt!«

»Er hatte sich mit einer jungen Zigeunerin eingelassen.«

»Ja ja, wie das so manchmal ist.«

»Es war ein wunderschönes Mädchen.«

»Aber schöner als Sie kann Ihre Mutter nicht gewesen sein.«

Ich weiß nicht, wie mir das so herausgefahren war. Es war eben meine ehrliche Offenheit.

In ihrem Gesicht zuckte es, aber sie wollte nichts gehört haben.

»Und dann hat er sie geheiratet, obgleich er es durchaus nicht nötig gehabt hätte. Aber er hatte sie verführt, und auch ein Zigeuner ist doch schließlich ein Mensch.«

[186]

»*A la bonheur*, das gereichte Ihrem Vater doch nur zur höchsten Ehre. Meine Hochachtung!«

»Ja, aber nicht zur Ehre vor seinen Geschwistern und übrigen Verwandten.«

»Das kann ich mir schon denken. Es gibt solche Menschen genug.«

»Und wenn Sie wüßten, wer mein Vater gewesen ist!«

»Nun, wer denn?«

»Kennen Sie nicht den Namen Anklam?«

»Nur als Namen einer Stadt. Anklam liegt doch wohl im Regierungsbeziek Stettin?«

»Jawohl, von dort stammte mein Vater her.«

»Ach, da ist das wohl nur ein angenommener Name?«

»Ja. Mein Vater war ein Edelmann, noch mehr.«

»Ein Graf?«

»Noch mehr.«

»Ein Herzog? Ein Fürst?«

»Ich darf es nicht sagen, dies alles hat mein Vater selbst begraben, und das muß uns heilig sein. Und er hat auf alles, alles verzichtet.«

»Wegen dieser Zigeunerin?«

»Ja. Er wurde so angegriffen, daß er verzichtete, obgleich er es nicht etwa nötig hatte, man konnte ihn nicht verstoßen. Aber er warf seinen stolzen Verwandten Geld und Titel und alles vor die Füße – wegen dieser Zigeunerin.«

»*A la bonheur*, meine Hochachtung vor Ihrem Vater wächst immer mehr – das muß ja ein herrlicher Mann gewesen sein, gerade mein Fall!«

»Und dann ging er zur See.«

»Er kaufte sich sein eigenes Schiff?«

»Das mußte er sich erst verdienen, er hatte ja gar nichts mehr.«

[187]

»Aha! Immer besser. Aber dann fuhr er seine eigene Jacht, nicht wahr?«

»Ja, dann nannte er sich einen freien König des Meeres.«

»Merkwürdig, daß ich niemals etwas von ihm gehört habe!«

»Warum? Mein Vater hat immer ganz für sich gelebt, nur auf seiner Jacht, seine Mannschaft war sein Volk, doch sonst hat er niemals von sich reden gemacht.«

»Ganz mein Fall. Und auch seine Frau hatte er immer mit an Bord?«

»Immer.«

Diesmal sagte ich nicht: ganz mein Fall.

»Da sind Sie und Ihr Herr Bruder also auch an Bord geboren?«

»Wie ich schon sagte, und zwar beide während der Durchkreuzung des Atlantischen Ozeans. Mein Bruder erhielt den Ihnen wohl etwas ungewöhnlich, uns aber ganz geläufig klingenden Vornamen Neptun, ich wurde Atlanta getauft.«

Ich merkte, wie dieses sonst jedenfalls sehr schweigsame Mädchen begierig die Gelegenheit ergriff, sich einmal mit einem anderen Menschen unterhalten zu können.

»Und was für schwierige Verhältnisse das waren!« fuhr sie fort.

»Das glaube ich schon.«

»Herr Kapitän, ich möchte Ihnen etwas gestehen.«

»Nun?«

»Auf die Gefahr hin, daß Sie sich dann mit Abscheu von mir wenden.«

»Aber ich bitte, wie soll Sie denn überhaupt jemand verabscheuen können!«

»Ich möchte es fast gar nicht sagen.«

[188]

Sie war trotz aller sonstigen Ungewöhnlichkeit doch immer noch ein echtes Weib!

»Ist es denn etwas gar so Fürchterliches?«

»Mein Vater hatte Hunde an Bord.«

»Weiter nichts?« mußte ich lachen.

»Wolfshunde, die Abkömmlinge von echten Wölfen.«

»Und da haben Sie wohl, als der Proviant einmal ausging, Wolfsbraten gegessen?« mußte ich noch immer lachen. »Und deshalb wollen Sie meine Absolution? Die haben Sie. Ich habe schon ganz andere Dinge verspeist.«

»Nein, aber die Mutter konnte ihre Kinder niemals selbst nähren.«

Jetzt mochte ich allerdings große Augen machen.

»Was, und da sind Sie und Ihr Bruder wohl gar von einer Wölfin gesäugt worden?!«

»Ja.«

Da erst bemerkte ich, wie sie mich mit ängstlicher Erwartung anblickte, auch dieses so gehauchte Ja mußte auffallen – da aber hielt ich ihr lachend die Hand hin.

»Sie glauben wohl gar, daß da irgend etwas dabei ist? Sie meinen wirklich, daß Sie deswegen von jemandem verachtet werden können?«

»Es ist schon oftmals geschehen,« hauchte sie wiederum so.

»Na, das müssen die richtigen Schwachköpfe gewesen sein, oder ganz gemeine Menschen. Kennen Sie denn nicht die Fabel von Remus und Romulus, von den Gründern Roms, welche ebenfalls von einer Wölfin gesäugt wurden? Und die wurden dann unter die Halbgötter versetzt.«

Ich sprach noch mehr – die Hauptsache war, daß ich dergleichen Gedanken aus ihrem Kopfe brachte, das war ja auch gerade so etwas für mich, so etwas imponierte mir – von einer Wölfin groß gezogen!

– und dabei schüttelte ich ihr immer lachend die Hand, behielt diese noch länger in der meinen.

»Na, sind Sie nun beruhigt?«

»Ja, weil Sie es sagen.«

»Hat Ihnen denn dies noch kein anderer gesagt?«

»Doch, aber nicht so wie Sie.«

»Ihre Eltern sind tot?« sprang ich jetzt auf ein anderes Thema über.

»Beide.«

»Und nun leben Sie mit Ihrem Bruder ebenso auf dem eigenen Schiffe?«

»Ebenso. Wir kommen mit anderen Menschen gar nicht mehr in Berührung.«

»Und Sie fühlen sich dabei glücklich?«

Eine lange Pause.

»Glücklich?« wiederholte sie dann leise mit einem ganz verächtlichen Zucken um die Mundwinkel.

Und mit einem Male wirft sich das Weib über mein Bett, umklammert mit beiden Armen die Bettdecke, unter der mein Oberkörper liegt, und jammert und schluchzt in einem fort:

»Von einer Wölfin gesäugt, von einer Wölfin gesäugt . . . «

Und dann ist sie hinaus.

#### VON EINER WÖLFIN GESÄUGT!

Ich war starr. Ich brauchte lange Zeit, um mich zu erholen. Hätte die mir plötzlich eine Liebeserklärung gemacht, mich abgeküßt – ich wäre längst nicht so baff gewesen. Aber so!

»Was zum Teufel nimmt die sich denn so zu Herzen, daß sie von einer Wölfin gesäugt worden ist?!«

Mit diesen Worten sprang ich mit gleichen

[190]

Füßen aus der Koje, verriegelte die Tür und öffnete den Kleiderschrank.

Richtig, da hingen meine Sachen, trocken und sogar gebügelt, in der Westentasche war mein Zahnstocher, dann waren aber auch noch andere Kleidungsstücke vorhanden, so daß ich z. B. meine Jacke ersetzen konnte – nur mit den Hosen sah es mau aus, das war überhaupt bei mir stets der wunde Punkt, wenn ich mich mit fremder Garderobe behelfen mußte, sie reichten mir alle nur bis zu den Knien – doch da war ja eben meine eigene, sogar eine Falte hineingebügelt, und in den unteren Schubladen fand ich auch Wäsche.

Ich fuhr in die Büxen. Oder, um mich feiner auszudrücken: ich machte Toilette – *grande toilette*.

Nun muß ich aber gestehen, daß mein Blut bei jenem Manöver ganz mächtig erregt worden war. Es war schon vorher immer etwas heiß gewesen. Na ja, ich war ja ein schwer Fieberkranker. Mir wäre eigentlich lieber gewesen, wenn sie mich selber abgeknutscht hätte, anstatt nur die Bettdecke, und wenn sie von etwas anderem gesprochen hätte, als nur immer davon, daß sie am Euter einer Wölfin ihren ersten Appetit gestillt.

Na, sie war ja noch an Bord dieses Schiffes, da konnte ja noch die Fortsetzung kommen. Wirklich, ein tadelloses Frauenzimmer! Einmal etwas ganz, ganz Apartes!

War doch gespannt, wie das noch kommen, was ich hier noch alles erleben würde. Ich war überhaupt mächtig gespannt, wie ein Aal in der Hobelbank. Neptun, Ozeana, Atlanta – keine Heimat und keine Flagge – Sie werden schon noch erfahren, wo wir uns verproviantieren – das klang alles so geheimnisvoll.

Natürlich, ein Geheimnis war mit diesem Schiffe verbunden. Man hat doch nicht umsonst eine

[191]

Zigeunerin zur Mutter und ist doch nicht umsonst von einer Wölfin gesäugt worden!

Was für seltsame Existenzen es doch in der Welt gibt, und die anderen Menschen erfahren gar nichts davon!



Für die See gilt das noch viel mehr als für das Land, da kann das Geheimnis viel besser bewahrt bleiben. Da kann es ja die tollsten Sonderlinge geben! Und sackt das Schiff, diese kleine Welt für sich, einmal auf den Grund – na, dann ist eben auch keine Spur mehr davon vorhanden.

Was ich hiermit meine, ist wohl verständlich. Zu Land mag ein verrückter Sonderling noch so geheimnisvoll hausen, sich mit einer undurchsichtigen Mauer umgeben – man kann sein Treiben dennoch beobachten, es muß ihm alles gebracht werden, was er zu seines Lebens Nahrung und Notdurft gebraucht, und stirbt er, so findet man doch noch etwas von seinen Eigentümlichkeiten in der Hinterlassenschaft, mag er sonst auch alles verbrannt haben – auf festem Boden lassen sich eben alle Spuren doch nicht so verwischen – das Meer hingegen macht einfach einen einzigen Schluck – spurlos verschwunden ist alles, nicht eine Ratte kann noch etwas erzählen.

O, ich lobe mir das Meer!! Das ist etwas Ganzes, nichts Halbes. Ich möchte ein Hatschigagok sein, auch so ein Fischmensch.

Ja, was machte jetzt wohl mein Karlemännchen?

Unter solchen Gedanken, unter denen ich aber der Hauptsache nach doch immer dieses pompöse Frauenzimmer in dem grünen Gazeleid vor Augen hatte, war meine Toilette beendet.

Ich trat hinaus. Ein hochnobler Gang! Oder will beim Korridor bleiben, der nämlich auf Schiffen einfach ›Gang‹ genannt wird. Mit einem sonderbaren Stoffe belegt, den ich beim näheren Untersuchen

[192]

als Gummi oder Kautschuk erkannte, wenigstens zwei Zentimeter dick. Damals auch noch etwas ganz Neues, Läufer und Teppiche aus Kautschuk! Uebrigens sehr kostspielig!

Worin sonst das Hochnoble bestand, kann ich nicht weiter beschreiben, ich entsinne mich dessen nicht mehr so genau. Weiße Holzwände mit vergoldeten Schnörkeln und dergleichen, was

man sonst nicht so leicht auf einem Segelschiffe zu sehen bekommt, es sei denn eine Lustjacht. Aber das war doch hier ein großer Kasten. Meine ›Sturmbraut‹ war schließlich auch eine Lustjacht, aber so fein sah es in der nicht etwa aus.

Hüben und drüben Kabinentüren, und dann kam ich geradeaus, aber nach hinten, in die Kajüte.

Auch hier wieder alles hochvornehm. Wie auf einem Luxusdampfer. Doch Besonderes bemerkte ich sonst nicht.

Anwesend war niemand. Die vom Innern der Kajüte ausgehenden Kabinen gehörten doch offenbar dem Kapitän und seiner Schwester, die waren für jeden anderen tabu, heilig, und man öffnet doch auch nicht in einem fremden Hause, in dem man Gast ist, jede Tür.

Ich hätte die nach oben führende Treppe benutzen können, wollte mich aber erst etwas weiter hier unten umsehen. Wie weit ich da gehen, welche Türen ich öffnen durfte, wußte ich als Seemann.

So verließ ich die Kajüte auf der anderen Seite, d. h. auf Backbord, passierte den zweiten Korridor.

Auch wieder hüben und drüben Kabinen, und dann kam ich an der offenen Pantry vorbei.

Alles Silbergeschirr. Mich wunderte nur, daß der Schiffsname nicht eingraviert war, was doch sonst immer der Fall ist.

Der Steward war nicht zu sehen, kein anderer

[193]

Mensch. Doch das war durchaus nicht auffällig. Zu anderen Zeiten, bei schlechtem Wetter, scheint manchmal wieder das Deck wie ausgestorben zu sein.

Die große Tür am Ende des Ganges mußte in das eigentliche Zwischendeck führen, damals noch Batterie genannt, auch bei ganz harmlosen Kauffahrteischiffen.

Richtig! Der lange Raum, von der Kajüte und ihren Nebenwohnungen aus durch das ganze Schiff gehend, war völlig leer. Das

ist aber sehr häufig der Fall. Das oberste Zwischendeck wird eben mit Absicht immer freigelassen, falls doch einmal etwas kommt, was man mitnehmen will, um immer noch einen freien Platz zu haben. Es ist nicht nötig, daß er wie bei meiner ›Sturmbraut‹ als Tummelplatz der Mannschaft dient, davon ist vielmehr sonst auf Schiffen keine Rede.

Dieses Schiff war eben noch nicht voll befrachtet – wenn es sich überhaupt mit Ladung befaßte!

Nun, so ganz nackt war der große Raum nicht. Da gingen vor allen Dingen die beiden vordersten Masten durch, wie gewöhnlich als Stellage oder Aufbewahrungsort für Aexte und Harpunen dienend, ferner aber auch für Entersäbel und Schießwaffen aller Art.

Doch da war wiederum nichts Besonderes dabei. Noch heute ist jedes Kauffahrteischiff so eingerichtet. Denn, wie schon gesagt, noch heute muß jeder Segler bei Windstille in den chinesischen, malaiischen und arabischen Gewässern damit rechnen, von Piraten angegriffen zu werden, deren man sich zu erwehren hat.

Daher waren auch die vier Bordgeschütze ganz selbstverständlich, an jeder Seite zwei, größer als meine, aber doch nicht so schlimm, Vierpfünder.

Sonst gab es hier unten nichts weiter zu sehen,  
[194]

und mir war es vor allen Dingen um die Küche zu tun.

Ich benutzte die schmale Treppe, die auch von hier aus nach oben führte, mußte nur einen Lukendeckel aufstoßen, dann lachte mir die Sonne entgegen.

»*Morning, Sir!*« begrüßte mich ein Mann, der eben ein Tau aufrollte, durch die silberne Pfeife an Lederschnur als Bootsmann gekennzeichnet.

Herrgott, hatte der Kerl eine zerfetzte Visage! Aber der Matrose dort hatte auch keinen schlechten Hieb im Gesicht – und der auch – und dem fehlte die Nase – und dem ein Ohr – und der dort

wieder mit so einem zerfetzten Gesicht – und der hatte nur einen Arm – und der einen hölzernen Fuß . . . es waren nur wenige, die man als normale Menschen bezeichnen konnte.

Doch mir fiel das durchaus nicht auf. Wenn man so seine eigene Jacht hat, mit der man auf Abenteuer ausgeht, und man wechselt die Mannschaft nie, ergänzt nur den Abgang, dann hat man bald lauter Veteranen an Bord. Und wenn ich das ausführte, was ich mir vorgenommen hatte, dann würden meine Jungen auch bald so aussehen.

Eine Kommandobrücke war nicht vorhanden. Und an den Rettungsgürteln, Eimern und dergleichen Gegenständen sah ich wiederum keinen Schiffsnamen!

Ja, dann allerdings durfte dieses Schiff gar nicht wagen, einen Hafen anzulaufen. Oder der Schiffsname mußte, wie es Vorschrift ist, erst angemalt werden.

Da sah ich den Kapitän auf mich zukommen, ernst, wie ich ihn schon kennen gelernt.

»Nun, Herr Kapitän, Sie haben sich an Deck gemacht?«

Nicht freundlich, nicht mürrisch – kalt und ruhig,

[195]

wie dieses Gesicht war. Denn erst jetzt im Sonnenlichte sah ich, wie steinern diese edlen Züge waren. Leblos!

Ein Handgeben war nicht.

»Ich hielt es in der Koje nicht mehr aus.«

»Sie haben sehr stark gefiebert, einen Tag und eine Nacht lang.«

»Ihre Fräulein Schwester sagte es mir, und ich war erstaunt, es zu hören. Ich glaubte, nur eine Nacht sei vergangen.«

»Nein, es war vorgestern in der sechsten Morgenstunde, als wir Sie auffischten. Wann sind Sie denn über Bord gestürzt?«

»Kurz vor zwei Uhr.«

»Da haben Sie ja länger als drei Stunden im Wasser gelegen. Wie kam das eigentlich?«

Ich erzählte ihm den Vorgang mit kurzen Worten.

»Ja, das konnten wir auch schon ihren Fieberträumen entnehmen. Sie haben unausgesetzt geredet.«

»Doch nicht große Geheimnisse verraten?« lachte ich.

»Haben Sie solche?« war die ernste Gegenfrage.

»Nein – und doch . . . «

Jetzt wurde auch ich ernst.

»Habe ich etwas von einem hohlen Felsenberge erzählt?«

»Von einem hohlen Felsenberge? Nein. Was ist damit? Doch lassen Sie, lassen Sie, ich will doch nicht etwa Ihre Geheimnisse wissen. Ich machte doch nur Scherz. Wie fühlen Sie sich denn?«

»Ganz wohl, nur etwas zerschlagen, und dann . . . Appetit.«

Jetzt lachte auch er einmal. Aber es sah recht gekünstelt aus, klang auch so. Dieser Mann schien

[196]

eines Lachens nicht mehr fähig zu sein, er mußte sich dazu zwingen.

»Das glaube ich. Die Fürsorge meiner Schwester für Sie ist ja ganz übertrieben, bei so einer Natur, die Sie Ihrem Aeußeren nach haben müssen. Sind Sie denn mit den drei Eiern fertig geworden?«

»Na, offen gestanden, die haben mir erst Appetit gemacht. Ich habe Hunger wie ein Wolf.«

Was war denn das? Ich erschrak mächtig, nämlich darüber, was für ein Gesicht der machte.

Er hatte die letzte Frage ebenfalls lachend gestellt, lachte noch immer – und nun mit einem Male erstarrten diese lachenden Züge, wurden wie von Stein, dabei verzerrt – ich kann es nicht beschreiben. Man stelle sich einen steineren Kopf vor, dem der Künstler ein krampfhaft verzerrtes Lachen gibt. Wie würde sich das in Stein ausnehmen? Kurz, es war ein schreckliches Bild, was sich mir da bot.

»Hunger – Hunger – wie ein – wie ein – Wolf?« kam es jetzt aus diesem im Lachen noch geöffneten Munde röchelnd hervor.  
»Hunger auf was?!«

Nanu, was hatte denn der Mensch?! Griff den das Bewußtsein auch so an, daß ihn eine Wölfin gesäugt hatte? Merkwürdige Menschen das, die ich hier kennen lernte! Na ja, eben der Welt gänzlich entfremdet, immer mit ihren eigenen Gedanken allein gewesen – da entwickeln sich solche Schrullen.

»Hunger auf eine große Portion richtiges Schiffessen, Salzfleisch mit Erbsen oder dergleichen,« entgegnete ich ruhig.

Plötzlich waren die Züge wieder normal geworden.

»Ach so! Ich dachte ... ich dachte ...«

Der Mann sah sonst gar nicht danach aus, als ob er manchmal nicht Worte fände.

»Was dachten Sie denn, auf was ich sonst Hunger haben könnte?«

[197]

»Schon gut, es war eine andere Idee, die mir einfiel – Sie werden es sofort bekommen, trotz des Verbotes meiner Schwester. Wenigstens wird es sofort bestellt.«

Er gab einen diesbezüglichen Auftrag an einen Matrosen für den Steward.

»Eine Viertelstunde wird allerdings noch vergehen, wenn Sie nicht gerade ...«

»Nein, nein, so schlimm ist es doch nicht, umfallen tue ich noch nicht.«

Kapitän Anklam gab einige Kommandos für die vollstehenden Segel.

»Sie hatten der ›Sturmbräut‹ kein bestimmtes Ziel gegeben?« wandte er sich dann wieder an mich.

»Nein. Sie wissen doch, auf welcher Fahrt ich begriffen war.«

»Hinter dem Kapitän Berseck her – Sie sprachen davon im Fiebertraum.«

»Kennen Sie eigentlich diesen Kapitän Berseck?«

»Ich habe wohl schon von ihm gehört – daß er wegen Schmuggelei und wohl sogar wegen Piraterie für vogelfrei erklärt worden ist – nichts weiter,« war seine gleichgültige Antwort.

»Er soll erst vor kurzem ein Hafentädtchen auf den Philippinen überfallen haben.«

»So?«

Ohne Aufforderung erzählte ich das wenige, was mir Lord Seymour darüber mitgeteilt hatte.

»Nicht möglich! Und doch, warum denn nicht? Das ist ja ein ganz rabiater Kerl, dieser Kapitän Berseck. Nun, dem werden sie auch schon einmal das Handwerk legen.«

»Das denke ich auch. Und wenn nicht von Menschenhand – solch ein Scheusal wird schon von der göttlichen Natur nicht für längere Zeit geduldet.«

»Sie glauben an solch eine Vorsehung?«

»Unbedingt!«

[198]

»Gut, jeder Glaube macht selig. Ja, wo werden Sie da aber Ihr Schiff zu suchen haben?«

»Ich glaube sicher, daß es nach Fanafute zurückgekehrt ist.«

»Hm. Und gerade nach Fanafute möchte ich nicht gern.«

»Weshalb nicht?«

»Lord Seymour hat doch eine Einladung an alle ergehen lassen, die sich Seezigeuner nennen.«

»Ist die auch Ihnen durch eine Flaschenpost bekannt geworden?«

»Jawohl!«

»Dann wundert mich erst recht, daß Sie dieser Einladung nicht folgen.«

»Nein, ich will mein freier Herr bleiben.«

Da dachte dieser Mann ja genau so wie ich.

»Aber Sie hätten sich die Geschichte doch wenigstens einmal ansehen können.«

»Auch das nicht. Ich will mit keinem Menschen mehr zu tun haben. Für mich ist die ganze Welt gestorben. Mein Schiff ist mein Königreich, meine Welt. Doch da Sie sich natürlich um Ihr Schiff kümmern, werde ich doch noch einmal zurückfahren. Sie können ja mein Schiff verlassen, ohne daß ich mit jenen Herrschaften in Berührung komme. Nun allerdings haben wir mehr als vierundzwanzig Stunden verloren. Aber das geht nicht zu ändern, wir hätten ja auch wirklich von Ihnen kein Ziel bekommen können. Klaaar zum Manöver!!! Halseeeen!!!«

Und sofort folgte Kommando auf Kommando, die Matrosen flogen die Takelage hinauf, sogar der mit dem Stelzfuß.

Und ich hätte so gern erst noch gesagt, daß ich's mit der Rückkehr zu meiner ›Sturmbraut‹ gar nicht so eilig hatte.

Ich hätte ja so gern meine Jungen beruhigt,  
[199]

aber ... ich wäre auch ganz gern noch ein bißchen länger hier geblieben.

Na, bei diesem Winde dauerte es auch mindestens noch vier Tage, ehe wir wieder nach Fanafute kamen, da mußte tüchtig gekreuzt werden, und drehte sich der Wind noch mehr, gab's nach dieser südwestlichen Richtung überhaupt nichts mehr.

Ja, und hatte mich seine Schwester nicht direkt aufgefordert, an Bord zu bleiben? War das ohne Einverständnis ihres Bruders geschehen? Da mußte ich sie doch darüber sprechen. Wenn ich sie nur erst wieder zu sehen bekommen hätte!

»Herr Kapitän, das Essen ist serviert,« meldete ein Kerlchen, dem man den Steward gleich ansah, obschon auch er wiederum den richtigen Seemann nicht verleugnen konnte. Und auch er hatte an der Schläfe eine fingertiefe Narbe, jedenfalls von einem Streifschuß herrührend.



Als ich in die Kajüte hinunterstieg, als ich sie betrat, ließ ich die Sonne draußen, während sie für mich hier unten aufging. Nicht deshalb, weil ich auf dem Tische mehrere dampfende Schüsseln stehen sah – ich bin Idealist – sondern weil mir da wieder das grüne Gazekleid entgegenwogte, sich mir schon wieder die feine, weiße Hand entgegenstreckte, von dem liebeizenden Lächeln gar nicht zu sprechen.

Ich machte meinen elegantesten Kratzfuß, wie seit lange nicht mehr.

»Sie Böser, also Sie sind doch aufgestanden! Habe ich deshalb Tag und Nacht an Ihrem Bett gesessen und gewacht?«

Ich glaube, mein nach hinten ausgestrichener Fuß blieb vor Schreck in der Luft schweben.

»Was? Sie haben Tag und Nacht, die ganze Zeit an meinem Bett gesessen?!«

»Unentwegt. Sie forderten ja ständig zu  
[200]

trinken, und ich wollte mir Ihre Pflege nicht nehmen lassen.«

»Sie haben gar nicht geschlafen?«

»Doch, als ich Sie ruhig verlassen konnte, heute nach Mitternacht, und einige Stunden Schlaf genügen mir.«

»O, wie soll ich Ihnen danken?!«

»Indem Sie mir etwas über die Lady Blodwen erzählen, über welche Sie fortwährend phantasiert haben. Darf ich hier bleiben, während Sie essen?«

Sie genierte mich nicht, und ich erzählte ihr von Blodwen – erzählte ihr mein ganzes Liebesleben während der letzten zwei Jahre.

Von meinem Liebesleben! Hiermit ist schon ausgedrückt, daß ich keineswegs etwas Nachteiliges über meine einstige Liebe erzählte. Denn wenn an mir langem Laster etwas Gutes war, so war es das, daß ich hinter dem Rücken einer Person nichts Schlechtes sagen konnte, sondern nur immer an ihre besten Seiten dachte.

Aber ... wie zwischen den Zeilen lesen, so kann man ja auch zwischen den Worten hören, und ich glaube, daß jedes echte Weib gerade für so etwas ein sehr feines Ohr hat.

»Sie haben unglücklich mit ihr zusammen gelebt, gestehen Sie es.«

Sie setzte mir weiter durch Fragen zu, und schließlich wußte sie alles, hatte einen offenen Einblick in unser Verhältnis getan.

Weshalb ich unglücklich gewesen, das kann ich so nicht schildern. Alles, was ich bisher geschrieben, bis zur Trennung von Blodwen auf der Osterinsel, hat ja davon gehandelt. Ich selbst war mir ja dessen gar nicht recht bewußt gewesen. Erst damals, als ich sie auf der Osterinsel wiedergesehen, da war es über mich gekommen, alles, alles, da hatte ich mit voller Macht erkannt, wie sehr ich bisher der Sklave

[202]

eines launenhaften Weibes gewesen war, da war ich geflohen.

Und Atlanta verstand mich. Ich sah es ihr gleich an. Dann sagte sie es auch.

»Sie Aermster!«

Ja, wie soll ich nun schildern, wie alles kam? Es war gekommen, wie es gewöhnlich kommt. Erschrecke der Leser nicht über den großen Sprung, den ich jetzt mache.

Gegen neun Uhr hatte ich die Kajüte betreten, und zwei Stunden später, als die Schiffsglocke die vorletzte Stunde der letzten Vormittagswache glaste, hatte ich in dieser Kajüte das schöne Weib in dem grünen Gazekleide auf meinem Schoße und küßte ihren roten Mund – und küßte sie wieder und wieder, und sie war ganz Hingebung.

»Mein Richard!«

»Du kommst zu mir an Bord meines Schiffes.«

»Mein Richard,« konnte sie immer wieder nur unter meinen Küssen hauchen.

»Du wirst mir eine andere sein, wir beide werden zusammen leben können.«

»Als deine Magd, mein Richard!«

Ich küßte sie wieder mit heißester Glut.

»So!«

Eine dritte Stimme hatte dieses trockene ›So‹ gesagt.

In der Tür stand der Bruder, die Arme über der Brust verschränkt.

Ich erwachte aus meinem Taumel. Denn in einem solchen hatte ich mich nur befunden.

O Gott, o Gott, was hatte ich getan, was hatte ich alles versprochen, ich Tor, ich Narr, ich jämmerlicher Schwächling!

»So. Also so vergilt jetzt die moderne Welt die Gastfreundschaft?« erklang es von der Tür her in bitterem Spott.

[203]

Da raffte ich mich empor. Jetzt gab es keinen Rückweg mehr. Und ... ich bereute auch nichts, ganz im Gegenteil.

»Herr Kapitän, ich habe nur getan, was ich verantworten kann – ja, ich liebe Ihre Schwester – ich liebe Atlanta ... «

Ich kam nicht weiter. Ich wurde unterbrochen. Durch etwas Entsetzliches.

Ich hatte beim Nennen ihres Namens nach ihr hingeblickt – und da erschrak ich furchtbar – über ihr Gesicht, welches weiß wie Schnee geworden war, bis in die Lippen hinein – und jetzt, wie sie sich langsam erhob, breitete sie beide Arme aus ...

»Wehe, was habe ich Unglückliche getan – wehe mir, wehe, wehe, wehe!!!«

Mit diesem gellenden Schrei war sie davon- und hinausgestürzt.

Was darin Entsetzliches lag, kann ich unmöglich schildern. Mir klingt dieser gellende Weheschrei noch heute in den Ohren, und damals sträubte sich mein Haar.

»Um Gott, was hat sie, was ist mit Ihrer Schwester?!« schrie ich außer mir.

»Nichts – ein töricht Weib,« erklang es ebenso eisig wie zuvor von der Tür zurück, und nachdem er diese geschlossen, trat er näher. »Nun, Herr Kapitän Jansen, was haben Sie mir zu erklären?«

»Nichts, als daß ich Ihre Schwester geküßt habe, weil ich sie liebe.«

»Seit wann?«

»Seitdem ich Atlanta zum ersten Male gesehen habe.«

»Das kann erst vor drei Stunden gewesen sein.«

»Länger ist es auch noch nicht her.«

»Das ist sehr schnell gegangen.«

»Ich habe gehört, daß es zur Entzündung der Liebe nur eines einzigen Augenblickes bedarf.«

[204]

Langsam neigte der Kapitän den edlen Kopf und hob ihn wieder – eine ganz energische Bestätigung meiner Ansicht.

»Ja. So ist es. Leider! – Nun fehlt aber noch die Liebeserklärung, welche gewöhnlich etwas länger dauert.«

»Herr Kapitän, wir Seeleute sind doch Kürze gewöhnt – ich sagte ihr, daß ich sie liebe.«

»Wirklich?«

»Sie können noch zweifeln nach dem, was Sie gesehen haben?«

»Ich meine: sind wirklich Sie es gewesen, der ihr die Liebe gestanden? Sollte es nicht meine Schwester gewesen sein, die angefangen hat?«

Ich war zuerst ganz baff. Hätte doch alles andere erwartet als so etwas.

»Herr Kapitän, ich schwöre Ihnen . . . «

Eine befehlerische Handbewegung unterbrach mich.

»Schweigen Sie! Lehren Sie mich die Weiber nicht kennen. Ein edler Mann, der Sie sind, wird niemals seine Liebe gestehen, wenn er vom Weibe nicht dazu aufgefordert wird, stillschweigend, aber

doch so deutlich, daß er bestimmt weiß, daß seine Liebe erhört wird. Im anderen Falle kann der edle Mann nur zum anbetenden Narren werden.«

Gegen solch eine Lebensweisheit wußte ich nichts zu sagen. Doch ich fühlte, daß er recht hatte.

»Meine Schwester hat sie verführt.«

Fühlte ich die Wahrheit, so wollte ich doch nichts von so etwas wissen, nur ich wollte die Schuld auf mich nehmen.

»Bei Gott, Herr Kapitän . . . «

»Schweigen Sie! Schwören Sie nicht!« unterbrach er mich abermals. »Es ist so, wie ich sage. Obgleich ich dies bei meiner Schwester zu beobachten noch nicht Gelegenheit hatte, denn es ist das erstemal, daß ein Mann in ihr Leben eintritt, daß sie einen

[205]

anderen liebt als nur mich, ihren Bruder. – Ja, Herr Kapitän, was aber nun?«

»Nun,« rief ich da plötzlich mit hervorbrechender Begeisterung, denn ich hatte etwas Herrliches zu bekommen, »so will ich auch dieser einzige Mann bleiben, den Atlanta mehr liebt als ihren Bruder!!«

»Sie wollen Sie also heiraten?«

Da war mir doch plötzlich, als ob mir jemand einen Kübel eiskalten Wassers über den Kopf gösse.

»Hei – heiraten? Ach nee. Ach nööö! Das wäre doch schade, mit dem Heiraten hört doch allemal die richtige Liebe auf und . . . «

Diesmal war es ein Lachen, das mich unterbrach, ein schrilles Lachen.

»Heiraten?« wiederholte auch er. »So, wie Sie es meinen? Pshaw! Oder glauben Sie wirklich, ein freier König des Meeres mache sich abhängig von der Formel eines Pfaffen oder eines Standesbeamten? Pshaw!«

»Ganz meine Meinung!« rief ich freudig. »Na dann ist ja alles gut, alles in Ordnung.«

»O nein, noch lange nicht. Da habe doch auch ich ein Wörtchen mitzusprechen.«

»Wieso?«

»Wieso, hahaha!« lachte Anklam, und diesmal klang es ungewungen. »Sie sind ja köstlich! Nun, weil Atlanta meine Schwester ist.«

»Ist Atlanta nicht ein freies Weib? Oder wollen Sie, der Sie sich ein freier Seekönig nennen, die Freiheit eines freigebohrenen Menschen schmälern?«

»Ich bin Kapitän, und das erste, was an Bord gefordert wird, ist Gehorsam.«

»Ja, aber die Seele darf nicht geknechtet werden, so weit geht die Disziplin nicht.«

»Herr, lassen Sie sich etwas gesagt sein: ich bin weniger König als Tyrann. Im besten Sinne des

[206]

Wortes gemeint. Es hat auch edle Tyrannen gegeben . . . «

»Well, so seien Sie ein solcher,« unterbrach ich seine Erklärungen, »geben Sie mir Ihre Schwester, die ich liebe, wie sie mich liebt.«

Er verschränkte wieder die Arme über der Brust und betrachtete mich gedankenvoll.

»Meine Schwester geben, geben – hm. Sie gebrauchen gleich das richtige Wort, sprechen nicht einmal von einer Hand geben. So wird im Orient über das Weib verhandelt. Hm, und Sie gefallen mir, ich möchte Sie ganz gern als meinen Schwager haben.«

»Na also, los!«

»Und was gedenken Sie mit meiner Schwester zu tun?«

»Was soll ich mit ihr tun?« lachte ich. »Sie bleibt an Bord meines Schiffes, als mein Weib, wenn ich auch nicht durch den Segen eines Priesters mit ihr verbunden bin.«

»Hm. Und wenn Sie ihrer überdrüssig sind, geben Sie ihr wieder einen Tritt.«

Himmelbombenelement noch einmal!!

»Herr, was wagen Sie zu sagen!« brauste ich auf. »Sie spielen wohl auf mein Verhältnis mit jener englischen Lady an? Aber das war etwas ganz anderes, da war ich . . . «

»Ruhe, Ruhe!« unterbrach er mich. »Ich weiß, ich weiß. So war das auch gar nicht von mir gemeint, es war ein grober Ausdruck, ich bitte um Verzeihung. Aber glauben Sie nicht, daß Sie auch mit Atlanta einmal Differenzen haben können?«

»Ja, das wäre möglich. Es könnte sogar einmal vorkommen, daß ich mich in ein anderes Weib vernarrte . . . «

»Herr Kapitän Jansen, diese Offenheit gereicht Ihnen zur Ehre, obgleich ich es kaum fassen kann,

[207]

wie Sie so zu mir zu sprechen wagen, da Sie doch soeben um die Hand meiner Schwester anhielten. Na, wir beide scheinen eben ganz besonders geartete Naturen zu sein. Und was würden Sie tun, wenn Sie ihrer überdrüssig wären?«

»Von Ueberdrüssigsein ist überhaupt gar keine Rede. Nur von Differenzen. Unbedingt würde ich mich mit ihr im Guten auseinandersetzen. Fühle ich, daß sie nicht freiwillig geht, würde ich so etwas niemals merken lassen, ich würde sie nach wie vor als mein Weib in allen Ehren halten, sie lieben, wenn es auch gezwungen wäre, was sie aber nimmermehr merken sollte.«

»Das war ein Wort! Auf Ehre?«

»Auf Ehre! Bei jener englischen Lady war das ja etwas ganz anderes. Sie ist es gewesen, die mich treulos verlassen hat, wenn vielleicht auch nur aus einer Laune. Aber ich lasse doch nicht so mit mir spielen. Atlanta hingegen ist eine ganz andere Natur . . . «

»Ja, sie ist zum unbedingten Gehorsam geboren. Sie könnten noch andere Frauen neben ihr haben, sie würde diese sogar lieben, weil Sie sie lieben. Und wenn ihr die Eifersucht Schmerzen verursachte, würde sie sich doch nichts davon merken lassen.«

Ich würde mich selbst gar zu sehr schlecht machen, wollte ich behaupten, diese Offenbarung hätte in diesem Augenblick in meinen Ohren angenehm geklungen. Jedenfalls schwieg ich.

»Nun, Sie sollen meine Schwester haben. Unter Bedingungen!«

»Nennen Sie dieselben!«

»Ich sagte Ihnen, daß ich Sie zu einem freien Seekönig machen könnte.«

»Sie sprachen davon.«

»Sie haben sich wohl schon selbst für solch einen freien Seekönig gehalten.«

[208]

»Herr, da habe ich schon bittere Enttäuschungen erlitten. Ja, ich tat es. Es war mein Traum von Jugend auf. Vor zwei Jahren glaubte ich, ich hätte mein Ideal verwirklicht. Da merkte ich, daß ich an ein launenhaftes Weib gebunden war. Ich kam von ihm los. Jetzt wäre ich frei. Und doch . . . es ist noch immer nicht das Ideal, von dem ich träumte.«

»Wieso nicht?«

»Weil – weil – ich kann es mit Worten gar nicht ausdrücken.«

»Soll ich es Ihnen sagen?«

»Nun?«

»Weil, wenn Ihnen Trinkwasser und Proviant ausgeht, Sie einen Hafen anlaufen müssen; da müssen Sie Papiere vorlegen, vor jedem Kriegsschiffe haben Sie Reverenz zu machen . . . «

»Das ist es, das ist es!!« rief ich.

»Nun, von diesem allen kann ich Sie unabhängig machen.«

»O, bitte, bitte, tun Sie es! Sagen Sie mir dieses Geheimnis!«

»Well, verbünden Sie sich mit mir!«

»Ich bin ja schon Ihr Schwager.«

»Sie sollen noch mehr werden. Wohl will ich Sie zum freien Seekönig machen, der keinen Menschen mehr auf der Welt braucht, keinem Kriegsschiffe mehr die Flagge zeigen muß, aber . . . nur zum Vizekönig kann und will ich Sie machen.«



»Wie meinen Sie das?«

»Auf Ihrer ›Sturmbraut‹ sollen Sie unumschränkter Herr seien, aber Sie stehen unter meinem Kommando. Sie haben mir im Kielwasser zu folgen, und wenn ich Ihnen befehle: segeln Sie dahin, segeln Sie dorthin, so haben Sie zu gehorchen. Aber dieses Gehorchen unter meinem Kommando wird Ihnen sehr leicht fallen.«

»Aber doch immer noch nicht ganz frei.«

[210]

»Es soll sich nur um eine kurze Probezeit handeln, dann werde ich Sie gänzlich freigeben. Nun, wollen Sie unter mein Kommando treten?«

»Ja, Herr Kapitän, was für Geschäfte treiben Sie eigentlich?«

»Das werden Sie schon erfahren.«

»Nein, das muß ich vorher wissen.«

»Trauen Sie mir etwas Schlechtes zu?«

Ich musterte diese edlen Züge.

»Nein.«

»Also wollen Sie mir unbedingten Gehorsam zusichern?«

»Auf wie lange?«

»Sagen wir: auf nur ein Jahr.«

»Gut.«

»Ein Jahr lang führen Sie unbedingt alles aus, was ich Ihnen befehle?«

»Ja.«

»Ihre Hand darauf!«

Ich gab sie ihm.

»Also abgemacht! Und wissen Sie, wer ich bin?«

Ich blickte ihn an. Warum wurde sein Gesicht plötzlich so furchtbar höhnisch?

»Kapitän Anklam.«

»Das ist nur ein angenommener Name, das hat Ihnen doch schon Atlanta gesagt.«

»Wer sind Sie denn sonst?«

»Ahnen Sie nichts?«

»Nein. Für mich genügt, daß Sie ein Ehrenmann sind.«

Da verzerrte sich das schöne, edle Männerantlitz zu einem grimmigen Lachen, und während er meine Hand losließ und in seine Rocktasche griff, erklang es unter diesem schrecklichen Lachen:

»Sie ahnen wirklich nicht, was für einen

[211]

Schwager Sie bekommen haben? Ich – bin – die Hyäne des Meeres ... ich bin Kapitän Ralph Berseck!!«

Klatsch!

#### KAPITÄN BERSECK.

Ja, er hatte mir etwas ins Gesicht geklatscht, was mich augenblicklich bewußtlos gemacht.

Als ich wieder zu mir kam, hatte ich miserable Kopfschmerzen, die ich sonst gar nicht kannte, und noch miserabler war's mir moralisch zumute.

Kapitän Ralph Berseck!!

An meiner Ahnungslosigkeit war eigentlich nur Lord Seymour schuld. Der hatte ihn doch persönlich kennen gelernt, der hätte mir doch etwas davon sagen können, was für ein bildschöner Mann mit scheinbar edlem Charakter das dem Aeußeren nach war, wie man sich in dem täuschte.

Denn ich hatte mir doch natürlich in dem Verserker, der ein ganzes Hafentädtchen in Brand gesteckt, Frauen geraubt hatte und dergleichen mehr, einen blutschnaubenden Wüterich vorgestellt.

Doch Lord Seymour war ja gleich im Anfange unterbrochen worden, und auch Tischkoff schien noch nichts von diesem Manne gewußt zu haben.

Kapitän Ralph Berseck!

Und dieses schöne Weib seine Schwester!!

Und ich liebte sie, liebte sie wirklich!

Ja, mir war sehr miserabel zumute.

Dann sah ich mich zunächst in dem Raume um, in dem ich mich befand. Es war darin nicht viel zu sehen.

Er war ganz vorn im Schiff, ziemlich lang – ich hatte gute zehn Schritte zu machen, um ihn zu

[212]

durchmessen – enthielt eine Koje, von deren Seite Tisch und Bank herunterzuklappen waren, und dann stand in der Mitte noch ein Postament, das ich für eine Bussole hielt, aus der man den Kompaß genommen hatte. Ich schenkte dem Dinge vorläufig gar keine Aufmerksamkeit.

Auf jeder Bordwand befanden sich zwei Bollaugen, desgleichen noch vorn eins, so daß ich das Meer nach drei Seiten überblicken konnte, nur nach hinten nicht.

Am meisten interessierte mich die hintere Wand, die mich von dem übrigen Schiffe abschloß. Sie war von Eisen, und nur einige Fugen ließen erkennen, daß hier eine Tür und wohl auch noch ein kleines Fenster angebracht war, aber eben geschlossen, alles Eisenplatten, ohne Klinke und Riegel.

O, das sah böß aus!

Da knackerte es dort an der Wand, die in Brusthöhe eingelassene Platte ging zurück, eine Oeffnung zeigte sich, noch nicht so breit, daß ein normaler Mensch seine Schultern durchzwängen konnte, und ich erblickte das klassische, edle Gesicht des Spitzbubenkapitäns.

»Wie befinden Sie sich, Herr Schwager?«

Er hatte es nicht spöttisch gesagt, weil er dessen wahrscheinlich gar nicht fähig war – aber das lag ja in der Anrede.

Well, ich wollte darauf eingehen. Mein Plan war gefaßt. Ein Toben hatte hier doch gar nichts genützt, wäre lächerlich gewesen. Schließlich war das überhaupt so ein Abenteuerchen, wie ich es

liebte, und das mit meiner Liebe zu der schönen Schwester darf man nicht gar zu tragisch nehmen.

Also ich baute mich auf und steckte die Hände in die Hosentaschen.

»Danke für gütige Nachfrage. Was haben Sie

[213]

mir denn da eigentlich ins Gesicht geklatscht? Ich habe riesige Kopfschmerzen davon bekommen.«

»Es war ein mit einem Betäubungsmittel getränkter Schwamm.«

»Ja ja, das kann ich mir schon denken. Und warum das?«

»Weil ich es für besser hielt, erst einmal durch eine Sicherheitswand mit Ihnen zu sprechen.«

»Fürchten Sie sich denn vor Ihrem Schwager?«

»Lassen wir den Scherz beiseite, sprechen wir erst einmal ernsthaft zusammen.«

»Ja, und Ihr Schwager bin ich noch lange nicht. Ich danke für diese Ehre.«

»Was wissen Sie von mir?«

»Daß Sie ein Bluthund sind.«

»Keine Einzelheiten?«

»Daß Sie ein spanisches Schiff gekapert haben und die ganze Mannschaft über die Klinge springen ließen, und daß Sie erst vor kurzem eine harmlose Hafenstadt auf den Philippinen mit Feuer und Schwert verwüstet und einige Dutzend Weiber als Sklavinnen fortgeschleppt haben.«

»Mehr wissen Sie nicht?«

»Mehr konnte Lord Seymour mir wenigstens nicht erzählen.«

»Da wußte der edle Lord sehr wenig von mir. Ich habe allein in dem letzten Jahre sieben Schiffe gekapert. Aber diese Unwissenheit ist begreiflich. Ich Sorge stets dafür, daß das Schiff spurlos verschwindet und kein Mensch mehr davon erzählen kann, und so kommt das Schiff einfach auf die Liste der Verschollenen, es ist eben untergegangen.«

Ich starrte den Sprecher an – langsam, die Bewegung verdeckend, griff ich hinter mich, wo am Gürtel mein Dolchmesser hing – die Scheide war noch da, aber das Messer hatte man mir abgenommen.

[214]

Der Kapitän hatte die Bewegung dennoch bemerkt und wußte sie sich zu erklären.

»Ich hoffe, Sie wollen Ihrem Schwager nicht nach dem Leben trachten.«

»Bestie!« knirschte ich zwischen den Zähnen hervor.

»Was wollen Sie? Ich bin ein selbständiger König und habe aller übrigen Welt den Krieg erklärt. Ich bin ein moderner Raubritter. Fangen Sie bloß nicht von Unmoral und dergleichen an. Ich will Ihnen für mein Tun Argumente vorbringen, von denen jedes einzelne wie ein Keulenschlag wirken soll. Ich bin ein König von Gottes Gnaden, und ehe ich ein Schiff überfalle, bete ich zu Gott um Sieg – so wie jeder andere König und sein Volk es tun.«

Ach – wehe! – das war der erste Keulenhieb gewesen, den ich nicht parieren konnte – gerade ich nicht, der ich auf einsamer Nachtwache so viel über das Treiben dieser Welt nachgesonnen hatte – dem es manchmal wie Schuppen von den Augen fällt!

Du stolzes England freue dich,

Dein König geht und kämpft für dich ...

... um sengend und mordend in ein friedliches Land einzufallen, um ein glückliches Volk, das niemals an Krieg gedacht hat, in Sklavenketten zu schlagen, um es bis aufs Blut auszusaugen – und dann kriechen die anderen Nationen diesem stolzen England bewundernd zu Füßen – und seine Königstöchter werden von anderen Fürsten gefreit, eifersüchtig buhlt man um ihre Gunst – und die anderen Nationen suchen es diesem Raubritterstaat nachzuahmen, alles von Rechts wegen unter Anrufen von Gottes Gnade – und ...

Doch genug, genug!! Der Mensch ist das furchtbarste und unbarmherzigste Raubtier dieser Erde und dabei nicht einmal so ehrlich wie seine vierbeinigen

[215]

Kameraden, die ihren Blutdurst wenigstens nicht beschönigen wollen.

Ich hatte mich wieder gefaßt, blickte der Sache kalt ins Auge.

»Und ich soll mich mit Ihnen verbünden?«

»Ja!«

»Als Pirat?«

»Ja!«

»Unter dieser Bedingung wollen Sie mir ihre Schwester zum Weibe geben?«

»Ja! Sagen Sie nur gleich: zur Geliebten.«

»Weiß denn Atlanta von Ihrem räuberischen Treiben?«

»Selbstverständlich! Das kann ihr doch nicht verheimlicht werden.«

»Und sie ist mit dem Treiben ihres Bruders einverstanden?

»Gewiß! Warum soll sie nicht? Bedenken Sie doch nur: Schon unser Vater betrieb das Piratenhandwerk, allerdings nicht wie wir, sondern mit Konzession, damals im spanischen Krieg, er hatte einen Kaperbrief, pürschte auf französische Schiffe. Aber schließlich ist das doch genau dasselbe. Wir haben uns die Konzession selbst erteilt, von Gottes Gnaden, verstehen Sie! Kurz, Atlanta ist von klein auf an Kanonendonner und Kriegsgeschrei und rauchendes Blut gewöhnt. Ihr Bruder setzt das Gewerbe des Vaters fort, nur auf eigene Faust, aber sonst . . . daß die besiegte Mannschaft über die Klinge springen muß, ist ihr etwas ganz Selbstverständliches, sie kennt den Lauf der Welt eben gar nicht anders.«

Er hatte recht, furchtbar recht!!

Geht mir doch weg mit eurer ganzen ethischen Moral! Ein Unsinn ist diese Moral, welche dem sogenannten Gewissen entspringen soll. Das ist alles nur Sache der Erziehung. Darauf haben schon andere Geister hingewiesen, als ich einer bin. Daß der  
[216]

Kannibale den besiegten Feind auffrißt, ist seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, das ist seine Moral, und tut er es nicht, dann schlägt's ihm aufs Gewissen!

Etwas anderes ist es, wenn man seine Moral durch eigenes Nachdenken entwickelt. Aber wer ist solch ein selbständiger Kopf? Ein tausendstel Prozent der Menschheit. Sie sind zu zählen: Buddha, Christus, Zoroaster, Mohammed – die griechischen Philosophen wie Zeno, Pythagoras, Sokrates, Plato – ferner Spinoza, Kant, Fichte, Schopenhauer ... aber dann hört es bald auf. Das sind die bekannten, welche eine Moral geschaffen, durch eigenes Nachdenken wirklich erfunden haben, und die anderen tausend Millionen, welche die Erde bevölkern, plappern diese Moral gedankenlos nach. Oder sie sind mit diesen Ansichten über Gut und Böse einfach geimpft worden. (Und da kommt ein Nietzsche und wirft bei unreifen Köpfen alles wieder über den Haufen.)

»Und auch Atlanta beteiligt sich an diesem Mordgewerbe?«

»An diesem Kriegsgewerbe? Sie meinen mit Pistole und Enter-säbel? O nein, was glauben Sie wohl! Die ist sanft wie eine Taube, unschuldig wie ein Engel. Die kann nur Wunden heilen, nicht schlagen. Die kann nicht einmal einen Wurm töten. Oder können Sie sich das nicht zusammenreimen?«

O doch, ich konnte es, ich konnte es!!

Es gibt nichts Neues unter der Sonne, alles ist schon dagewesen.

In meiner Kindheit beherrschten Ritterromane die Literatur. Ich wußte Bescheid.

Da ist so ein blutrünstiger Raubritter, der harmlose Kaufleute und Wanderer überfällt, er foltert sie auf entsetzliche Weise, um

ihnen Geld und Geheimnisse zu erpressen – ein Bluthund durch und durch – und zu Hause auf seiner Burg waltet sein Weib, ein [217]

Engel durch und durch – und sie tröstet und speist weit und breit nicht nur die Armen, sondern sie pflegt auch mit Liebe ihren verwundeten Mann und seine Mordgesellen, ja, sie betet diesen ofenkundigen Schuft sogar an – und für alles das wird sie dann heilig gesprochen.

Das ist kein Roman, sondern Historie!

Ich mußte dies alles anführen, um zu rechtfertigen, wie ich mich dann benahm, wie ich diese ganze Sache kaltblütig auffaßte.

»Geben Sie mir Ihre Schwester,« war mein nächstes Wort.

In dem Gesicht an der Oeffnung leuchtete es freudig auf.

»Also Sie wollen sich mit mir verbünden?«

»Um friedliche Schiffe und Ortschaften zu überfallen und zu plündern? O nein, wofür halten Sie mich wohl!«

»Für einen tüchtigen Mann, der anders denkt als die übrigen Schwächlinge dieser Erde, welche allein von der Macht beherrscht wird, welche dem Kühnsten und dem Stärksten gehört . . . «

Und er philosophierte weiter mit gewandten Worten, was ich hier nicht wiedergeben will. Es ist eine gar gefährliche Philosophie. Und mochte er auch in gewisser Beziehung recht haben, mochte er auch eine furchtbare Wahrheit aussprechen – ich setzte dem allen ein einfaches Nein entgegen.

»Begeistert Sie denn das gar nicht, was ich Ihnen da schildere?«

»Nein.«

»Ich mache Sie wahrhaftig zum freien König des Meeres.«

»Aber in solcher Weise möchte ich es nicht werden, nicht für alle Schätze der Welt. Ich bin nicht zum Piraten geschaffen . . . «

[218]

»Haben Sie nicht auf eigene Faust gegen Argentinien und Uruguay Krieg geführt?«



»Machen Sie sich doch nicht lächerlich, ziehen Sie nicht solch ungeheuerliche Vergleiche! Ist dabei Blut geflossen?«

»Das weiß ich allerdings nicht . . . «

»Und selbst wenn es geschehen wäre – an diesen meinen Händen klebt kein unschuldiges Blut.«

In der Ekstase der Worte hielt ich ihm meine beiden Hände hin.

»Aber es wird noch daran kommen,« war seine ruhige Entgegnung.

»Unschuldiges Blut? Niemals!«

»Kapitän, machen Sie mir doch nichts vor! Sie sind zum Piraten geboren – kein Mensch entgeht seinem Schicksal – auch Sie werden dereinst noch sogenannte friedliche Schiffe mit Pistole und Entersäbel im Sturm nehmen, sie ausrauben und die besiegte Mannschaft den Haifischen ausliefern.«

Ich war im ersten Augenblick ob dieser mit der größten Zuversicht gesprochenen Worte wahrhaft entsetzt.

»Was – wagen Sie da zu behaupten?!« rief ich außer mir.

»Die Wahrheit.«

»Mensch, woher wollen Sie denn das wissen?«

»Aus den Linien Ihrer Hände. Sie wissen doch, daß meine Mutter eine Zigeunerin war. Von der habe ich diese Kunst nicht nur gelernt, sondern bei mir ist das eine Gabe, die ich mir selbst nicht erklären kann. Und bei mir ist das so ausgeprägt, daß ich das schon von weitem unterscheide, ja, ich kann sogar im Finstern aus der Hand lesen, mit geschlossenen Augen – es ist wie eine Ahnung, die mich überkommt, der Schleier der Zukunft lüftet sich vor meinen geistigen Augen. Doch zeigen Sie Ihre Hände noch einmal her!«

Ganz unbewußt tat ich es, und seine Augen

[219]

nahmen einen sonderbaren, starren Ausdruck an, als er meine Hände betrachtete, immer noch in einiger Entfernung.

»Gewiß,« sagte er dann, »es wird nicht einmal ein Jahr vergehen, so werden Sie denselben Beruf ergriffen haben wie ich, Sie werden ein professioneller Seeräuber sein . . . «

Ich steckte die Hände in die Hosentaschen, drehte mich um und schritt nach vorn. Ich wollte nichts mehr hören.

»An solchen Mumpitz glaube ich nicht,« sagte ich nur noch.

Dabei aber mußte ich mich zwingen, nicht an jenen Graf Axel zu denken, der mir von der Kunst der Chiromantie ja schon einmal einen wunderbaren Beweis geliefert hatte, allerdings nach rückwärts, aus meinem früheren Leben, von dem er aber unmöglich etwas hatte wissen können.

»Sie verlangten vorhin doch noch immer meine Schwester von mir,« erklang es dann wieder.

Ich wandte mich wieder um.

»Ja.«

»Sie lieben sie also wirklich?«

»Jetzt kommt es mir hauptsächlich darauf an, das Mädchen, welches Sie als ganz unschuldig schildern, und woran ich auch gar nicht zweifle, dieser Umgebung zu entreißen.«

»Sehr edel von Ihnen,« erklang es zurück, immer ohne jeden Spott, »wenn auch etwas egoistisch – aber daraus wird natürlich nichts.«

»Daß Sie mir Ihre Schwester nicht so umsonst geben, finde ich begreiflich. Nun, dann kann eben nichts daraus werden – ich verzichte.«

»Gut, aber Sie werden hier bei mir bleiben.«

»Sie wollen mich gefangen halten?!« fuhr ich auf.

»Es bleibt mir nichts anderes übrig. Uebrigens haben Sie mir doch schon Ihre Zusicherung gegeben,

[220]

durch Ihren Handschlag bekräftigt, daß Sie sich ein Jahr lang unter mein Kommando stellen wollen.«

Ich konnte nur lachen.

»Jetzt machen Sie sich wirklich lächerlich. Sie können glauben, daß ich mich jetzt noch gebunden fühle? Nein, mein Herr, da brauchte ich nicht einmal mein eigenes Gewissen zu fragen, diese Entscheidung würde ich jedem Gerichte, jedem Menschen überlassen, der nicht einmal ein besonderer Ehrenmann zu sein braucht.«

»Well, ich will Ihnen nicht widersprechen – aber an meiner EntschlieÙung ändert das nichts.«

»Sie wollen mich hier gefangen halten?«

»Sicher!«

»Ein Jahr lang?«

»So lange wird das nicht einmal nötig sein, denn noch vor Ablauf eines Jahres werden Sie selbst freiwillig zum Seeräuber geworden sein.«

»So tun Sie, was Sie nicht lassen können!« entgegnete ich und wandte ihm abermals den Rücken.

»Nein, nein, sprechen wir noch etwas weiter darüber. Wissen Sie, welches Schiff das nächste sein wird, welches ich kapern werde?«

Ich antwortete nicht mehr, blickte durch ein Bollauge.

»Ihre ›Sturmbräut‹.«

Da allerdings fuhr ich wie vom Blitz getroffen herum.

»Oho, das probieren Sie mal!!«

»Sie werden es erleben. Wie will denn das überhaupt Ihre Mannschaft verhindern? Ich bin auf dem Meere einfach allmächtig. Ohne einen Schornstein aufzurichten, ohne am Tage Rauch und in der Nacht einen Funken zu zeigen, kann ich mit einer Geschwindigkeit von zweiundzwanzig Knoten in der Stunde dampfen – dank der genialen Erfindung jenes deutschen Ingenieurs, dessen Zeichnungen ich

[221]

annektiert habe. Desgleichen unfehlbar sind meine Geschütze, weiter tragend als alle anderen . . . «

»Das haben Sie mir aber nicht bewiesen,« fiel ich ihm spöttisch ins Wort.

»Wieso nicht?«

»Nun, das war doch hier dasselbe Schiff, welches ich gestern verfolgte.«

»Jawohl. Nur etwas anderes herausstaffiert.«

»Und Sie konnten mich mit Ihren Kugeln ebensowenig erreichen, wie ich Ihr Schiff.«

»Das war Absicht, Verstellung. Ich hätte Sie sofort in Grund schießen können. Ich habe mit Ihnen nur gespielt. Ich wollte Ihre ›Sturmbraut‹ schonen.«

»Schonen, weshalb?«

»Nun, weil ich mich eben mit Ihnen verbinden will. Ihre ›Sturmbraut‹ soll mir Beistand leisten.«

»Gehen Sie, Sie sind ein Aufschneider!« sagte ich verächtlich, so unbehaglich mir auch bei diesen Eröffnungen zumute wurde.

»Sie sollen erleben, wie ich Ihre ›Sturmbraut‹ nehmen werde. Wenn nicht mit Gewalt, um Ihr Schiff und Ihre Mannschaft für meine späteren Zwecke unbeschädigt zu erhalten, dann mit einer List. O, was meinen Sie wohl, was für Schliche ich kenne! Also passen Sie auf! Sie haben ein bequemes Mittel, um alles beobachten zu können. Nach vorn und seitwärts haben Sie ja durch die Bollaugen freie Aussicht. Aber Sie können auch nach hinten beobachten. Betrachten Sie sich dort den Apparat, der wie eine Bussole aussieht!«

Ganz mechanisch folgte ich der Aufforderung. Zu meiner Verwunderung bemerkte ich erst jetzt, daß auf dem Postament ein flacher Spiegel angebracht war.

»Sie erblicken in diesem Spiegel alles, was sich hinter diesem Schiffe befindet. Ich weiß nicht, was jetzt darin ist. Was sehen Sie?«

[222]

»Es scheint das Meer zu sein.«

»Wohl, so ist jetzt dieses darin. Sie können aber auch das Deck dieses Schiffes hineinbringen. Drehen Sie nur den Spiegel. Sie werden sich schnell hineinfinden. – Nun haben Sie sich wohl, Herr Kapitän, Sie werden mit allem versorgt, was Sie brauchen. Dort an dem Postament der weiße Knopf, das ist eine elektrische Klingel, benutzen Sie sie nur, wenn Sie irgend etwas wünschen – auf Wiedersehen, und hoffentlich haben Sie sich dann eines Besseren besonnen.«

#### WAS ICH IM SPIEGEL BEOBACHTETE.

Die Oeffnung in der Wand hatte sich wieder geschlossen.

Wie mir zumute war, läßt sich denken. Zunächst fand ich einige Zerstreuung dadurch, daß ich die Spiegelvorrichtung untersuchte.

Der Spiegel hatte Handgriffe und ließ sich ziemlich nach allen Richtungen drehen, allerdings nicht vollständig um seine Axe, und bald fand ich mich zurecht, brachte das aufgewirbelte Kielwasser hinein und dann auch das Deck, konnte dieses entlang verfolgen, aber nicht weiter als bis zum Vordermaste.

Dann ließ sich der Spiegel wohl noch etwas weiter drehen, aber es kam nichts mehr hinein, nur noch, wenn ich mich darüberbeugte, mein eigener Kopf, über welchem ich dann die Decke dieses Raumes sah.

Was hier vorlag, hatte ich bald heraus. Ich war ja vorhin bei der Musterung des Raumes unterbrochen worden. So gewährte ich erst jetzt, daß auf der hinteren Seite an der Decke ebenfalls ein Spiegel eingelassen war, der sich mitdrehte, wenn ich diesen

[223]

hier an der Bussole bewegte, aber wohl immer in entgegengesetzter Richtung.

Es handelte sich hier also um eine Reflexspiegelung. Der obere Spiegel nahm die hinter dem Schiffe liegenden Bilder und auch noch das Deck auf und projizierte es auf diesen Spiegel in der Bussole.

Wie freilich die Bewegung zustande kam, übertragen wurde, das war und blieb mir unklar. Von einem Hebelwerk oder dergleichen war nichts zu bemerken. Ich mußte an eine elektrische Übertragung denken. Doch das war für damalige Zeiten etwas Außerordentliches. Ich verstand überhaupt gar nichts von der Elektrotechnik.

Jedenfalls eine höchst sinnreiche Vorrichtung! Offenbar war dies hier der Posten für den Ausguck haltenden Matrosen, nur daß dieser nicht, wie sonst üblich, auf der erhöhten Back zu stehen brauchte – noch früher haben sie in dem jetzt abgeschafften Mastkorb gesessen – hier wie da allen Unbilden der Witterung preisgegeben, immer in Gefahr, von der überdammenden See fortgespült zu werden. Vollends der Mastkorb hat sich aus verschiedenen Gründen gar nicht, bewährt.

Hier aber hatte der betreffende Mann bei aller Sicherheit ständig das ganze Meer im Auge, im Spiegel sogar die hintere Seite, ohne deshalb nach hinten blicken zu müssen.

Wie ich noch so experimentierte, sah ich in dem Spiegel plötzlich ein großes Schiff, gleich als Kriegsschiff erkennbar, und jetzt zeigte es auch die französische Kriegsflagge, senkte sie und hißte sie wieder – es forderte die Nationalität des in Sicht gekommenen Schiffes, und es konnte sich nur um dieses hier handeln; denn wie ich den Spiegel auch drehte, es war kein anderes zu erkennen.

Jetzt brauchte ich den Spiegel nur etwas nach  
[224]  
vorn zu drehen, und ich bekam das über mir befindliche Deck hinein.

Die Matrosen liefen und standen herum, auch den Kapitän konnte ich deutlich erkennen. Aber dem Gebote des Kriegsschiffes kamen sie nicht nach, es wurden keine Flaggen gehißt.

Da donnerte ein Kanonenschuß, das Kriegsschiff hatte ihn gelöst, um seinem Befehle Nachdruck zu geben.

Gleichzeitig qualmten aus seinen beiden Schloten mächtige Rauchwolken empor, ich konnte in dem Spiegel ganz deutlich bemerken, wie das Kriegsschiff, den Bug diesem hier zugewendet, seine Fahrt beschleunigte, ebenso aber gewährte ich, wie sich die Entfernung zwischen den beiden Schiffen mit rapider Geschwindigkeit vergrößerte.

Jetzt, als ich den Spiegel wieder nach dem Deck lenkte, sah ich, daß Flaggen gehißt wurden, und ich hatte diese so weit im Kopfe, um buchstabieren zu können.

»Ozeana«, Kapitän Ralph Berseck!«

Wie, der Seeräuber gab sich zu erkennen?!

Doch ich brauchte mich nicht mehr zu wundern, hätte auch nicht zu sehen brauchen, wie jetzt die Seeräuber höhnisch lachend nach dem Kriegsschiffe zurückwinkten. Von diesem donnerte es mehrmals auf, aber die Kugeln oder Granaten konnten dem Seeräuberschiffe nichts mehr anhaben, dieses war bereits zu weit entfernt.

Dann verlor ich das Kriegsschiff aus dem Auge oder vielmehr aus dem Spiegel.

Und nun konnte ich sinnen.

Gewiß, die ›Ozeana‹ war mindestens doppelt so schnell gefahren, wie jenes Kriegsschiff dort.

Was für eine wunderbare Maschine war das nur, welche dieses Fahrzeug im Bauche hatte? Kein Rauch, keine Funken, wie der Kapitän gesagt, ich selbst hatte

[225]

vorhin keinen Schornstein gesehen – das allerwunderbarste aber für mich war, daß auch nicht das geringste von einem Zittern der Schiffsplanken zu verspüren war.

Ja, wenn man solch eine geheimnisvolle Maschine besaß, die eine derartig ungeheure Schnelligkeit entwickelte – noch dazu

für damalige Zeiten! – dann allerdings brauchte man kein Kriegsschiff zu fürchten, dann konnte man sich wirklich den Herrn und König aller Meere nennen!

Als sich Kapitän Berseck bei Fanafute gezeigt, hatte sein Schiff einen Schornstein gehabt, aus dem Rauch gequollen war, und unter Volldampf war er abgefahren. Das durfte mich nicht beirren. Da hatte er eben mit schlauer Berechnung seinem Schiffe das Aussehen eines echten Dampfers gegeben, er maskierte es ja ständig.

Hatte er aber nicht auch gesagt, er besäße ebenso Kanonen, welche weiter trügen, als alle anderen bisher bekannten? Warum benutzte er sie jetzt nicht, um dem Kriegsschiffe wenigstens eins auszuwischen, schon in genügender Entfernung, daß er selbst nicht mehr beschädigt werden konnte?

Ich wußte es nicht.

Wenn ich aber nun auch das mit den Kanonen für Renommage zu halten geneigt war – das mit der ungeheueren Schnelligkeit war Tatsache, davon hatte ich mich selbst überzeugt, und ... ich war entsetzt ob dieser furchtbaren Macht, die einem einzelnen Menschen in die Hände gegeben war, der diese Macht nur zum Bösen mißbrauchte.

Zunächst beschäftigte ich mich immer noch mit dem Spiegel. Es war ein amüsanter Zeitvertreib, lenkte meine Gedanken ab, und dann galt es doch auch, das Treiben dieser Piratengesellschaft zu beobachten.

Ich sollte alsbald Zeuge einer merkwürdigen Szene  
[226]

werden, die sich an Deck abspielte, und die ich mir nicht erklären konnte.

Aus einer Luke sah ich den Steward auftauchen, eine große Schüssel balancierend, auf der etwas Rauchendes lag.

Dies alles konnte ich in dem klaren Spiegel ganz deutlich unterscheiden, sah selbst den leichten Dampf aufwirbeln. Was das



auf der Schüssel war, konnte ich freilich nicht erkennen, so weit ging die Deutlichkeit des Spiegelbildes doch nicht.

Nun, jedenfalls war es eine Schüssel Essen; denn die Mittagszeit war herangekommen. Bestimmt war die Speise wahrscheinlich für den Kapitän, vielleicht noch für seine Schwester, oder auch für die Offiziere; denn der Steward schlug den Weg nach hinten ein, nach dem Kajüteneingange, während ich mich ganz vorn im Schiffe befand.

Der Steward hatte erst einige Schritte gemacht, als ich Atlanta auftauchen sah.

Die Gestalt in dem grünen Gazeleid gab mir einen Stich durchs Herz. Doch was ich weiter beobachtete, ließ mich alles andere vergessen.

Atlanta hatte an dem ihr begegnenden Steward achtlos vorübergehen wollen, da verriet mir der Spiegel mit unverkennbarer Deutlichkeit, wie sie plötzlich stutzte, und mit einem Schritt hatte sie dem Steward den Weg vertreten.

Es entwickelte sich eine stumme Pantomime. Denn ich konnte ja im Spiegel nur die kleinen Figürchen sich bewegen sehen, zu hören war natürlich kein Wort.

Atlanta deutete auf die dampfende Schüssel, der Steward antwortete, zuckte mit den Schultern – Atlanta winkte, Kapitän Berseck kam herbei – zwischen Bruder und Schwester entstand ein heftiger Wortstreit, besonders Atlanta gestikulierte heftig – der Kapitän wollte, daß der Steward weiter ginge, befahl ihm mit der ausgestreckten Hand gebieterisch –

[227]

plötzlich aber riß ihm Atlanta die Schüssel aus den Händen, diese flog durch die Luft, jedenfalls über Bord, was ich im Spiegel nicht mehr beobachten konnte.

Dann sah ich noch, wie sich des Kapitäns Gesicht in grimmigem Hohne verzerrte, wahrscheinlich lachte er auch, Atlanta hingegen erhob die Arme, als wolle sie die Hände über dem Kopf

zusammenschlagen, oder aber als wolle sie beten, sie blickte auch zum Himmel empor, dabei sah ich auch ihr verzweifelttes Gesicht – dann schüttelte sie wieder gegen den Bruder die geballte Faust, jedenfalls unter den heftigsten Worten – jetzt war es der Kapitän, welcher die Achseln zuckte – dann legte er seinen Arm um die Taille der Schwester, wollte sie an sich ziehen, aber sie riß sich mit einer Gebärde des Abscheus los, schien in krampfhaftes Weinen auszubrechen ... da verschob sich der Spiegel durch einen kleinen Ruck, und ich konnte die beiden nicht wieder hineinbringen. Wahrscheinlich hatten sie auch schon wieder das Deck verlassen.

Was hatte das zu bedeuten gehabt? Ich machte mir wenig Kopfschmerzen darüber. Vielleicht handelte es sich nur um eine Speise, welche nicht nach Atlantas Geschmack war. Dann mußte sie aber ein sehr launenhaftes Weib sein, daß sie gleich die ganze Silberschüssel über Bord warf. Oder der Bruder hatte sie dazu erst gereizt.

Na, mir sollte dies alles jetzt sehr gleichgültig sein.

Dann beobachtete ich weiter, wie Matrosen Essen holten, ebenfalls aus jener Luke heraus, welche also zur Küche führte. Alles wichtig für mich zu wissen, ich wollte nur immer weiter so beobachten.

Auch zwei rußige Gesellen holten große Schüsseln. Das waren Heizer – also Kohlenfeuerung!

Da tauchte aus derselben Luke das grüne Gazekleid empor – Atlanta, ebenfalls eine dampfende

[228]

Schüssel tragend. Aha, die hatte etwas in den Kopf bekommen, die wollte sich, trotzig, nicht mehr vom Steward bedienen lassen, der ihr vorhin eine Speise hatte bringen wollen, die ihrem Gaumen nicht behagte, sie holte sich selber jetzt ihr Essen aus der Küche. Echte Frauenmanier!

Sie schritt nach achtern – ich amüsierte mich, wie nett sie zu balancieren wußte, denn das Schiff schlingerte mächtig, und das Tragen einer nur halbvollen Back, oder, wie die Landratten sagen, einer Schüssel, will gelernt sein – sie verschwand im Kajüteneingang.

An Deck wurde es leer. Jetzt tauchte aus jener Luke eine weiße Gestalt auf, auch mit weißer Mütze – der Schmutje, der Schiffskoch, der nach getaner Arbeit einen Mund voll frische Luft nehmen wollte.

Jetzt kam wieder der Kapitän . . .

Da knackerte es bei mir an der Wand, das Fenster ging auf, und . . . ich sah das grüne Gazekleid schimmern!

»Herr Kapitän!« sagte die so lieblich klingende Stimme.

Ich war an der Oeffnung. Da schob sich noch ein Brett herein, eine Eisenplanke, die sonst draußen befestigt sein mußte, und auf dieses ward die große, silberne Schüssel gesetzt, von zarten, weißen Händen gehalten.

Es war dieselbe Schüssel, die ich vorhin gesehen – Atlanta hatte sie mir selbst gebracht!

»Klappen Sie erst den Tisch von der Koje herab, die Schüssel paßt in die Klammern.«

Ich tat es, ging wieder hin nach der Oeffnung, um ihr die Schüssel abzunehmen, eine moderne Schiffsback, welche zahlreiche Fächer enthielt, in denen sich Fleisch, Kartoffeln und verschiedenes präserviertes Gemüse befanden, durch Scheidewände voneinander getrennt. Um das Essen auf dem schlingernden

[229]

Schiffe zu servieren, bedarf es ja besonderer Vorrichtungen, übrigens habe ich solch ähnliche Schüsseln auch in Hotels auftragen sehen, Platten mit verschiedenen Fächern, in denen die einzelnen Haupt- und Nebenspeisen liegen, um nicht alles einzeln servieren zu müssen. Auf dem Schiffe müssen diese Platten natürlich einen hohen Rand haben, es werden Terrinen daraus.

Aber ich bekam die Schüssel noch nicht gleich.

Ein geisterbleiches Gesicht war es, welches sich jetzt zu der Oeffnung niederbeugte, gar nicht zu vergleichen mit der gesunden Farbe, die ich früher gesehen, und geisterhaft auch blickten die schwarzen Augen.

Sie hielt die Schüssel an den Henkeln also noch immer mit ihren weißen Händen fest.

»Ihr Mittagessen, Herr Kapitän.«

»Ich danke sehr.«

»Ich werde es Ihnen immer selbst bringen – alles Essen.«

»Sehr liebenswürdig von Ihnen.«

»Und sollte ich es Ihnen einmal nicht selbst bringen können – ein anderer kommt – Sie werden – Sie werden – niemals – niemals Fleisch essen!«

Mit zitternder Stimme hatte sie es hervorgestoßen, es kaum herausgebracht.

Und mein Stutzen läßt sich denken.

»Weshalb denn nicht?!«

»Weil ... weil ...«

Ihr keuchender Atem versagte.

»Man will mich vergiften?!«

»O nein, aber ... aber ... ich kann es nicht sagen. Nicht wahr. Sie werden niemals eine Fleischspeise irgendwelcher Art essen, wenn nicht ich selbst sie gebracht habe, wenn Sie die Schüssel nicht aus meiner Hand empfangen?«

Was sollte ich davon denken? Na, hier waren

[230]

ja mehr Rätsel, und ich war auch gegen eine Seeräuberin immer galant, das herrschte jetzt vor.

»Es wird mir nicht schmecken, ich werde nichts zum Munde führen, was ich nicht aus Ihrer schönen Hand erhalte,« entgegnete ich also galant.

»Nur Fleischspeisen ...«

»Nein, ich werde überhaupt nichts mehr annehmen, was ich nicht aus Ihren eigenen Händen empfangen. Lieber werde ich verhungern.«

Mit seltsam großen Augen blickte sie mich an.

»Wirklich?«

»Wahrhaftig! Aber ich hoffe, daß Sie mich nicht verhungern lassen werden. Denn das ist meine allerschwächste Seite.«

»Ich ... danke Ihnen ... danke Ihnen,« erklang es hauchend.

Endlich hatte ich die Schüssel in meine Hände bekommen, trug sie nach der Koje und schob den unteren Rand in die übergreifenden Schienen der heruntergeklappten Tischplatte, befestigte sie mit einer zweiten Schiene.

»Nun sagen Sie aber mal, geehrte Atlanta,« fragte ich dabei, und ich hätte gar nicht so zeremoniell zu sein brauchen, wir waren doch schon ziemlich vertraut geworden, und das wollte ich jetzt noch ausnutzen, »was ist das nun eigentlich ... «

Knacks, hatte es in der Wand gesagt, und die Oeffnung war schon wieder geschlossen.

Verdammt und zugenäht! Schnell sprang ich hin, klopfte stark gegen die Eisenwand – vergebens. Sie kam nicht wieder.

Dann mußte ich das nächste Mal besser aufpassen. Die Gelegenheit, dieser weiblichen Person des Piratenschiffs, der ich schon die Lippen geküßt, nun auch noch näher auf den Zahn zu fühlen, durfte ich mir doch nicht entgehen lassen.

Dann machte ich mich über die einzelnen Fächer

[231]

der großen Terrine her. Delikat! Messer und Gabel fehlten, in der seitlichen Klammer steckte nur ein Löffel. Gerade wie im Zuchthaus, daß man nicht ein Instrument in die Hand bekommt, mit dem man dem Wärter die Gurgel durchschneiden kann oder sich selbst die Pulsader.

Es war auch nur ein Löffel nötig. Die beiden Fleischgerichte waren als kleingeschnittenes Ragout zubereitet.

Ja, was sollte es nun eigentlich mit dieser Warnung vor Fleischspeisen?

Wenn ich einen Gedanken hatte, so war es die Erinnerung an jenen Mann – Belzebub war der schwarze Kerl wohl genannt worden – den mir damals Karlemann vorgestellt hatte, mit der Erklärung, er verstände durch Verabreichung gewisser Speisen aus dem ungefügsamsten Menschen ein zahmes Lamm zu machen.

Sollte so etwas hier vorliegen? Verstand auch dieser Piratenkapitän solch eine schwarze Kunst? Wollte er mich durch gewisse Speisen kleinkriegen, durch eine Ingredienz, welche einem nur in Fleischspeisen beizubringen ist?

Na, mir ganz schnuppe. Ich hatte Hunger. Wie wenig ich an Gift dachte, das zeigte, wie ich es mir schmecken ließ.

Dann hielt ich in der vortrefflichen Koje ein Mittagsschläfchen. Trotz der Seelenruhe, mit der ich schlummerte, genügte das Knacken, um mich zu wecken.

In der Oeffnung zeigte sich wieder das grüne Gazekleid, Atlanta brachte mir den Kaffee, bat mich um das vorige Geschirr.

»Soll Ihre Kabine aufgeräumt werden?«

»Nein, es ist noch nicht nötig. Aber nun bitte ich um eine Erklärung ...«

Ein leises, kaum hörbares Zischen aus ihrem  
[232]

Munde unterbrach mich, und mehr noch sagten mir ihre blinzeln- den Augen.

»Ich darf mich mit Ihnen nicht unterhalten, Ihnen keine einzige Frage beantworten.«

Um mir das zu sagen, dazu wäre das Augenblinzeln und das vorausgehende Zischen nicht nötig gewesen.

Auch schien sie mit Absicht etwas seitwärts zu treten, und da sah ich zum ersten Male, daß hinter dieser Wand noch ein schmaler Raum war.

Also eine Sicherheitskammer, welche sehr angebracht war, wenn man diese Gefangenkabine betreten wollte, um sie zu säubern.

Und dann gewährte ich auch noch einen blauen Rockzipfel! Also Atlanta hatte noch einen Begleiter bei sich, der sich zur Seite zu drücken suchte – einfach einen Aufpasser.

O, das war fatal!

Hingegen hatte sie mir nun schon ziemlich stark angedeutet, daß sie auf meiner Seite stand, und darüber konnte ich mich wieder freuen.

»Hier ist konservierte Milch, hier Zucker . . . «

Weshalb griff sie dabei unter so bedeutungsvollem Augenblinzeln in die Zuckerdose hinein?

»Haben Sie sonst noch Wünsche, Herr Kapitän?«

»Nicht, daß ich wüßte.«

»Ich komme erst um sieben wieder, wenn ich Ihnen das Abendbrot bringe.«

»Wenn ich einen Wunsch habe, so ist es der, daß Sie schon eher wiederkommen,« konnte ich mich nicht enthalten, zu sagen, obgleich diese Galanterie sehr unvorsichtig war.

Sie zog denn auch gleich die Brauen hoch und sah mich warnend an, wovon ja der hinter ihr stehende Aufpasser nichts merken konnte.

»Weshalb?«

[233]

»Nun – weil ich mich hier natürlich sehr langweile.«

»Ich bedaure,« erklang es jetzt kalt zurück. »Aber wollen Sie zum Abend vielleicht eine Lampe?«

»Ach ja, eine Lampe!«

»Etwas zu lesen?«

»Auch das.«

»Sie werden es erhalten.«

Die Klappe schloß sich wieder.

Vortrefflich! Ich brauchte mich nicht verloren zu geben – wenn ich dies überhaupt jemals getan hätte. Immerhin, es war doch angenehm, die Schwester des Piratenkapitäns als seine Bundesgenossin zu wissen.

Teufel noch einmal, ich hatte sie doch auch schon auf dem Schoße gehabt, sollte sie da auch nicht!

Und auch ihren Willen konnte sie hier durchsetzen, wie ein echtes Weib, sonst hätte man sie mich doch nicht bedienen lassen. Freilich war ihr ein heimlicher Aufpasser beigegeben worden.

Zunächst untersuchte ich den Zuckertopf.

»Richtig, auf seinem Grunde lag ein Zettelchen!

»Seien Sie stark, ich befreie Sie,« war darauf gekritzelt.

Na also! Hat sich etwas, einem jungen Mädchen einen Aufpasser beizugeben. Oder das Mädchen kann auch schon etwas älter sein, was bei Atlanta allerdings nicht der Fall war. Ebensogut kann man ein Sieb voll Flöhe hüten.

Das ›seien Sie stark‹ erklärte ich mir so, daß ich dem Ansinnen des Bruders nicht etwa willfahrten sollte. Nein, da gab es bei mir ja nun nichts.

Aber wenigstens wurde mir hierdurch klar, daß es wirklich ein braves Mädel war, vor dem ich mich einst nicht zu grauen brauchte, und daß es die Schwester eines Seeräubers und Bluthundes war, damit hatte ich mich ja bereits abgefunden.

[234]

Ich war mit meinem Kaffee noch nicht ganz fertig, als die Luke wieder aufging. Meine Freudigkeit wurde aber getrübt, als ich das edle Spitzbubengesicht des Kapitäns erblickte.

»Nun, Herr Schwager, wie geht's?«

»Lassen Sie mich ungeschoren!« knurrte ich, die Tasse noch am Munde, änderte aber gleich den Ton. »Oder warten Sie, ich will höflicher sein – können Sie mir nichts zu rauchen geben?«

Er war doch eines Lächelns fähig.

»Sie scheinen sich ja hier ganz wohl zu befinden.«



»Ich bin überhaupt niemals unterzukriegen.«

»Das freut mich. Ja, rauchen ist hier gestattet. Zigarre oder Pfeife?«

»Bringen Sie mir eine Pfeife ... doch nein, Sie könnten sie schon im Munde gehabt hallen, und da würde sie mir wenig schmecken. Lieber ein paar Zigarren.«

»Sollen Sie haben. Ich fürchte nur, die Zigarre wird Ihnen immer ausgehen.«

»Weshalb?«

»Sie werden gleich etwas zu sehen bekommen.«

»Was?«

»Blicken Sie nur in den Spiegel. Passen Sie auf, wie's gemacht wird, damit Sie es später selbst können.«

Die Luke schloß sich wieder.

Was wollte der Kerl damit sagen?

Im Spiegel war nichts als das Meer zu erblicken. Doch da segelte eine Bark.

Was ich nun in der nächsten halben Stunde in dem Spiegel erblickte, zum Teil auch seitwärts durch die Bollaugen, das kann ich hier nur mit wenigen Zeilen wiedergeben. Ich wüßte gar nicht, wie ich es ausführlich schildern sollte; denn ich bekam etwas Entsetzliches zu sehen.

[235]

Die ›Ozeana‹ richtete den Bug auf diese Bark zu, in zehn Minuten hatte sie die große Strecke zurückgelegt, hatte die Bark erreicht, Bordwand lag an Bordwand – Schreien, Brüllen, Schüsse – ich sah im Spiegel, wie die Matrosen hinübersprangen, Kapitän Berseck an der Spitze – nur ein ganz schwacher Widerstand seitens der Mannschaft der Bark und ich sah, wie sie abgeschlachtet wurde – und dann wurde es wieder still.

Ich war wie ein wütender Stier gegen die eiserne Wand meines Gefängnisses gerannt. Daß sie nicht zusammenbrach, wundert mich.

Dann kam es wie eine Betäubung über mich, und sie konnte nicht von dem Anprall herrühren.

Ja, ich hatte es gesehen – hatte Piraten bei ihrem Handwerk beobachtet!

Wie lange Zeit vergangen war, bis ich aus meinem Brüten erwachte, weiß ich nicht. Es begann zu dämmern, als sich die Klappe abermals öffnete.

Hinter meiner Gefängniswand brannte schon eine helle Lampe, und ich sah den Kapitän.

»Haben Sie alles beobachtet?«

Daß ich so ruhig bleiben konnte, ist mir ein Rätsel. Doch ich habe über den merkwürdigen Zustand, der mich manchmal befällt, schon mehrmals berichtet.

»Schleichen Sie nicht näher!« rief er drohend. »Ich glaube schon, daß ich zwischen Ihren Fäusten verloren wäre, aber so weit werden Sie nicht kommen!«

Hatte ich mich zum Sprunge geduckt gehabt? Ich wußte nichts davon. Und dann war ich vollends ganz ruhig.

»Ja, ich habe es gesehen, alles, und es war sehr interessant.«

»Wirklich? Wenn Sie ehrlich sprächen, würde mich das sehr freuen.«

[236]

»Was für eine Bark war das?«

»Die ›Heliand‹, welche von Singapur nach Sydney mit Kohlen unterwegs war. Es ist kein Zufall, ich habe diesem Schiffe aufgelauert, habe es überhaupt immer hauptsächlich auf Kohlenschiffe abgesehen. Ich brauche doch Kohlen. Dann hat ja jedes Schiff immer genug Proviant bei sich, so ergänze ich meinen eigenen – abgesehen von der Schiffskasse.«

»Sie haben die Kohlen übernommen?«

»Jawohl, wenigstens so viel, um meine Bunker wieder zu füllen.«

Ich hatte von dieser Kohlenübernahme gar nichts bemerkt. Ich war eben wie betäubt gewesen.

»Woher wußten Sie, daß dieses Schiff mit Kohlen von Singapur nach Sydney unterwegs war?«

»Nun, das erfährt man doch durch die Schiffszeitungen.«

»Sie unterhalten in den Hafentstädten keine Spione?«

»Nein, ich bin vollkommen unabhängig,« war die stolze Antwort.

»Das also ist das große Geheimnis, wie Sie sich mit Kohlen und Proviant versehen?« fragte ich jetzt spöttisch. »Indem Sie harmlose Frachtschiffe überfallen und ausplündern?«

»Nicht anders.«

»Dann tun Sie mir leid.«

»Herr Kapitän, bedenken Sie doch: ich allein besitze das allerschnellste Schiff, und ich stattete Ihre ›Sturmbräut‹ mit einer ebensolchen Maschine aus, wir beide können die ganze Erde beherrschen ... «

»Sie täten mir den größten Gefallen, wenn Sie mich allein ließen.«

»Gut, aber Ihrer ›Sturmbräut‹ werde ich mich dennoch bemächtigen, dann wird sie eben unter meinem Kommando fahren – vorläufig – denn innerhalb

[237]

eines Jahres werden Sie Ihre ›Sturmbräut‹ doch selbst als Piratenschiff kommandieren.«

Ich wandte ihm den Rücken zu.

»Nun lassen Sie sich bloß noch eins gesagt sein,« fuhr es hinter mir fort. »Hoffen Sie nicht etwa auf Befreiung durch meine Schwester. Ich habe Sie nämlich vorhin dabei ertappt, wie sie ein Zettelchen schrieb. Sie sollten sich schon für diese Nacht zur Flucht bereithalten. Daraus wird nun natürlich nichts. Atlanta ist in sicherem Gewahrsam. Lampe, Zigarren und Bücher werden Sie gleich bekommen.«

EIN GEMORSTES SIGNAL.

Die Klappe war wieder gefallen.

O, wie mir jetzt erst zumute war!

Atlanta bei ihrer heimlichen Korrespondenz ertappt, als meine Bundesgenossin erkannt, in sicherem Gewahrsam!

Nun war mein letztes Fünkchen Hoffnung erloschen!

Diesmal war es ein Matrose, der mir das Abendessen brachte, außerdem eine Lampe, eine Kiste, Zigarren und Bücher. Auch er hatte einen Begleiter bei sich.

»Wünschen Herr Kapitän sonst noch etwas?«

»Nein.«

»Dann lassen Sie sich das Essen recht gut schmecken, es ist ganz frisch,« grinste der Kerl, ehe er die Klappe wieder zumachte.

Nachdem ich die brennende Lampe an einen Haken der Decke gehängt hatte, wandte ich meine Aufmerksamkeit der Schüssel zu.

Es war ein warmes Gericht, wieder solch ein Fleischragout mit Zugemüsen, und zwar, wie ich gleich in

[238]

erkennen konnte, war ersteres aus frischem Fleische zubereitet, während das vorige aus Salzfleisch bestanden hatte.

Ueber das frische Fleisch brauchte ich mich nicht besonders zu wundern. Schiffe nehmen doch oft genug lebendes Schlachtvieh mit, und wenn das nicht bei der ›Ozeana‹ der Fall, so konnte es auf dem erbeuteten Schiffe vorhanden gewesen sein.

Was aber hatte der Kerl so widerlich zu grinsen gehabt, als er mir guten Appetit wünschte? Jetzt nahm ich mir Atlantas Warnung doppelt zu Herzen; ich hätte das Fleisch auch beim größten Hunger nicht angerührt. Vor meinen Augen schwebte immer das höhnisch grinsende Gesicht des Matrosen, doch konnte mich dies nicht hindern, meinen Appetit an den Bratkartoffeln und dem Mischgemüse zu stillen.

Ich ging die ganze Nacht nicht zur Koje. Rastlos wanderte ich auf und ab. Von den mir gegebenen vier Büchern schlug ich bei keinem auch nur das Titelblatt auf, dagegen entnahm ich der Kiste eine Zigarre nach der anderen.

Es war in der elften Stunde, die See war recht ruhig geworden, kaum schlingerte das Schiff noch etwas, als sich an der Oeffnung wieder das Gesicht des Kapitäns zeigte.

»Hat es Ihnen geschmeckt?«

Ich antwortete nicht, setzte meinen engbegrenzten Spaziergang fort.

Er mußte in die auf dem Kojentisch stehende Schüssel hineinsehen können.

»Ah, Sie haben das Fleisch ja gar nicht angerührt! Weshalb nicht?«

Ich gab keine Antwort.

»Sind Sie Vegetarier? Heute früh waren Sie es doch nicht. Nun, von morgen an gibt es überhaupt nichts anderes mehr als frisches Fleisch, wir haben zu viel lebendes Vieh an Bord, das muß  
[239]

alle werden, und da werden wir ja sehen, wie weit Sie kommen, denn ich kalkuliere, Sie sind nicht der Mann, der aus Prinzip gern Hungers stirbt. Das ist es aber nicht, weshalb ich komme. Blicken Sie einmal durch das rechte Bollauge, etwas nach vorn.«

Ich tat ihm diesen Gefallen nicht. Was konnte es sein? Die Feuer eines Schiffes, welches er wiederum kapern wollte. Ich konnte es nicht verhindern.

»Sie wollen mich nicht hören?«

Mein Schweigen war auch eine Antwort.

»Ich werde Sie gleich hörend machen. Soeben haben zwei sich begegnende Schiffe ihre Namen gewechselt. Das eine, ein Segler, war die ›Hortensia‹ von Valparaiso. Die hat doch nur Guano oder Salpeter an Bord, was mich wenig reizt. Aber das andere Schiff,

ein Dampfer – wissen Sie, welchen Namen der durch farbige Lichter signalisierte?»

Ich wollte standhaft bleiben, aber ich konnte es nicht, eine Ahnung überkam mich – schnell trat ich auf Steuerbordseite und blickte durch das Bollauge, etwas voraus.

Es waren die Feuer eines Dampfers, die ich erblickte, durch die weiße Toplaterne gekennzeichnet, aus dem Schornstein sprühten Funken zum Himmel empor, sonst war die Nacht zu dunkel, um nur die Umrisse des Schiffes erkennen zu können, aber ... ich habe schon einmal geschildert, wie man ein wohlbekanntes, sein eigenes Schiff nur an den Lichtern zu erkennen vermag, ich wenigstens kann es.

»Die ›Sturmbraut!« flüsterte ich. »Meine ›Sturmbraut!«

»Ja, Ihre ›Sturmbraut«. Und wissen Sie, was ich jetzt tue?»

Auch jetzt blieb ich die Antwort schuldig, aber ich mußte ihm doch wenigstens mein Gesicht zuwenden, und ich mag nicht schlecht stiere Augen gemacht haben.

[240]

»Ich werde,« erklärte er mit Seelenruhe weiter, »auf Ihre ›Sturmbraut« zuhalten, werde durch Signalfeuer anfragen, ob mir der Dampfer mit einigen Fässern Trinkwasser aushelfen kann. Mein Schiff macht den Eindruck eines Seglers, daß es selbst dampft, davon ist nichts zu merken. Hat Ihre ›Sturmbraut« genügend Wasser, was Sie wohl selbst nicht wissen, so wird man mir schon einige Fässer ablassen, zu den üblichen Seepreisen. Der Dampfer wird an das unbehülfliche Segelschiff herankommen, wir werden Bord an Bord legen, das läßt die See jetzt bequem zu, so wird sich mir Ihre ›Sturmbraut« also ganz allein und freiwillig ausliefern. Wenn dann meine vierzig Matrosen mit Revolver und Entersäbel hinüberspringen, so ist an einen Widerstand natürlich gar nicht zu denken. Geben Sie das zu?»

Ich konnte nur ein Röcheln hervorbringen.

»Sollte man mir aber,« fuhr der Kapitän Berseck fort, »das Trinkwasser abschlagen müssen, weil man drüben keins überflüssig hat, dann versuche ich gar keine andere List, dann tue ich das, was ich auch sonst immer vorziehe: ich dampfe einfach mit gelöschten Lichtern heran, stürze mich wie ein Falke auf meine Beute, im Nu sind die Enterhaken eingeschlagen, und . . . dann ist es dasselbe Spiel. Sehen Sie ein, daß die ›Sturmbräut‹ bereits mir gehört?«

»Bluthund!!!«

Ein Satz . . . aber ich griff durch die Oeffnung ins Leere. Mein vorheriger Ruf war sicher nicht schuld daran gewesen, daß der Kapitän noch rechtzeitig hatte retirieren können. Er war eben von vornherein auf seiner Hut gewesen.

Er stand an der jenseitigen Wand, und da war er vor meinem Arm in Sicherheit.

»Geben Sie sich keine Mühe,« sagte er, so kalt wie immer.  
»Sprechen wir doch lieber ruhig

[241]

zusammen. Sie können ja vermeiden, daß ich Ihre ›Sturmbräut‹ mit Gewalt nehme und einen und den anderen Ihrer Matrosen, die ihnen doch gewiß ans Herz gewachsen sind, niedermachen muß, und so sehr wenige dürften das nicht werden. Wer sich wehrt, muß natürlich daran glauben.«

»Vermeiden, wie?« konnte ich wirklich schon wieder mit Ruhe fragen.

»Nun ja, verbünden Sie sich doch mit mir. Ihr Ehrenwort genügt mir.«

»Und dann?«

»Dann sind Sie natürlich frei, dann signalisieren Sie einfach Ihrem Schiffe zu, daß es herankommt, Sie übernehmen eben wieder das Kommando.«

»Und dann?«

»Na, dann folgen Sie in meinem Kielwasser, wie ich schon sagte.«

»Als Pirat?«

»Selbstverständlich!«

»Und wenn ich das nicht tue?«

»Dann nehme ich eben Ihr Schiff mit List oder Gewalt. Schade um Ihre Jungen!«

»Hm. Und was für eine Garantie verlangen Sie?«

»Nur Ihr Ehrenwort, bekräftigt durch Ihren Handschlag. Aber nun machen Sie es kurz, ich lasse mich nicht so hinhalten.«

Er durchschaute meine Absicht. Schade! Aber was hätte es auch genützt? Die ›Sturmbräut‹ war noch gar weit ab, man hatte noch genügend Zeit.

»Mein Handschlag genügt Ihnen?«

»Ja. Denn in diesem Falle, wenn Sie schon wissen, um was es sich handelt, werden Sie später nicht wieder von Ungültigkeit sprechen.«

Er irrte sich in meiner Anschauung über ein Ehrenwort, darüber denke ich ganz frei – ich hielt ihm meine Hand durch die Oeffnung hin.

Nein, er irrte sich eben nicht!! Denn zunächst

[242]

zog er, dicht an der hinteren Wand stehend, einen Revolver hervor, entsicherte ihn und richtete die Mündung auf mich.

»So, nun geben Sie mir Ihre Hand!«

Da aber zog ich die meine schnell wieder zurück – mit einem gewissen Gefühl der Beschämung. Doch was für einen Zweck hatte es, wenn ich ihn jetzt packte? Er hätte mich einfach niedergeschossen, ehe ich ihn erwürgen konnte. Der Mensch aber kann nur handeln, solange er lebendig ist.

Jetzt brach er doch einmal in ein höhnisches Gelächter aus.

»Aha, aha!!! Nein, geehrter Herr Schwager, der Sie ja doch noch werden – auf diese Weise fangen Sie den Kapitän Berseck



nicht! Ich habe alle Hochachtung vor Ihrer Energie und vor Ihrer Kühnheit – aber schlauer bin ich doch – und eben deswegen werden wir zusammen verbündet ein ausgezeichnetes Seeräuberpaar geben. Genug, ich habe Sie durchschaut – jetzt wird Ihre ›Sturmbräut‹ mit der Waffe genommen – das Blut Ihrer Leute komme über Ihr Haupt!«

Diesmal blieb die Kopftür ungeschlossen, er öffnete eine Tür in der jenseitigen Wand.

»Beobachten Sie nur durch die Bollaugen und im Spiegel,« sagte er noch, und er war verschwunden.

Ich war wieder allein. Was sollte ich tun? O, diese Verzweiflung, diese Gedanken!

Es blieb mir ja nichts anderes übrig, als zu beobachten. Ich führe dabei nicht immer an, ob dies durch das Fenster oder im Spiegel geschah.

Die ›Sturmbräut‹ dampfte uns entgegen, war unterdessen bedeutend näher gekommen, aber immer noch mindestens eine Seemeile entfernt.

Die Feuer von einem anderen Schiffe konnte ich nirgends entdecken, auch jenes nicht mehr, mit welchem die ›Sturmbräut‹ durch farbige Lichter den Namen

[243]

getauscht hatte, wie es ja Schiffe auf hoher See immer tun.

Also die Gelegenheit war für den Seeräuber die günstigste. Doch was hätte sich schließlich dieser Pirat daraus gemacht, wenn noch ein anderes schiff in der Nähe gewesen wäre? Bei seiner Schnelligkeit brauchte er ja auch kein Kriegsschiff zu fürchten, höchstens, daß ihm die schon gekaperte Beute noch aus den Zähnen gerückt wurde.

Jetzt wurden am Mittelmaste der ›Ozeana‹ farbige Laternen hochgezogen. Gerade diese Signalsprache bei Nacht, welche viel

einfacher, freilich auch viel mangelhafter ist als die Flaggensprache, hatte ich fast vollständig im Kopfe. Ich konnte Wort für Wort übersetzen.

Die ›Ozeana‹ nannte sich jetzt ›Isis‹, gab an, aus Marseille zu sein.

Mein Schiff signalisierte zurück, nannte seinen ehrlichen Namen, Heimatshafen New-York, der ja auch adoptiert war.

O, wie mir das Herz schlug!

Die Namen der Kapitäne wurden nicht wie sonst üblich angegeben, eben weil das Signalisieren mit Laternen – elektrische Lichter für so etwas mit Klaviatur gab es damals noch nicht – sehr kompliziert ist, jedes Wort muß einzeln buchstabiert werden.

Dann ging es kurz.

»Not. Trinkwasser.«

Drüben kam als Antwort eine seltsame Frage.

»Morsen?«

Ja, es war ein seltsames Signal – die sechs Reihen bunter Laternen, die nacheinander in die Höhe gezogen wurden, ergaben wirklich das Wort Morsen . . . und mir schoß es plötzlich wie ein Feuerstrom durch den Kopf.

Gerettet, gerettet, meine ›Sturmbraut‹ und meine

[244]

Jungen waren gerettet!! Und ich vielleicht selbst! Doch nur meine ›Sturmbraut‹, meine ›Sturmbraut‹!!

Mein Gott, wie war ich nur noch auf diesen rettenden Gedanken gekommen!!

Hier muß ich einige Erklärungen einschieben, woran ich freilich nicht dachte, als ich schnell wie der Gedanke vom Spiegel nach dem Bollauge sprang.

Was ›morsen‹ ist, werden wohl die meisten Leser wissen. Es ist die aus Punkt und Strichen bestehende Telegraphensprache. Man braucht diese Punkte und Striche aber nicht unbedingt aufs Papier zu bringen, man kann auch die Sonne dazu verwenden, oder ein

Licht, oder nur durch Bewegungen kann man diese Punkte und Striche wiedergeben. Die optische Telegraphie ist doch überhaupt viel älter als unsere elektrische, ist uralte, der Erfinder der Telegraphie, Morse, hat diese Zeichen erst von ihr herübergenommen, wenn auch verbessert.

Der ausgebildetste Apparat für die optische Telegraphie mittels der Sonne ist heute der Heliograph, wie schon der griechische Name sagt. Aber man hat die Sonne gar nicht nötig. Jede Lampe, jedes Licht tut es. Die Verständigung geht nur nicht so weit, und dann kann sie jeder mitlesen – wenn man nicht eine Geheimsprache ausgemacht hat.

Man hält vor das Licht einfach die Hand, ein kurzer Wegzug ist ein Punkt, ein längeres Zeigen des Lichtes ist ein Strich. Das bedarf weiter keiner Erklärung.

Heute ist das Morsen bei allen Seeleuten obligatorisch, jeder Steuermann muß es können, es wird auf der Schule gelehrt, so gut wie das Semaphorieren, das Ausdrücken der Buchstaben mittels verschiedener Stellung des Semaphors. Die internationale Sprache zur See ist Englisch.

Damals war das noch nicht der Fall. Trotzdem aber konnte jeder Steuermann morsen, jeder intelligente

[245]

Matrose, der sich etwas weiter ausbilden wollte. Nur mußte eben erst angefragt werden, ob es auch verstanden würde.

So hatte auch meine ›Sturmbraut‹ getan. Das Signalisieren mit farbigen Laternen, die stets erst in die Höhe gezogen werden mußten, war zu langweilig.

Ich hatte noch im Spiegel gesehen, wie schnell eine weiße Laterne in die Höhe gehalten worden war, ein Brett davor, dieses schneller und langsamer zurückgezogen – die Frage war bejaht worden.

Ich aber war also nach dem Bollauge gesprungen, ich hätte laut aufschreien mögen vor Jubel.

Und jetzt kommt die zweite Erklärung.

Ich hatte mit meiner Mannschaft respektive mit meinen Steuerleuten eine Geheimsprache ausgemacht, mit Flaggen sowohl wie durch farbige Lichter, wie durch Semaphorien, wie durch Morsen. Denn der Teufel hätte meine Offiziere holen sollen, wenn sie nicht auch morsen gekonnt hätten, auch meinen Jungen hatte ich Instruktionsstunde erteilt, theoretisch und praktisch, jeder mußte es können.

Nicht etwa jedes Handelsschiff hat so eine Geheimsprache; man sollte eigentlich fragen: wozu auch? Für mich aber war die ganze Seefahrt doch eine Passion, sage man meinerwegen ein lustiges Spiel.

Und dennoch, es hatte seine großen Vorteile. Wenn ich nicht an Bord war, konnte ich mich immer verständlich machen, ich brauchte gar nicht gesehen zu werden, wenn nur die Zeichen noch sichtbar waren.

Bei Tage war eine blaue Flagge mit drei Knoten mein persönliches Signalement. Ueber welchem Hause das Signal wehte, wo es aus dem Fenster heraushing – einfach ein blaues Taschentuch, welches ich besonders aus diesem Grunde immer statt eines  
[248]

weißen oder roten benutzte – in diesem Hause befand ich mich, dort wußten mich meine Leute.

Wurde ein Knoten gelöst, so daß dann nur noch zwei darin waren, so bedeutete das: kommt zu mir – wurde geschwungen: bin in Not, Eile! ... und so hatte ich noch mehr Signale, meine eigenen, die ich hier nicht anzuführen brauche.

Bei Nacht brauchte ich nur drei U-Zeichen zu morsen – dreimal Punkt Punkt Strich – und ich machte meine Leute aufmerksam auf mich, und erhielt ich das Gegensignal, ein B, Strich Punkt Punkt Punkt, so hatte man mich verstanden, dann konnte das Morsen weitergehen, entweder nach dem gewöhnlichen Alphabet oder in der ausgemachten Geheimsprache.

Schnell hatte ich ein Kissen aus der Kojе gerissen, hielt es gegen das Bollauge, zog es in kürzeren und längeren Pausen zurück, machte also ein U-Zeichen, wartete etwas, spähte, dann noch eins und noch eins, und dann spähte ich wieder mit klopfendem Herzen – und wie es mir klopfte!

Würde man das ruckweise Verdunkeln des erleuchteten Bollauges auf der ›Sturmbraut‹ bemerkt haben? Das Gegenteil wäre eine Unachtsamkeit gewesen.

Jedes begegnende Schiff wird auf der weiten Wasserwüste höchst aufmerksam beobachtet. Bei Nacht sind immer die runden, erleuchteten Fensterchen das Hervorstechendste. Wäre dort drüben eines der rotglühenden Augen mehrmals hintereinander verdunkelt worden, es wäre mir, jedem anderen, der jetzt dort hinübersah, augenblicklich aufgefallen.

Aber ob die Intelligenz so weit ging, gleich ein Morsezeichen zu erkennen, oder es konnte doch einmal ein unglückseliger Zufall

...

Da – da ... das Gegenzeichen!!

Soeben hatte man auf der ›Sturmbraut‹ an der  
[247]

mir so gut bekannten Magnesiumlaterne die Frage gemorst, wieviel Trinkwasser gebraucht würde – die Frage kam nicht ganz zustande, wurde unterbrochen, eine kleine Pause, dann wurde langsam und deutlich ein B gemorst – Strich Punkt Punkt Punkt!

Man hatte mich erkannt, man hatte mich erkannt, kein Zweifel mehr!!!

Während man drüben die angefangene Frage vollendete, morste ich noch einmal ein U, und dann gleich weiter in unserer ausgemachten Geheimsprache:

»Hier Kapitän Jansen! Bin gefangen! U – U.«

Drüben ging es weiter.«

»Wir – können – nur – fünf – B – B – Fässer abgeben.«

O, wie ich jubelte!!

Der Leser wird sich hineinfinden können. Sie schalteten das Verstandenzeichen dazwischen ein. Das war nicht auffällig. Der den Apparat Bedienende war einfach nicht ganz perfekt, schob manchmal einen falschen Buchstaben ein.

Aber nicht falsch für mich!

Und weiter morste ich in unserer Geheimsprache:

»Aufgefischt. Piratenschiff. Ralph Berseck. Will ›Sturmbraut‹ kapern. U – U.«

Und drüben unterhielt sich die Magnesiumlampe mit diesem Schiffe hier:

»Hektoliter – zwanzig – Schilling – B B – ja? – B B.«

Verstanden, ich war verstanden!!

Aber jetzt – jetzt kam es darauf an! Wild schossen mir die Gedanken durch den Kopf! Ich konnte meine ›Sturmbraut‹ kommandieren! Ich konnte sie retten, gewarnt vor dem Piraten war sie schon – ich konnte befehlen, daß sie die Lichter löschte und in der stockfinsternen Nacht dem schnellen Piratenschiffe zu entkommen suchte, oder aber ... ich konnte auch etwas anderes tun!

[248]

Und mein Entschluß war gefaßt.

»U – auf die List eingehen! Dampfpumpe! Heißwasser! Wie damals! Stichwort zurück – U.«

Und das aufblitzende Magnesiumlicht sprach auf meiner ›Sturmbraut‹ weiter:

»Aus dem Winde – wir – opdhuchbezka – wir – dampfen heran.«

Der Leser versteht. In den geordneten Satz war ein Geheimwort eingefügt. Für den Ableser brauchte das nicht auffällig zu sein, da hatte der nicht sehr geübte Morsende eben einmal Kuddelmuddel gemacht, weswegen er dann auch das ›wir‹ wiederholt hatte.

Für mich aber bedeutete dies sonst unverständliche Wort, wenn ich die Buchstaben übersetzte: Dampfspritze.

Und dieses zurückgegebene Stichwort genügte!

»Oder der Teufel soll die Kerls frikassieren, wenn sie so dumm sind!« konnte ich mit hervorbrechendem Uebermut sagen, als ich von dem Bollauge zurücktrat.

Ja, eine wunderbare Erleichterung war über mich gekommen. Nun los denn, der Tanz konnte beginnen!

#### MEINE SCHRECKLICHSTE ERINNERUNG.

Es war die höchste Zeit gewesen. Lange hätte ich die Ausführung meines Vorhabens nicht aufschieben dürfen.

Es klappte, und plötzlich waren die fünf Bollaugen geschlossen. Die Fensterchen besaßen nicht jene Dichtungsklappen aus Gußeisen, die Deckel mußten von außen geschlossen worden sein, oder richtiger wohl waren sie inwendig zwischen den hohlen Schiffswänden

[250]

angebracht, durch einen Mechanismus waren sie herabgelassen worden.

Ein jäher Schreck durchzuckte mich. Wehe, wenn meine Manipulationen doch beobachtet worden waren, hier auf diesem Schiffe nämlich, und wenn man auch die Geheimsprache nicht verstand, und das kleine Sprechloch war noch offen gewesen, es konnte jemand draußen gewesen . . .

Da fiel durch dieses Loch ein Lichtschein, Kapitän Bersecks Gesicht war es, welches darin erschien.

Jetzt kam es darauf an! Mein Herzschlag setzte aus.

»Ihre ›Sturmbräut‹ kommt wirklich heran, in zehn Minuten werde ich sie am Enterhaken haben.«

Gott sei gedankt! Ich konnte beruhigt sein. Sonst hätte der doch gleich etwas ganz anderes gesagt.

»Ich wollte mich nur überzeugen,« fuhr jener fort, »ob die Bollaugen auch geschlossen sind. Der Mechanismus hat schon einmal versagt. Ja, alles geschlossen, und von hier drinnen gibt's dann kein Aufmachen. Ich muß Ihnen einmal die Aussicht nehmen,

Herr Kapitän – Sie könnten sich durch Rufen bemerkbar machen, und das darf natürlich nicht sein. Außerdem können Sie ja im Spiegel alles beobachten, was an Deck der beiden Schiffe vor sich gehen wird. Nun, Herr Schwager, wie denken Sie sich die Sache?«

Ich wußte, wie ich mich zu verhalten hatte. Ich machte einmal meinem Ingrim Luft, jetzt freilich ganz erkünstelt, schüttelte die Faust nach dem Kapitän.

»Hund verdammter!«

»Ja, das möchten Sie wohl, mich einmal in dieser Faust haben,« lächelte er. »Was für eine Handschuhnummer haben Sie eigentlich?«

»Mensch, Sie können noch so scherzend sprechen?«

»Warum nicht?«

[251]

»Fürchten Sie denn gar keinen Richter?«

»Nee!«

»Er wird sie erreichen!«

»Nee. Gibt's gar nicht. Ich bin unerreichbar. Meine Maschine kann nicht versagen, das Ding ist nämlich an sich überaus einfach.«

»Aber Gott wird Sie erreichen und dereinst zur Verantwortung ziehen!«

»Ich glaube an keinen Gott – nur an einen Teufel, und der bin ich selber. Doch Scherz beiseite . . . «

»Ich scherze nicht!«

»Na, da sprechen wir ernsthaft weiter. Ich komme nicht hierher, um mit Ihnen zu plaudern, sondern um Ihnen noch einmal einen Vorschlag zu machen. In zehn Minuten habe ich Ihre ›Sturmbräut‹ am Enterhaken – hören Sie?«

Es war schauspielerisch wohl ganz richtig, wenn ich jetzt einmal die Fäuste gegen die Brust legte und keuchte.

»Ich werde manchen Ihrer braven Jungen niedermachen müssen.«



Ich zuckte mit den Fingern und keuchte noch ein bißchen stärker. Auch Schaum hätte ich vor den Mund bringen können, doch das fand ich noch verfrüht.

»Sie haben es noch in der Hand – noch immer ist es Zeit – wenden Sie das Schicksal Ihres Schiffes und mehr noch das Ihrer Mannschaft.«

»O, Sie Satan!« verwandelte ich jetzt mein Keuchen in ein Röcheln.

»Ja, ein Satan bin ich. Trotzdem werden wir wirklich Schwäger mit gemeinsamen Interessen, machen wir Kompanie.«

»Niemals!«

»Sie werden ja doch selbst bald so ein Pirat und Satan.«

»Nie – niemals!!«

[252]

»Ihr letztes Wort?«

»Mein letztes!«

»Dann tragen Sie die Folgen. Das Blut Ihrer Leute komme über ... «

»Fahre zur Hölle, Himmelhund!!!«

Mit diesem sich nicht ganz zusammenreimenden Fluche war ich wieder mit ausgestrecktem Arme nach der Oeffnung gestürzt.

Glücklicherweise war er schneller als ich, diesmal hatte ich ihm auch etwas Zeit gelassen, noch zurückzuspringen. Denn jetzt war mir doch gar nichts mehr daran gelegen, ihn kalt zu machen, das hätte ja den ganzen Spaß verdorben.

»Also so! Wohlan denn! In fünf Minuten geht es los. Beobachten Sie nur im Spiegel. Für genügendes Licht werde ich sorgen.«

Mit diesen Worten hatte er mich verlassen, hinter sich die Tür zugeworfen.

Der Leser braucht nicht zu glauben, daß ich dies erst nachträglich mit einem Anfluge von Humor schildere, wie ich schauspielerte und dergleichen – das wäre sogar gemein, frivol, nämlich jetzt, nachträglich.

Nein, mir war damals wirklich so humoristisch zumute, oder ich will sagen: eine wilde Kampfesfreudigkeit durchflutete mich, und diese Freudigkeit war eine echte!

Zum Kampfe würde es kommen, und was tat's, wenn meine ›Sturmbräut‹ dabei wirklich unterlag? Es kann immer nur einen Sieger geben . . .

Mein Gedankengang, wobei ich auf und ab raste, wurde unterbrochen durch ein Knirschen. Das waren Bordwände, die zusammenscheuerten!

Jetzt, jetzt kam es darauf an!

Hurra, da ging der Tanz los!!

Trampelnde Füße, jetzt ein Kampfgeschrei, Schüsse – und da plötzlich verwandelte sich das vorzeitige Siegesgeschrei in ein wahnsinniges Schmerzgeheul!

[253]

Und jetzt ein hipp, hipp, hurra, aus anderen Kehlen! Das waren meine Jungen!

Und das Schmerzgeheul wurde immer wahnsinniger.

Ja, ja, die Dampfspritze wirkte!

Ja, ja, Kapitän Berseck, du edler Seeräuber, hier bist du einmal an den Unrechten gekommen, das sind meine Jungen, Meine!!

Und ich hier, ich hier, mußte untätig zuhören. Denn den Spiegel hatte ich vergessen.

Ich hier untätig, während es oben so lustig zuging!

Und da betete ich etwas – ich weiß nicht, ob zu Gott oder zum Teufel.

Und da nahm ich einen Anlauf.

Und ich habe stets begriffen, was die heutigen Realisten nicht mehr zu glauben vermögen, wie nämlich ein Weib wie die Jungfrau von Orleans mit einem Ruck ihre schweren Ketten durchbrechen konnte.

Und ich bin doch keine Jungfrau.

Ich brach durch die eiserne Tür, als wenn's eine Eierschale wäre – und ich war nun einmal in Fahrt, ich ging auch gleich noch durch die zweite Eisenwand.

Und dann rannte ich, flog ich durch einen erleuchteten Korridor. Kam an eine Treppe. Und von dieser stürzten mir laut brüllend ein halbes Dutzend Männer entgegen. Ich dachte, sie wollten etwas von mir. Und ich nahm den ersten beim Griebse, er verwandelte sich in meiner Hand zur Kriegskeule, mit der ich den anderen die Schädel einschmetterte.

Und dann war ich an Deck. Ueberall lagen sie herum, brüllend und wimmernd. Doch ich sah ja nur Mahlsdorf, alle meine Jungen.

Enoch, mein Bootsmann, hatte noch den dampfenden Schlauch in der Hand. Ein Glück, daß er nicht

[254]

mehr spritzte, sonst hätte ich etwas abbekommen können.

»Der Käpten, der Käpten!!!« erklang es jauchzend im Chor.

Ich weiß nicht, wer es war, den ich zuerst erwischte und im Kreise hemmschwenkte. Ich weiß überhaupt nicht, was sich in den nächsten Minuten zutrug.

»Wie ist es gegangen?«

»Fein – fein – fein,« sagte irgend jemand.

»*All right*, Käpten, *all right* – alles gefixt,« setzte dann noch Enoch hinzu, mit einer entsprechenden Handbewegung, so etwa wie der große Cäsar, als er einen Triumphzug ablehnte, weil er solche Kinkerlitzchen nicht mehr nötig hatte; nur daß mein Enoch dabei noch eines seiner Säbelbeine in entsprechender Weise schlenkerte.

»Wo ist Mr. Tischkoff?« war wohl meine zweite Frage.

»Der ist tot.«

»Tot?!«

»Nee, nee, Käpten, nur so ein bißchen, in seiner Kabine – seit zwei Tagen – er wird schon wieder lebendig werden.«

Dann fielen meine Blicke, so weit ich mich entsinnen kann, auf Enochs holde Ehehälfte. Madam Hullogan war soeben dabei, einem regungslos daliegenden Matrosen die Taschen zu untersuchen.

»Hat sich Lausbub miserabler nicht einen roten Penny im Sack!«

Das gab mir die Besinnung wieder. Das heißt, jetzt sah ich nicht nur noch meine Leute, sondern auch die Seeräuber.

Brüllen und Winseln und Sichwälzen noch allüberall. Enoch hatte die Spritze noch viel besser geführt als ich damals, er hatte mehr gezielt, und das war ja auch sein Fach, als Bootsmann war er doch

[255]

der Spritzenonkel, führte beim Deckwaschen immer den Wasser-schlauch. Außerdem fehlten hier an dem Deck ohne Aufbau die Verstecke.

Es wurde gebunden, manchmal auch noch eins auf den Kopf gegeben. Bei einigen war kein Binden mehr nötig – schrecklich verbrüht – die Haut ging vom ganzen Körper in Fetzen ab.

Schon drangen meine Jungen ins Innere des Schiffes, um unschädlich zu machen, was noch eine Hand regen konnte. Sie fanden auch solche, aber zu einem Kampfe sollte es nicht mehr kommen. Vor Entsetzen gelähmt! So etwas war diesen edlen Piraten eben noch nicht passiert.

Man will einige Hektoliter Trinkwasser haben – doch natürlich kaltes – und die schicken es einem gleich kochendheiß herüber.

Auch ich schloß mich den Suchenden an. Atlanta – das war jetzt mein nächster Gedanke.

Ich setzte zwei Kerlen ein Messer auf die Brust, als ich sie fragte, wo die Schwester des Kapitäns untergebracht sei.

»Antwort, oder . . . !!«

Vergebens! Die beiden waren vor Entsetzen keines Wortes fähig.

Als ich mit einer brennenden Lampe durch einen tieferen Korridor eilte, sprang hinter einem Wandschranke ein Kerl hervor, in einem weißen Anzuge, eine weiße Schürze vorgebunden, aber über und über mit frischem Blute besudelt, ein ellenlanges Messer in der Faust.

Angreifen wollte er mich wohl nicht, nur an mir vorüber, war zu zeitig aus seinem Versteck hervorgesprungen.

Ich hatte gerade noch Zeit, ihm die Petroleumlampe auf dem Schädel zu zerschmettern. Er sackte zusammen. Sonst hatte es ihm nichts weiter geschadet. Nur daß er mit Petroleum getränkt war,

[256]

das sich aber nicht entzündet hatte. Im Korridore hing noch eine andere brennende Lampe.

»Wo ist Atlanta?«

Er stierte mich verständnislos an – ein scheußliches Bild, dieser mit Blut und Petroleum getränkte Kerl, noch immer das lange Schlachtmesser in der Hand.

»Wo ist die Schwester des Kapitäns?«

Noch immer keine Antwort. Ich trat ihn ein bißchen auf den Bauch, und das half, es gab ihm die Sprache wieder.

»Dort, dort!« konnte er wenigstens stammeln, mit dem blutigen Messer auf eine Tür deutend.

Zwei meiner Matrosen rannten durch den Korridor, ich übergab ihnen den Mann zur Besorgung, wandte mich jener Tür zu.

Sie war unverschlossen. Ich öffnete sie. Gerade davor hing die Lampe, ihr Licht fiel in die Kammer.

O, was für einen Anblick ich da hatte! Noch heute, da ich dies nach dreißig Jahren schreibe, überläuft es mich eiskalt, noch heute kann bei mir deswegen der Todesschweiß hervorbrechen, wenn ich dieses Anblickes gedenke.

An den Wänden hingen an großen Haken nackte Menschen – Teile von Menschen – ausgeweidet – Schenkel – halbierte Bauchstücke . . .

Regelrecht geschlachtet! Genug!

Und da plötzlich wußte ich alles.

Eine Stimme klang mir ans Ohr.

»Sie werden – werden – niemals Fleisch essen.«

Es wäre nicht nötig gewesen, daß mir diese Worte Atlantas wieder in den Ohren klangen.

Ich wußte alles.

Menschenfresserei!

Dort auch die Viertel eines Weibes, zweier Weiber.

[257]

Und ich wandte mich um, mußte mich stöhnend an eine Wand lehnen. Ich langer Mensch war einer Ohnmacht nahe.

#### ETWAS ÜBER MENSCHENFRESSEREI.

Erst oben an Deck kam ich wieder zu mir. Dann befand ich mich in meiner Kajüte, und mir gegenüber saß Atlanta.

Man hatte sie in einer Kabine eingeschlossen gefunden. Wie man sie zu mir gebracht, ob ich danach verlangt oder wie sonst, weiß ich nicht. Ich weiß gar nichts mehr.

Wir beide befanden uns eben in der Kajüte meiner ›Sturmbräut‹.

Dann aber hatte ich nicht nur meine Besinnung, sondern auch meine kühle Vernunft wieder, meine kritischen Augen, die allerdings etwas anders blicken als die der meisten Menschen.

»Ja, wir haben immer Menschen gegessen. Die Toten, wenn wir ein Schiff überfallen hatten, wurden immer gleich verspeist, die noch Lebenden und Leichtverwundeten für späteres Schlachten aufgehoben. Oder sie wurden auch gleich eingesalzen, damit sie nicht erst lange gefüttert zu werden brauchten.«

Ganz ruhig hatte dies das schöne Weib erklärt, und ganz ruhig konnte ich weitere Fragen stellen.

Weshalb ganz ruhig? Weil ich eben mit anderen Augen blicke, mindestens über alles meine eigenen Gedanken habe.

O, Mensch, du Sohn des Himmels und der Erde, was bist du doch für eine ... seltsame Kreatur! Den beliebten Ausdruck ›Bestie‹ will ich gar nicht gebrauchen. Wenn man allgemein vom Menschen spricht, ist er auch gar nicht zutreffend. Ich habe genug hochedle Menschen kennen gelernt.

[258]

Aber sonst – was ist doch zwischen Mensch und Mensch für ein Unterschied! Sohn des Himmels und der Erde – darin liegt der Unterschied.

Ich kannte in London einen Mann, einen Schiffsmakler, der ein jährliches Einkommen von mindestens zweimalhunderttausend Mark hatte. Hiervon gebrauchte er für sich und seine große Familie dreitausend Mark, alles übrige verteilte er mit weiser Hand unter die Armen. Dabei ganz unbekannt. Nur durch einen Zufall machte ich seine nähere Bekanntschaft, wobei er sich mir offenbarte. Deshalb darf ich auch seinen Namen nicht nennen. Und dabei glaubte dieser Mann nicht einmal an eine ewige Seligkeit, nicht an eine Wiedervergeltung im Himmel, was doch immer etwas auf Egoismus hinausläuft. Ein kleines, bescheidenes Männchen, etwas verwachsen – aber aus seinen herrlichen Kinderaugen strahlte der Himmel, den er schon hier auf Erden in seiner Brust trug! Und wenn er sprach, wobei es wunderbarerweise aus der gebrechlichen Brust wie Glockenton klang, so fühlte jeder den göttlichen Hauch der Liebe auf sich überströmen.

Und nun nehme man so einen Wucherer an, der wegen ein paar lumpiger Groschen rückständigen Mietszinses eine arme Familie auf die Straße setzt, sie dem Elende preisgibt – der seine Kornscheuern verschließt, um den Preis höher zu schrauben, und

sollten deswegen auch Tausende von Menschen verhungern, seine eigenen Geschwister und Eltern . . .

Siehe, das sind zwei Menschen, beide nackt unter Schmerzen von einem irdischen Weibe geboren, beide nach ein und demselben Ebenbilde geformt!

Wer löst das Rätsel?

Oder da ist ein Mensch, der kein Fleisch essen mag. Nicht, weil er Vegetarier ist, was ja meist nur aus Gesundheitsrücksichten geschieht – das Fleisch widersteht ihm im Herzen, nicht im Magen.

Jeder

[259]

Bissen des delikaten Beefsteaks würde ihm im Munde quellen, weil er dabei derer gedenken muß, die jetzt nicht einmal ein Stückchen trocknes Brot haben. Solcher hochgesitteter und -gesinnter Männer habe ich einige kennen gelernt.

Und die anderen Menschen? Na, die essen oder fressen alles, was nur kaubar ist. Muscheln und Schnecken, gleich noch lebendig werden sie verschlungen, im Kote wühlende Enten, Schweine, die ab und zu einmal eine Ratze wegschnappen – zieht man aus einem Flusse eine mehrtägige Leiche, sitzen gewöhnlich Krebse daran – macht nix, wird alles gefre . . . verspeist, wollte ich sagen.

Versteht der Leser, was ich hiermit meine? Ich hoffe es. Dann wird man auch verstehen, weshalb ich, nachdem der erste Ekel überwunden war, so ruhig bleiben konnte. Jedes Ding läßt sich eben von zwei Seiten betrachten.

Aber man darf mich um Gottes willen auch nicht mißverstehen!!

Es gibt Menschenfresser genug, sogenannte Wilde, welche sonst die harmlosesten, friedsamsten Menschen sind, die ohne Not kein Würmchen töten. Aber die im ehrlichen Kampfe erschlagenen Feinde werden verzehrt, die eigenen Angehörigen, wenn



sie ein gewisses Alter überschritten haben, Eltern und Geschwister, sogar die neugeborenen Kinder, die eigenen, die Eltern machen einen Feiertagsbraten daraus.

Gerade hier auf diesen Koralleninseln der Südsee findet man derartige harmlose Menschenfresservölkchen.

Ja, das ist einfach der Hunger!! Der Uebervölkerung muß vorgebeugt werden, und weshalb soll man denn das schöne Fleisch der Getöteten nutzlos vergraben? Es wird einfach verspeist! Und nun soll man einmal diesen Leuten klarzumachen suchen, daß sie unrecht tun! Gibt's gar nicht, verstehen sie gar

[260]

nicht. Gebt ihnen zu essen, eine andere Existenz, und sie lassen ganz allein von der Menschenfresserei.

Dann bin ich mit zwei Matrosen zusammengewesen, welche beide in zwei verschiedenen Fällen, im offenen Boote und auf einer Felsenklippe, ihren Hunger am Fleische getöteter Kameraden gestillt hatten. In beiden Fällen war es ganz ehrlich zugegangen, die Schlachtopfer waren immer ausgelost worden.

Beide wurden dann, als es herauskam, unter Zubilligung milderer Umstände mit Zuchthaus bestraft, der eine in England mit täglicher Prügelstrafe.

Das halte ich einfach für unrecht, jede Bestrafung deswegen.

Man soll einen Musedieb bestrafen und einen sonstigen Verbrecher – aber bei so etwas – Hand davon weg!! Da ist kein irdischer Richter kompetent!

Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet! Da soll jeder an seine Brust schlagen und sprechen: Auch ich bin nur ein Mensch und zur Sünde geneigt – Herr, führe mich nicht in Versuchung!

Aber glaubt der Leser etwa, ich will der Menschenfresserei das Wort reden, sie entschuldigen?

Ich verurteile kein wildes Tier, welches ab und zu einen Menschen frißt, aber ... ich schieße es nieder! Die Welt muß von Raubtieren befreit werden. – – –

»Ihr habt euch ausschließlich von Menschenfleisch genährt?«

»Nein, nur wenn wir Menschen bekommen konnten.«

»Natürlich. Und woher bekam ihr die?«

»Wie ich schon sagte – durch Kapern von Schiffen.«

»Nicht auch vom Land?«

»Ja, manchmal – wenn Ralph wagen durfte, einen Einfall in ein Land zu machen.«

»Als ihr die Kolonie auf den Philippinen

[261]

überfielt, habt ihr die gefangenen Weiber nur deshalb weggeschleppt?«

»Nur deshalb.«

»Ihr habt die Mädchen und Frauen nicht als Sklavinnen verkauft?«

»Nein.«

»Nur aufgegessen?«

»Ja.«

»Wie viele Frauen waren es?«

»Achtunddreißig – und dann noch fünfzehn Männer und sieben kleine Kinder.«

Genug, genug – ich wollte keine Einzelheiten mehr hören! Das heißt, bei demselben Thema blieb ich noch, nur die Quellen wollte ich noch erfahren, woher die ihr menschliches Schlachtvieh immer bezogen hatten.

Nur noch einmal beschlich mich ein Grausen, als ich dieses schöne, junge Weib anblickte, welches diese Ungeheuerlichkeiten so gelassen aufzählen konnte.

Sollte man es denn nur wirklich für möglich halten?!

»Fühlten Sie denn nur gar nicht dabei, daß das Essen von Menschenfleisch etwas Unrechtes, etwas Widernatürliches ist?« fragte ich leise.

In demselben Moment aber bereute ich meine Frage schon.

Unrecht, widernatürlich – *pshaw!* Der Maulwurf frißt seinesgleichen auf, und der christliche Soldat geht mit freudigem Hurra in die Schlacht, sucht möglichst viele wegzuplatzen und seinem lieben Nächsten, der ihm gar nichts getan hat, mit dem Bajonett den Leib aufzuschlitzen, und Krebse sitzen an Kadavern, auch an menschlichen.

Nur auf die Erziehung kommt's bei der großen Masse an, auf das Impfen.

Da aber . . . was war das?!

Warum senkte sie so scheu den Kopf?

[262]

Das heißt, erst durch diese Scheu, einem bösen Gewissen entspringend, wurde für mich die Sache furchtbar.

»Ja!« erklang es hauchend.

»Was? Sie wußten, daß das Verzehren von Menschenfleisch ein Unrecht ist?« stieß ich entsetzt hervor.

»Ja. Ich – ich – fühlte es immer – ich weiß nicht, mir kam es stets wie Unrecht vor, so sehr mein Bruder auch dafür sprach . . . «

»Und Sie haben dennoch Menschenfleisch gegessen?«

»Ich? Nein!«

Jetzt war ich es, der betroffen auffuhr.

»Sie haben kein Menschenfleisch gegessen?«

»Niemals! So sehr mich mein Bruder auch drängte, mich dazu verführen, zwingen wollte.«

»Ueberhaupt keinen Bissen davon in den Mund gebracht?«

»Niemals!« wiederholte sie ganz schlicht. »Mein Bruder fing erst später damit an, als ich vielleicht schon vierzehn Jahre alt war – und als ich merkte, daß auch er mich so weit bringen wollte, habe ich überhaupt niemals mehr Fleisch angerührt, aus Furcht,

man könnte mir heimlich etwas beimischen – habe nur von Brot und etwas Gemüse gelebt ... «

Sie schlug plötzlich die Hände vors Gesicht und fing bitterlich zu weinen an.

Da – da war es!! Und wenn alle Menschen sie verurteilt hätten – ich wußte einen Richter, der sie freisprach, dereinst freisprechen würde. Diese Tränen entsühnten sie, wenn überhaupt etwas zu entsühnen war. Ich für meinen Teil hätte sie jetzt ruhig in meine Arme nehmen, sie wieder küssen können, ohne jedes Grauen.

»Mein Bruder wollte jeden Menschen dazu verleiten,« brachte sie mühsam schluchzend hervor, »auch  
[263]

Sie – und das wollte ich nicht zulassen – denn wer einmal Menschenfleisch gegessen hat ... o, es is entsetzlich ... «

Sie konnte vor Weinen nicht weitersprechen.

»Deshalb warfen Sie auch die Schüssel über Bord, es war Menschenfleisch, nicht wahr?« fragte ich, als sie sich wieder etwas beruhigt hatte.

Sie nickte.

»Darf ich Sie noch weiter fragen?«

»Sie haben über mich zu befehlen.«

»Davon ist keine Rede. Alle Matrosen aßen Menschenfleisch?«

»Alle.«

»Wie ist denn Ihr Bruder auf diese schreckliche Leidenschaft verfallen?«

»Er hat einmal lange Zeit auf einer einsamen Insel verbringen müssen – mit noch einigen Kameraden zusammen – sie wurden von furchtbarem Hunger geplagt – und da haben sie sich gegenseitig geschlachtet – und seit dieser Zeit hat Ralph Menschenfleisch allem anderen vorgezogen – und – und ... «

»Und was?«

»Und da wußte er immer Ausreden – suchte sich zu rechtfertigen – er sagte, weil – weil ... «

»Weil er von einer Wölfin gesäugt worden wäre, daher der un-natürliche Appetit, nicht wahr?«

»Ja,« schluchzte die Unglückliche unter neuen Tränen, »und nun sagte er immer, auch bei mir bräche dieses Verlangen noch einmal durch – ich sollte nur gleich anfangen – auch ich wäre doch von einer Wölfin gesäugt – das sei auch bei mir Natur ... o Gott, o Gott, diese schreckliche Angst, diese Qualen, die ich immer ausgestanden habe!«

»Haben Sie denn wirklich manchmal Appetit nach solcher Nah-rung gehabt?«

Mit entsetzten Augen blickte sie mich an.

»Ich? O Gott, o Gott, wo denken Sie hin!

[264]

Ja, mir wurde es zur Gewohnheit, die Männer Menschenfleisch essen zu sehen, ich dachte mir gar nichts mehr dabei – und doch, eine innere Stimme flüsterte mir immer zu, daß dies eine Sünde sei – aber dann verhöhnte mich mein Bruder wieder so, bis ich glaubte, das müsse so sein, auch alle anderen Menschen auf der Welt äßen ihre eigenen Brüder – nur heimlich, wie man Opium raucht – deshalb die vielen Kriege – das wußte mein Bruder mir alles so einzureden – aber der Widerwille blieb bei mir – nein, der geheime Gedanke, daß dies doch ein schweres Unrecht sein müsse – und so blieb immer die furchtbare Angst ... «

»Was für eine Angst denn nur? Oder wollte Ihr Bruder Sie di-rekt zwingen, Menschenfleisch zu essen?«

»Das nicht, aber ... aber ... «

»Ach so, Sie glaubten wirklich daran, weil Sie von einer Wölfin gesäugt worden sind, könnte die Wolfsnatur doch noch einmal bei Ihnen zum Durchbruch kommen?«

»Ja – ja – und mein Bruder behauptete das immer so fest.«

»Bah, das ist ja Larifari. Sehen Sie, ich habe einen guten Freund, mein bester Freund, der ist von einer Hyäne gesäugt wor-den, und er ist der bravste Kerl, eine Seele von einem Menschen.«

Daran war freilich kein Wort wahr – aber die Hauptsache war doch, daß sie hoffnungsfreudig aufblickte.

»Sie meinen wirklich nicht?«

»I Gott bewahre!«

»Aber wenn wir einen neuen Mann bekamen . . . «

»Ja, wenn nun einmal einer abging, wie bekämen Sie da Ersatz?«

»Die Gefangenen wurden gefragt, ob sie Pirat

[265]

werden wollten, sonst wurden sie getötet – eben geschlachtet.«

O, da brauchte ich nicht zu fragen, ob sich da auch öfters Willige gefunden hätten. Warum auch nicht? Söldlinge oder Piraten, es ist im Grunde genommen ziemlich das gleiche. Nur erwischt werden darf man dabei nicht.

»Und wenn sich nun jemand dazu bereit erklärte?«

»Dann mußte er sich erst verschiedenen Prüfungen unterziehen.«

»Was für Prüfungen?«

»Vor allen Dingen mußte er längere Zeit Hunger leiden.«

»Ach so, und dann wurde ihm Menschenfleisch vorgesetzt, nicht wahr?«

»Jawohl.«

»Wußte er denn überhaupt schon zuvor, daß hier die Hauptnahrung Menschenfleisch bildete?«

»Nein, das wurde ihm nicht gesagt.«

»Und wurde ihm gesagt, daß er jetzt Menschenfleisch zu essen bekäme?«

»Auch nicht.«

»Und was weiter?«

»Erst hinterher wurde ihm gesagt, wenn er schon mehrere Mahlzeiten genossen hatte, daß er Menschenfleisch gegessen habe. Dann wurde ihm stets furchtbar übel, er war entsetzt – aber schließlich gewöhnte er sich daran, er sah es nicht anders, und

mein Bruder behauptete, wer einmal Menschenfleisch genossen habe, der könne niemals wieder davon lassen, es gebe ihm auch einen ganz anderen Charakter.«

Ich erhob mich.

»Wissen Sie, Atlanta, lassen wir diese ganze Menschenfresserei jetzt ruhen, und das für immer. Oder höchstens noch eines! Also, Sie wollten mich davor bewahren?«

[266]

»Ja, ja.«

»Weshalb?«

»Weil – weil . . . «

»Sie wollten mich befreien?«

»Ja.«

»Auf welche Weise?«

»Ich wollte die ganze Mannschaft durch einen Schlaftrunk betäuben.«

»Und dann?«

»Dann waren Sie ja frei, konnten in einem Boote fliehen.«

»Und Sie? Wollten Sie mich begleiten?«

»Ich?«

Ein erschrockener Blick, und dann fing das arme Mädchen wieder an zu weinen.

Ich machte es kurz, nahm sie beim Kopfe und . . . wurde durch einen dumpfen Knall unterbrochen.

Im Nu war ich an Deck.

»Kappen! Kappt die Entertaue!« donnerte da schon Mahlsdorf, der wirklich wie ein Löwe brüllen konnte.

Ich sah es sofort – die ›Ozeana‹ sank mit rapider Geschwindigkeit, und jetzt war keine Zeit, zu fragen, was da geschehen war; wir waren mit dem Schiffe noch durch die Enterhaken verbunden. Ich riß einem Matrosen, der mir nicht fix genug war, die Axt aus der Hand und schlug selber zu, und da ging die ›Ozeana‹ auch schon mit allem, was sich noch darauf befand, hinab in die Tiefe!

Nur im letzten Augenblick voltigierten noch einige meiner Matrosen über die Bordwand – und da schoß noch einer aus dem Wasser empor, der zweite Maschinist. Er wurde an Bord geseilt.

Mein Schreck läßt sich denken! Die Matrosen hatten doch das ganze Schiff durchsucht; einige konnten sich noch immer im Innern befunden haben.

»Alle Mann antreten vor dem Mast!!«

[267]

Nur zwei fehlten: Goliath und der Matrose Pieplack. Aber ich wurde gleich beruhigt.

»Die sind im Lazarett,« hieß es. »Goliath verbindet Pieplacken.«

»Was ist mit ihm?«

Die Piraten hatten doch noch einige Schüsse abgeben können, ehe sie unter die Dampfspritze genommen wurden, aber nur ein Schuß hatte getroffen – den Matrosen Pieplack.

»Schlimm?«

»Nu nee – nu tjo.«

»Was für eine Verwundung ist es denn?«

»He hädd keen . . . «

Ich kann es nicht wiedergeben. Kurz, der unglückliche Schuß hatte meinem armen Pieplack die Möglichkeit genommen, jemals Vater werden zu können. Danach sollte es wenigstens ganz aussehen. Er befand sich in Goliaths Behandlung, und sonst sollte es ihm ganz gut gehen.

Also von meinen Jungen hatte ich niemanden zu beklagen, keiner war zur Zeit der noch rätselhaften Katastrophe im Innern des Schiffes gewesen, nur der zweite Maschinist, der sich aber noch rechtzeitig hatte herausretten können.

Und von dem Seeräuber- und Menschenfresserschiff war nichts mehr übrig – bis auf Atlanta und vier Enterhaken, die noch an unserer Bordwand hingen.

Was für eine Explosion das gewesen – niemand konnte es sagen. Aber eine Vermutung lag ja sehr nahe. Da war eben doch



ein Mann entkommen, hatte das Schiff zum Sinken, vielleicht die Pulverkammer zur Explosion gebracht, um auch uns mit zu vernichten, was aber eben nicht geglückt war.

[268]

### ZUFALL ODER ABSICHT?

»So, so,« sagte Mr. Tischkoff, der sich am anderen Morgen zu seinem gewöhnlichen Spaziergang an Deck eingefunden, nachdem ich ihm Bericht erstattet hatte, und für längere Zeit sagte er nichts mehr, war ganz in Gedanken versunken.

Alles andere hatte ich von Mahlsdorf erfahren.

Was für ein Schreck auf der Kommandobrücke geherrscht hatte, als die auf ihr befindlichen Männer aus den Fluten wieder auftauchten und die Bussole samt dem Kapitän verschwinden sahen, läßt sich denken.

An ein Bootaussetzen war nicht zu denken, die ›Sturmbräut‹ konnte nicht einmal nach Belieben hin und her kreuzen; denn wie auch die Schraube arbeitete, sie war ein Spiel der Wogen und des Sturmes. Das konnte ich auch meiner Jacht gar nicht verübeln. Sie war eben die Braut des Sturmes, und diese hat schon dem Verlobten zu gehorchen, sonst gibt's sicher eine unglückliche Ehe.

Tischkoff befand sich zurzeit in seiner Kabine. Mahlsdorf hatte gegen die verschlossene Tür gedonnert.

»Lassen Sie mich ungeschoren!!« war der einmal unfreundlich gegebene Bescheid meines Kommodores.

»Der Kapitän ist über Bord gewaschen!« schrie Mahlsdorf trotzdem.

»*Nevermind!*« klang es zurück.

Na, da blieb dem Steuermann wohl nichts anderes übrig, als wieder zu gehen.

Am anderen Morgen war Tischkoff, nachdem er, wie gewöhnlich, gefrühstückt hatte, an Deck gekommen, allerdings nicht zur Morgenpromenade, die war nicht möglich, wenn die ›Sturmbräut‹

auch schon die Herrschaft über die Elemente wiedergewonnen hatte. Aber sonst war noch alles ständig unter Wasser.

Und überall natürlich die niedergeschlagensten,  
[269]  
verzweifeltsten Gesichter. Nur das meines Kommodores war es nicht.

»Ist der Kapitän wieder da?«

»Nein.«

»Gut. Mr. Mahlsdorf, Sie behalten das Kommando, ich habe keine Zeit.«

Seltsame Worte, seltsames Verhalten!

»Ich werde mich jetzt für einige Tage gänzlich in meine Kabine zurückziehen,« setzte Tischkoff dann noch erklärend hinzu. »Daß man mich nicht stört.«

»Ja, aber, Mr. Tischkoff . . . «

»Was aber?«

»Was soll denn nun werden?«

»Nun, was denn?«

»Der Kapitän ist fort.«

»Nun, auch ohne den geht die Geschichte ruhig weiter.«

Was Mahlsdorf bei all diesen Worten dachte, konnte er mir dann beim besten Willen nicht sagen.

»Was für eine Geschichte meinen Mister Tischkoff?«

»Die allgemeine Weltgeschichte.«

Da hatte er allerdings recht – die würde auch ohne mich weitergehen.

»Soll ich zurück nach Fanafute?«

»Nein. Steuern Sie immer Südost zu Ost drei Viertel Ost.«

Sprach's, wandte sich, ging von dannen und ward nicht mehr gesehen.

Nun, Mahlsdorf hatte den angegebenen Kurs eingeschlagen. Und in der Nacht des zweiten Tages war die ›Sturmbräut‹ von

einem Segelschiffe um Trinkwasser ansignalisiert worden – und dann waren meine Morsezeichen gekommen.

Das andere weiß der Leser. Was aber sonst hier vorlag, ob das ein ungeheurer Zufall war, daß die ›Sturmbräut‹ dem Piratenschiffe begegnete, auf

[270]

dem ich gefangen war, oder ob sich mein Kommodore hierbei als ein Prophet, schon mehr als ein das Schicksal dirigierender Gott bewiesen hatte – das wußte ich selbst nicht, so wenig wie ein anderer Mensch – nur Tischkoff selbst hätte es sagen können, der aber gab keine Aufklärung, jetzt nicht und niemals.

»Das ist ein hellsehender Prophet,« sagte Mahlsdorf. »Wenn der in seinem todähnlichen Starrkrampfe liegt . . . «

»Bemühen Sie sich nicht um Erklärungen, welche die Person dieses Mannes betreffen,« unterbrach ich meinen Steuermann mit einiger Schroffheit, denn ich war schon wieder der unnahbare Kapitän.

Nur eine vertrauliche Frage mußte ich doch noch stellen.

»Na, Mahlsdorf, was dachten Sie denn, als von dem erleuchteten Bollauge mein geheimes Morsezeichen kam? Wurde es denn gleich bemerkt?«

»Augenblicklich. Ach, Kapitän, wie uns allen da zumute wurde, das kann man nicht schildern . . . «

So will auch ich es nicht tun. –

Jetzt also, im Scheine der Morgensonne, hatte ich meinem wiederaufgetauchten Kommodore berichtet. Ich brauchte gar nicht so ausführlich zu werden; denn ich sah es ihm gleich an, daß ihn dies alles gar nicht interessierte. Er langweilte sich dabei. Ein seltsamer Kauz – nein, ein lebendiges Rätsel, ein menschliches Geheimnis.

»So so,« hatte er also gesagt, als ich meinen bündigen Bericht geschlossen.

Erst nach einer langen Pause, die ich nicht unterbrechen wollte, nahm er von selbst wieder das Wort:

»Es ist keiner der Piraten an Bord der ›Sturmbraut‹ gekommen?«

»Kein einziger. Das Schiff sackte innerhalb einer Viertelminute weg. Und die an Deck befindlichen Piraten waren an Händen und Füßen gebunden

[271]

gewesen, die haben sich nicht durch Schwimmen halten können. Wir konnten keinen einzigen mehr auffischen. Außerdem hatten sich zahlreiche Haifische eingestellt, die haben schnell aufgeräumt.«

»Hm! Also nur das Weib.«

»Ja, nur die. Sie befindet sich in der Kabine, die ich ihr zur Verfügung gestellt habe.«

Ich dachte natürlich, jetzt würde Tischkoff sie zu sehen begehren – aber ich hatte falsch gedacht. Bei diesem Manne durfte man überhaupt keine eigenen Gedanken haben, und so etwas wie Neugier gab's bei dem nun gleich gar nicht.

»In welchem Zustande hatte sich Kapitän Berseck befunden?«

»Das ist schwer zu sagen. Ich selbst habe ihn nicht gesehen, und unsere Leute kannten ihn ja nicht. Einige erzählen, der Mann, der sich zuerst mit dem Entersäbel in der Faust über die Bordwand schwingen wollte, sei auch zuerst von dem kochenden Wasserstrahle getroffen worden, und das wird wohl der Kapitän gewesen sein, die mir gegebene Beschreibung dieses Mannes paßt auch auf Kapitän Berseck. Freilich kann das nur eine sehr mangelhafte Beschreibung sein, unter solchen Verhältnissen.«

»Hm! Sind Sie in den Maschinenraum hinabgekommen?«

»Leider nicht. Nur bis in jene Fleischkammer, von der ich erzählte, und die befand sich im zweiten Zwischendeck.«

»Ist kein anderer hinabgekommen?«

»Nur der zweite Maschinist.«

»Und was sah er?«

»Er spricht nur von einem Röhrensystem, welches er erblickte, an der Stelle, wo er die Maschine vermutete. Dann mußte er sich nach oben retten, nach dem Knalle begann das Schiff sofort zu sinken.«

»Gar nichts von einer Maschine?«

[272]

»Der Ingenieur wenigstens hat nichts davon gesehen.«

»Haben Sie die Schwester des Kapitäns deswegen schon gefragt?«

»Jawohl.«

»Was sagt die?«

»Ja, die hat davon gar keine Ahnung, ist niemals in den Maschinenraum hinabgekommen. Aber eine kleine Maschine sei dennoch vorhanden gewesen, das kann sie mit Bestimmtheit versichern. Doch nicht etwa so groß, wie diese hier von der ›Sturmbräut‹, die ich ihr zeigte. Keine Spur davon. Nur ein kleines Maschinchen. Dann spricht sie ebenfalls von einem Röhrensystem, das wohl die Hauptsache der ganzen Maschinerie ausmachte, und ferner von sechs großen Kesseln, die mit Kohlen gefeuert worden wären. Und dann hat sie das Schiff auch einmal im Trockendock gesehen.«

»Im Trockendock? Wo?«

»In einem indischen Hafen. Aber was für einer das gewesen ist, das weiß sie nicht.«

»Wie ist das möglich?«

»Sie sagt, sie sei damals sehr niedergeschlagen gewesen, und sie ist ja überhaupt ganz menschenscheu. Kurz, sie hat damals das Schiff oder vielmehr ihre Kabine nur ein einziges Mal verlassen, um einmal das Land zu betreten. Da hat sie den Schiffsrumpf von außen gesehen, und sie versichert, daß die ›Ozeana‹ keine Schraube besessen habe.«

»Keine Schraube?«

»Nein. An jener Stelle habe aus dem Schiffsrumpf nur ein starkes Rohr hervorgesehen.«

»Die Schraube war einfach abgenommen.«

»Ich glaube fast nicht. Atlanta versichert, daß sie auch nie eine Schraube gesehen hat, wenn das Schiff bei hohem Seegange aus dem Wasser schlug.«

[273]

»Dann war nur immer das Rohr vorhanden?«

»Nein, auch nicht. Dieses sah sie nur damals im Dock, und es wurde wieder nach innen hineingeschoben.«

»Hin. Sollte dann die Triebkraft darauf beruhen, daß Wasser eingepumpt und mit großer Gewalt wieder ausgestoßen wird? Auf diese Weise Schiffe fortzubewegen ist schon versucht worden, nur war man bisher mit dem Erfolge nicht ganz zufrieden.«

»Dasselbe äußerten schon die Ingenieure, und es ist auch meine Ansicht.«

»Nun, lassen wir das, es hat keinen Zweck. Wenigstens kommen wir auf diese Weise nicht zum Ziele. Kennen Sie die Stelle, wo das Schiff gesunken ist?«

»Ja. Der Mond ging eben auf, ich machte nach ihm eine geographische Ortsbestimmung.«

Ich nannte diese, will hier aber nicht gar zu viel Zahlen geben. Wir befanden uns jetzt etwa acht Seemeilen westlich von jener Stelle.

»Ich bin bisher langsam gegen den Wind angedampft. Ich wußte ja nicht, was ich tun sollte, erhoffte, erst von Ihnen Instruktionen zu bekommen.«

»Die Tiefe dort haben Sie wohl noch nicht gemessen?«

»Doch! Bei zweihundert Meter fand das Lot noch keinen Grund.«

»Zweihundert Meter? Dann leider ist das Wrack auch für mich unerreichbar. Was kann denn die Schwester des Kapitäns nun darüber sagen, wo und wann die Maschine in das Schiff einmontiert worden ist, woher der Bruder sie bezogen hat?«

»Darüber kann sie eben fast gar nichts sagen. Wir haben es ja mit einem Weibe zu tun, welches der Welt ganz entfremdet ist, überhaupt nur in seinen Träumen gelebt hat. Die Maschine wurde eben in jenem Hafen einmontiert.«

[274]

»Gut. Und wohin gedenken Sie nun zu segeln?«

»Wohin Sie befehlen.«

»Ich habe Ihnen nichts zu befehlen.«

»Wohin Sie wünschen.«

»Wollen Sie nicht nach Fanafute zurück und sich Ihre Belohnung abholen?«

»Was für eine Belohnung?« fragte ich verwundert, und ich wußte im Augenblick wirklich nicht, was jener meinen könne.

»Nun, die Lord Seymour auf die Ergreifung dieses Seeräubers gesetzt hat – 100 000 Pfund Sterling.«

»Ich kann den Piraten aber weder tot noch lebendig bringen.«

»Herr, das ist doch nicht so wörtlich zu nehmen. Es handelt sich doch nur um die Vernichtung dieser Bestie in Menschengestalt.«

Tischkoff hatte recht. Ich aber hatte wenig Lust, noch einmal nach Fanafute zu dieser verrückten Gesellschaft zurückzukehren, nur um eine Summe Geld oder gar nur einen Scheck abzuholen. Der Leser kennt ja meine Ansicht über den schnöden Mammon, außerdem entging mir diese Belohnung ja nicht, und mein Kopf hatte sich in der letzten Zeit schon immer mit besonderen Gedanken beschäftigt, was ich auch schon einmal angedeutet habe.

Jetzt gab ich Tischkoff darüber meine Erklärungen und Ansichten.

Schon wiederholt habe ich gesagt, wie die Zeiten der Seeräuber noch längst nicht vorüber sind. Mau liest ja auch immer noch

hin und wieder einmal solch einen Fall in der Zeitung, doch das sind eben immer nur die Ausnahmefälle, die zu den Ohren eines Zeitungsberichterstatters kommen. Sonst kann so ziemlich jedes Segelschiff an der chinesischen, malaiischen, arabischen und marokkanischen Küste mit Sicherheit annehmen, daß es bei Windstille von eingeborenen

[275]

Seeräubern in Dschonken, Prauen oder anderen kleinen Ruderbooten angegriffen wird, und daher eben auch immer die starke Bewaffnung, zu welcher gerade bei Segelschiffen stets auch Kanonen gehören, wenigstens solche Böller, die mit gehacktem Blei oder Nägeln unter Menschen Verwüstung anrichten können.

»Noch immer suche ich nach einen Beruf, nach einer Arbeit für mein Schiff. Solch ein selbständiger Kampf gegen diese Seeräuber, das wäre gerade etwas für mich.«

»Hm, das ließe sich hören,« brummte mein Kommodore.

»Einmal ganz nach meinem Geschmack, zweitens ist das eine nützliche Arbeit, durch welche ich der ganzen Menschheit einen Dienst erweise, und meinen Sie nicht, daß sich so etwas lohnen würde?«

»Das wohl sicher, besonders wenn man auch noch das eigentliche Versteck solcher Seeräuber dabei immer aufstöbern kann. In diesem Augenblick wundert mich nur, daß noch kein anderer auf diese trotz aller Genialität so einfache Idee gekommen ist.«

»Daran wird wohl das schuld sein, daß meine ›Sturmbräut‹ eines der ersten Schiffe ist, welches dessen fähig ist.«

»Wieso gerade Ihre ›Sturmbräut?«

»Nun, weil es ein Schraubendampfer ist. Sie wissen doch, wie sehr enttäuscht man bisher von der Schiffsschraube gewesen ist, wie man immer wieder zum Paddelrad zurückging. Bei meiner ›Sturmbräut‹ hat sich der neue Typ aber nun doch einmal bewährt, und wie selbst jeder geschulte europäische Seemann meine



›Sturmbraut‹ wenn sie nicht gerade dampft, immer für ein einfaches Segelschiff hält . . . «

»Sie haben recht. Sie haben recht!« fiel mir Tischkoff ins Wort, diesmal mit vielem Eifer. »Gut, führen wir Ihr Vorhaben aus! Da bin ich mit ganzer Seele dabei, das ist nämlich auch etwas  
[276]

für mich, selbst wenn ich dabei auch nur den Beobachter spiele, und nun brauchen Sie nicht mehr zu sagen, daß Sie von meinen Ratschlägen abhängig sind. Trotzdem möchte ich Ihnen auch hierzu noch einen Vorschlag machen.«

»Bitte sehr!«

»Welcher Rasse von Piraten würden Sie da zuerst auf den Hals rücken?«

»Ich hatte zuerst an die arabischen Prauen gedacht.«

»Aber da haben Sie doch von hier aus jetzt China viel näher, und an der chinesischen Küste haben Sie auch ein weit größeres Operationsfeld als an der arabischen oder afrikanischen.«

»Das ist es eben. China ist mir gar zu groß, ich bin da gänzlich unbekannt, im roten Meere wie an der Küste von ganz Ostafrika habe ich schon mehr Erfahrung, auch schon mit Seeräubern, habe mit diesen sogar noch ein Hühnchen zu rupfen.«

»Trotzdem möchte ich Ihnen raten, sich erst einmal nach dem näheren China zu wenden.«

»Nun, wie Sie wünschen, und Sie werden mir diesen Vorschlag wohl auch nicht umsonst machen.«

»Allerdings nicht. Ich habe Ihnen doch schon damals gesagt, als wir das Wrack an der patagonischen Küste ausnahmen, daß ich noch mehr solcher Wracks liegen weiß.«

Aha, jetzt fing mein Kommodore wieder mit seinen Wracks an! Nun, das war allerdings auch keine üble Beschäftigung.

»Und,« fuhr er fort, »Sie werden doch ganz gern in doppelter Hinsicht das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden.«

»Sicher werde ich das tun. Sie wissen an der chinesischen Küste ein Wrack?«

»Ja. Ein französischer Segler, der vor zwei

[277]

oder jetzt drei Jahren nahe einer chinesischen Insel gesunken ist.«

»Wo da? Die chinesische Küste ist etwas sehr ausgedehnt.«

»Kennen Sie die Gruppe der Liukiu-Inseln?«

Ich horchte nicht schlecht auf, konnte mich im Augenblicke aber doch nicht gleich entsinnen, wo ich diesen Namen schon gehört hatte. Es mußte erst vor ganz kurzem gewesen sein, und die Nennung dieser Inseln hatte tief in mein Leben eingegriffen; nur so viel war mir gleich bewußt.

»Ja, dem Namen nach kenne ich diese Inselgruppe, sonst nicht weiter.«

»Da ist ein Eiland, nicht gerade das größte, aber doch ein bedeutenderes, welches den Namen Ohosima führt.«

Wir befanden uns noch immer an Deck, Tischkoff klappte den Tisch am Hauptmast herab und breitete darauf eine Weltkarte aus, die er aus der Tasche gezogen – und in diesem Augenblicke schon kehrte mir die Erinnerung zurück!

Der Steuermann oder stellvertretende Kapitän von der »Kalliope« – als er unter meinen Fäusten sein Geheimnis mir freiwillig preisgeben mußte – das mit seiner Perlenbank . . . das war es!!

»Hier sehen Sie,« fuhr Tischkoff fort, mit der Fingerspitze auf die Karte deutend, »hier ist das Inselchen Ohosima – und hier ist die »Laboche« gesunken – oder ganz genau: 28 Grad 3 Minuten 47 Sekunden nördliche Breite, 127 Grad 56 Minuten 19 Sekunden östliche Länge.«

Was sollte ich davon denken?!

Es wäre nicht nötig gewesen, daß Tischkoff meinem Gedächtnis zu Hilfe gekommen – ich habe schon früher gesagt, welch gutes Gedächtnis ich in Sachen Zahlen oder speziell geographischen Ortsbestimmungen

[278]

habe – und ganz genau dieselben Zahlen hatte mir Samuel Haller genannt!

Doch ich beherrschte mich, wollte aber diesmal meinem Kommodore etwas genauer auf den Zahn fühlen.

»Woher wissen Sie, daß dort ein Wrack liegt?«

»Eigentlich,« lächelte Tischkoff, »dürften Sie laut unserer Abmachung ja gar keine solche Frage stellen. Doch bitte, es ist wirklich kein Geheimnis dabei. Es war vor drei Jahren am 16. August, ich befand mich auf einem Schiffe, welches dann ebenfalls bald seinen Untergang fand – da sahen wir, wie dort an jener Inselgruppe von chinesischen Piraten ein Segler angegriffen wurde, die französische ›Laboche‹ von Bordeaux – sie wollte den aufkommenden Ostwind benutzen, um den Piraten zu entgehen – aber sie geriet zwischen die Riffe, wir sahen sie sinken, ohne ihr Hilfe bringen zu können. Nur das konnten wir noch genau bestimmen, daß das Unglück eben auf jenem Punkte passierte. Sie liegt dort höchstens dreißig Meter tief, für unsere Taucher noch recht gut erreichbar, aber nicht mehr für solch einen Chinesen, für den das Wasser überhaupt keine Balken hat. Die Chinesen sind bekanntlich alle wasserscheu.«

Ich fand immer mehr Merkwürdiges in diesen Erklärungen. Aber ich durfte nur ganz vorsichtig fragen.

»Nicht gescheitert, wirklich gesunken?«

»Wir sahen sie spurlos wegsacken. Es muß ein unterseeisches Riff gewesen sein, das ihr den hölzernen Leib aufschlitzte.«

»Kann das Schiff aber nicht viel tiefer gesunken sein?«

»Nein. Ich lotete damals etwa neunundzwanzig Meter Tiefe.«

»Ah, Sie waren schon dort?!« rief ich überrascht.

[279]

»Jawohl, ich allein, d. h. mit einigen Gefährten. Aber wir wurden von chinesischen Seeräubern vertrieben, welche auf diesen Inseln nämlich ihren heimlichen Hauptsitz haben; sie greifen dort

die Schiffe aller Nationen an, welche hier von China nach Korea und Japan gehen und wieder zurück; die Piraten aus der weitesten Umgegend haben hier überhaupt ihr Versteck, in diesen Insellabyrinthen sind sie für moderne Schiffe unangreifbar, und sehen Sie, so können Sie hier gleich ein doppeltes Ziel erstreben, sogar ein dreifaches: ein gesunkenes Wrack ausnehmen, sich von Piraten angreifen lassen und darauf deren Versteck aufspüren, das sicher eine überreiche Niederlage von erbeuteten Sachen birgt.«

Jetzt wollte ich mich nicht mehr wundern, sondern jetzt war mein Entschluß gefaßt.

»Ich habe Ihnen noch nicht erzählt, was ich erlebt habe während meiner Fahrt nach Fanafute, als ich Sie mit der ›Sturmbräut‹ auf der Osterinsel zurückließ.«

»Nun, Lord Seymour erzählte mir schon etwas davon, von der ›Kalliope‹, mit der Sie ankamen.«

»So will ich dem jetzt nur noch etwas hinzufügen.«

Ich erzählte hauptsächlich den Fall mit dem Steuermann, wie dieser mir, um sein Leben zu retten, so ein Geheimnis von einer Perlenbank anvertrauen wollte – wie er ganz genau dieselben Zahlen genannt hatte.

Tischkoff schien überrascht zu sein. Die Hände hinten in die Hüften gestemmt, ging er mehrmals über Deck hin und her.

»Merkwürdig, sehr merkwürdig! Da muß dieser Steuermann etwas von dem Wrack gewußt haben. Aber ich wüßte gar nicht woher.«

»Er sprach von einer Perlenbank.«

»Nein, von einer Perlenbank kann dort keine

[280]

Rede sein. Ich kenne die Gegenden, wo sich Perlmuscheln wohlfühlen. Die Gegend dort sieht gar nicht danach aus. Nein, der hat von dem Wrack gehört, hat dafür nur eine Perlenbank vorgeschoben.«

Ich wäre lieber anderer Meinung gewesen, aber für Tischkoff schien hiermit die Sache erledigt zu sein.

»Mit was war der französische Segler denn befrachtet?« fragte ich dann noch weiter, und das war doch auch wirklich eine Hauptsache.

»Mit indischer Baumwolle.«

»Das ist aber keine Ladung, die sich drei Jahre lang besonders gut in Salzwasser hält,« mußte ich lächeln.

»Nein, nein, mit Baumwolle sollen Sie sich auch nicht wieder einlassen,« lächelte Tischkoff ebenso. »Für uns käme vor allen Dingen die Schiffskasse in Betracht, die mindestens aus 300 000 Francs bestanden hat, und das ist doch schon ein recht annehmbares Objekt. Dann aber waren auch viele chinesische und indische Diamantenhändler auf der ›Laboche‹, die in Indien schon Juwelen eingekauft hatten oder eben das Einkaufsgeld noch bei sich haben müßten. Das alles liegt jetzt auf dem Meeresgrunde, in für uns erreichbarer Tiefe.«

Ja, dann allerdings war das ein Objekt! Woher aber wußte dieser rätselhafte Mann, der er mir noch immer war, nur von alledem?

Als ich über dieses Rätsel nachdachte, stieg mir mit aller Macht eine andere Frage auf, die noch immer nicht berührt worden war.

»Mr. Tischkoff, noch eine Sache möchte ich Ihnen offenbaren.«

War das nicht ein mißtrauischer Blick, der mich traf?

»Welche?«

»Es handelt sich um den Vogelberg bei Fanafute.

[281]

Sie wissen wohl, daß ich mit Lord Seymour dort oben eine Luftballonfahrt . . . «

Es war allein die Bewegung, mit der er seine Uhr zog, welche mich unterbrach.

»Ich weiß, ich weiß,« sagte er erst dann, »Lord Seymour hat mir alles erzählt. Ich interessiere mich nicht dafür.«

Er ließ mich einfach stehen. Ich konnte davon denken, was ich wollte.

Sollte Lord Seymour ihm wirklich trotz unserer Abmachung etwas davon verraten haben?

Daran zweifelte ich sehr.

Dieser geheimnisvolle Mann wollte eben nichts davon wissen, wie er sich niemals in seine Karten blicken ließ.

Doch jetzt war auch meine Neugier überwunden. Ich gab Segelkommandos und der ›Sturmbräut‹ einen neuen Kurs, nordwärts nach China.

#### IM KAMPFE MIT CHINESISCHEN PIRATEN.

Am neunten Tage sahen wir in weiter Ferne die Umrise des Gebirges, welches diesem chinesischen Inselarchipel angehört, nebelhaft auftauchen. Wir brauchten unseren Dampfer nicht erst zu maskieren, denn die letzte Zeit hatten wir immer direkten Südwind hinter uns gehabt.

Wenn ich meinen Jungen jemals eine Freude gemacht habe, so war es damals, als ich ihnen meine Pläne für die Zukunft auseinandersetzte.

Einen ständigen Krieg gegen Seeräuber zu führen, ihnen die schon gewonnene Beute wieder abzunehmen – ja, das war so etwas für diese Burschen.

Nun handelte es sich aber auch darum, vorsichtig zu sein. Erst mußte ein regelrechter Kriegsplan

[282]

ausgeheckt werden, und jeder Mann durfte dabei seine Ansicht geben.

Denn schließlich ist die Sache doch nicht so einfach, wie ich sie bisher immer behandelt habe.

Es wäre trotz alledem, wenn damals Schraubendampfer für chinesische Piraten noch etwas Neues waren, seltsam gewesen,

wenn nicht auch andere Schiffe, Segler, schon auf einen ähnlichen Gedanken gekommen wären, und schließlich können doch selbst die Paddelkästen eines Dampfers verdeckt werden.

Da kommt zunächst die ganze Angriffsweise der Piraten in Betracht, speziell dieser chinesischen.

Die sehen sich doch auch erst ein Schiff an, welches bei Windstille hilflos auf dem Wasser liegt, ehe sie hinter den Inseln, die immer ihr Versteck bilden, in ihren gebrechlichen Booten hervordern.

Wenn ich sagte, daß jeder Segler bei Windstille an der Küste von chinesischen oder anderen Piraten angegriffen würde, so ist das doch nicht ganz wörtlich zu nehmen.

Einmal nähert sich gar kein Schiff, ob Dampfer oder Segler, so sehr der Küste, zumal wenn diese so gut wie unbekannt ist. Und so ein weit draußen liegendes Schiff wagen solche eingeborene Seeleute auch niemals anzugreifen. Der Wind kann doch noch aufkommen, gleichgültig von welcher Richtung – na, und was wollen denn dann solche gebrechliche Fahrzeuge gegen einen derartigen Riesen anfangen? Der segelt doch alles sofort über den Haufen, ganz abgesehen davon, daß diese Ruderboote nicht mit unseren modernen zu vergleichen sind, einen nur etwas hohen Seegang gar nicht aushalten.

Nein, es muß ein verschlagenes Segelschiff sein, das sich aus Versehen der Küste zu sehr genähert hat, dann erst wird es von der Windstille überrascht. Hier nun fühlen sich diese seeräuberischen Küstenbewohner in ihrem Elemente, da greifen sie auch das

[283]

größte Schiff mit unerhörter Kühnheit an, und geht die Sache schief – na, dann sind sie mit wenigen Ruderschlägen gleich wieder an ihrer Küste, wo sie jeden Fußbreit kennen, wohin ihnen auch kein anderes Boot folgen kann, ohne von unterseeischen Riffen aufgeschlitzt zu werden.

Wie es überhaupt möglich ist, daß solche primitive Boote, und seien es auch viele Dutzende, so ein großes Schiff überrumpeln? Bei arabischen Piraten hatte ich es selbst beobachten können. Das machte eben der Fanatismus dieser Mohammedaner. Mochten wir auch noch so viele Prauen in den Grund schießen, einige kamen doch heran, und nur ein Enterhaken brauchte zu fassen, so waren die Araber, den Dolch zwischen den Zähnen, schon wie die Katzen heraufgeklettert, und schon ein einziger hatte dann tüchtig zwischen uns aufgeräumt, ehe ihn eine Kugel niederwerfen konnte.

Wenn wir damals entkommen waren, so hatten wir dies nur unserer vortrefflichen Bewaffnung zu verdanken gehabt, sowohl den Geschützen, als weil wir Matrosen, ausgesuchte Männer, alle mit der blanken und mit der Schußwaffe umzugehen gewußt hatten, und Disziplin hatten wir alle im Leibe gehabt.

Aber bei den meisten Segelschiffen ist das doch gar nicht der Fall. Sie haben einige Böller an Bord, weiter nichts. Denn wer denkt auch an solch einen Angriff von Seeräubern! Das sind doch immer nur die seltensten Ausnahmefälle. Desgleichen sind Matrosen immer auch die allerschlechtesten Schützen und überhaupt Kriegshelden. Daß dem so ist, zeigen am besten die Rekruten in der deutschen Marine. Lauter wackere Burschen, die sich vor Gott und Teufel nicht fürchten, gewiß, meine Hochachtung – aber sonst – wer von diesen Kerlen hat denn schon einmal ein Gewehr in der Hand gehabt? Und von einer kriegstüchtigen

[284]

Ausbildung auf Frachtschiffen ist natürlich keine Rede.

Kurz, bei uns war das damals auch nur so ein Zufall gewesen, daß wir diesen arabischen Piraten entkommen waren.

Und wie war's bei den chinesischen Seeräubern? Deren Hauptangriffswaffe, eine fast unwiderstehliche, sollten die Stinktöpfe sein.

Es war zufällig kein einziger bei mir an Bord, der schon mit chinesischen Piraten Bekanntschaft gemacht hatte. Erzählen konnten



sie alle davon, ich auch, auch von den mörderlichen Stinktöpfen, aber . . . die praktische Erfahrung fehlte eben.

Was helfen da alle Bücher? Die erzählen, daß es irdene Töpfe sind, mehr irdene Granaten, mit einer Mischung angefüllt, deren Herstellung ausschließlich das Geheimnis dieser chinesischen Piraten ist, die ebenfalls eine Kaste für sich bilden. Das Geheimnis erbt also immer vom Vater auf den Sohn, es bleibt in der Genossenschaft. Das Gas, das sich beim Zerplatzen entwickelt, ist wahrscheinlich das auch unseren Chemikern bekannte Kakodyl, ein schrecklicher Stoff. Nicht allein ist der fürchterliche Gestank betäubend, sondern es wirkt direkt giftig. Also nützen auch Nasenklammern nichts. Man soll versuchen, mit langen Bambusstangen die Töpfe den Chinesen schon zwischen den Händen zu zerschlagen, dann muß die ganze Bootsbesatzung selbst schleunigst ins Wasser springen.

Nur einer hätte uns wohl genauer instruieren können: Mr. Tischkoff, aber der hatte sich während der ganzen Fahrt wieder einmal in undurchdringliches Schweigen gehüllt.

Nun, wir würden schon sehen, wie wir fertig wurden. Die Erfahrung mußte schließlich von ganz allein kommen. Jetzt beteten wir nur, ganz im Gegensatz zu anderen Schiffsmannschaften, daß uns die Piraten nicht verpaßten.

[285]

Doch alles war und blieb uns günstig. Am Abend desselben Tages, noch immer so weit entfernt von der Inselgruppe, daß auch unser großes Schiff durch das beste Fernrohr kaum bemerkt werden konnte, flaute der Südwind ab bis zur gänzlichen Stille, und nun konnten wir flott dampfen, direkt unserem Ziele zu, natürlich mit verdeckten Lichtern, während die in der sonst finsternen Nacht funkelnden Sterne unsere sicheren Führer waren. Denn daß wir uns sonst über Richtung und alles andere aufs genaueste orientiert hatten, ist selbstverständlich.

Bei Anbruch der Morgendämmerung lagen wir bei völliger Windstille als ein totes Segelschiff da, kaum einen Kilometer von der Küste ab.

Diese Küste gehörte einer Insel an, wie solche noch zahllose vorhanden waren. Sonst ist nichts weiter darüber zu sagen. Zum Teil gebirgig, zum Teil flach, aber alle unwirtlich, ohne irgendwelches Zeichen einer Vegetation, ohne Leben, selbst die Seevögel fehlten.

Von den Liukiu-Inseln ist ja absolut noch nichts bekannt. Auf den Seekarten ist ein warnender Kreis darum gezogen, die nautischen Handbücher erzählen von ihnen, daß dort chinesische Fischer wohnen, welche alle mehr noch dem Seeräuberhandwerke nachgehen.

Nun, da brauchte man sich nicht zu wundern, wenn nichts von Menschen und deren Ansiedlungen zu bemerken war.

Es wurde gelotet und die geographische Berechnung nach der aufgehenden Sonne gemacht, was ja auch jedes andere hierher verschlagene Segelschiff getan hätte, und danach wurde bestimmt, daß dies wahrscheinlich gerade die Insel Ohosima sein müsse, denn wir waren von jenem angegebenen Punkte kaum noch sechshundert Meter entfernt. Der Zufall hatte uns hierhergetrieben.

[286]

»Jawohl,« sagte Tischkoff, die zerrissenen Küsten durch ein Fernrohr musternd, »dort, wo sich das halbmondförmige Vorgebirge ins Meer schiebt, dort wurde vor drei Jahren das französische Schiff von den Chinesen angegriffen und ... da sind sie ja schon wieder!«

Ja, da waren sie schon! Hinter einem gebirgigen Vorsprung kam ein Boot hervor, ein zweites folgte – und erst als wir deren sechszwanzig gezählt hatten, schien der Vorrat erschöpft zu sein.

Ich will auch diese chinesischen Ruderboote Prauen nennen, im Gegensatz zu den Dschonken, den Segelfahrzeugen. Also, es waren ausschließlich Prauen, immer von mindestens sechzehn Mann gerudert, dann aber noch eine Menge andere Chinesen darin, so daß ich die ganze Bande, die uns da angreifen wollte, auf rund tausend Köpfe schätzen mußte.

Die Rechnung stimmt, sechsundzwanzig Boote waren es, und vierzig Mann waren mindestens in jedem, lauter wilde Gesichter, meist mit lang herabhängendem Schnurrbart, überhaupt trotz des harlekinartigen Anzuges wirklich wilde, verwegene Gestalten, alles gespickt mit endlos langen Gewehren und Pistolen und unheimlich krummen Schwertern, und nun dazu ein Höllengebrüll ...

Nun, gerade ich bin derjenige, welcher jeder Schiffsmannschaft verzeihen will, wenn ihr beim ersten Anblick solch einer Bande *unisono* das Herz in die Hosen rutscht! Faktisch, wer diesen Anblick zum ersten Male gehabt hat, und er behauptet, er habe dabei einen kalten Kopf behalten, der ist einfach ein Renommist, und mag er auch sonst in Wirklichkeit der bravste Kerl sein, der sich weder vor Gott noch Teufel fürchtet.

Man braucht ja auch nur das eine zu bedenken: tausend solcher bis an die Zähne bewaffneten Banditen gegen ein manövrierunfähiges Segelschiff, das unter

[287]

normalen Verhältnissen doch immer nur etwa zwanzig Mann an Bord hat – ja, wo in aller Welt soll denn das hin?!!

Wenn gerade wir den Kopf nicht verloren, so kam das nur daher, weil wir uns doch in längstbesprochener Absicht auf dieses Abenteuer eingelassen, es heraufbeschworen hatten. Und außerdem: wir waren eben Seezigeuner, so halb und halb ebenfalls schon Piraten, jedenfalls Menschen, die verdammt wenig noch zu verlieren hatten!

Es war Instruktion, mein Befehl, daß meine Jungen jetzt scheinbar den Kopf verlieren und planlos durcheinanderlaufen mußten. Damit nämlich die Banditen dort nicht etwa Lunte rochen, wie gut wir schon auf ihren Empfang vorbereitet waren.

Denn daß ich darin nichts unterlassen hatte, das ist wohl selbstverständlich.

Ich hatte meine Jungen, auch die Heizer, während dieser letzten acht Tage nicht schlecht exerzieren lassen, jeder hatte mit Entenflinte und Revolver gegen hundert Patronen nach den verschiedensten Zielen verplatzen müssen, die Bedienung an den kleinen und großen Geschützen ging tadellos, nicht minder das Schießen oder vielmehr das Treffen, an einem Strohrnanne war jeder einzelne darauf eingeübt worden, wenn irgendwo ein Mensch mit dem Kopfe über die Bordwand guckte, ihm diesen Kopf mit Eleganz wegzuhacken, auch sich an die Bordwand klammernde Hände waren zur Uebung darangekommen – bei mir waren in den letzten acht Tagen immer nur menschliche Gliedmaßen gekappt worden – und dann nicht zu vergessen das Zerschlagen von alten und neuen Töpfen und Holzeimern mittels langer Bambusstangen, die sich un Kielraum vorgefunden hatten, und das durfte nicht bloß so *pro forma* geschehen, um überhaupt nur das Ziel zu treffen – o nein, so was gab's bei mir

[288]

nicht! – die Suppenterrine und der Holzeimer mußten beim Schlage mit der Stange in Trümmern gehen.

Denn was hilft's denn, wenn man an solch einem Stinktopfe nur ein bißchen herumklopft? Kaputt muß er gehen, daß die Chinesen das Parfüm selber in die Nase kriegen!

O, wir waren auf einen gesegneten Empfang eingerichtet!

Was ich sonst noch alles vorbereitet hatte, kann ich hier ja gar nicht schildern. Kurz, wenn jetzt auch alle meine Jungen wie die erschrockenen Hammel kopflos durcheinanderliefen, der Stimme des Schäfers nicht achtend – jeder wußte seinen Posten, und er

würde im Augenblick daran stehen, sobald meine Knochenpfeife schrillte.

Enochs Posten aber war wiederum an der Spritze! Wenn sich das Wasser unterdessen auch, weil nicht mehr gefeuert werden durfte, auf 90 Grad Celsius abgekühlt hatte, das reicht noch immer, um einen schwarzen Krebs rot zu machen.

So war ich der einzige, wenigstens an Deck, welcher das Kommen der Piraten mit Ruhe beobachten konnte. Durch die ein wenig geöffneten Geschützpforten lugten ja noch andere scharfe Augen.

Unter wütendem Gebrüll kamen sie heran, sehr schnell, die Ruderer legten sich ganz mächtig ins Zeug. Ich kalkulierte. Die langen Feuersteingewehre von Anno dazumal waren wenig zu fürchten, sehr die Frage, ob die überhaupt losgingen. Und nicht besser sah es mit den Pistolen aus. Mit den modernen Schußwaffen, die sie doch manchmal erbeuteten, wußten diese konservativen Chinesen wahrscheinlich nichts anzufangen. Ganz achtunggebietend dagegen sahen die Dolche und besonders die ungeheueren, krummen Säbel aus, und es waren gar nervige Arme, von denen sie schon drohend gegen uns geschwungen wurden.

[289]

Aber nach den berühmten Stinktöpfen spähte ich vergebens aus. Diese lagen wohl am Boden der Prauen, oder ... vielleicht und hoffentlich war den Piraten aus dieser Gegend hier solch eine Stänkerwaffe unbekannt.

Jetzt bildeten sie einen Halbkreis, sie wollten das Schiff umfahren, um es dann von allen Seiten zugleich anzugreifen – so weit durfte ich es aber nicht kommen lassen – unterdessen waren sie auch so weit herangekommen – der Tanz konnte beginnen!

Und meine Knochenpfeife gab das Signal zum Tanz! Eine Breitseite von fünf Vierundzwanzigpfündern eröffnete ihn, nicht mit Granaten oder Vollkugeln geladen, sondern ausschließlich mit

mühsam gehacktem Blei und alten Nägeln, bis an den Rand vollgepfropft. Eine ganze Woche hatten zwei Matrosen gehackt.

Jedes Geschütz hatte sein Ziel getroffen, immer die äußersten Boote, so hatte ich bestimmt. Hei, gab das einen Tanz! Zu beschreiben ist ja so etwas nicht. Fünf Prauen waren verschwunden, aber das gehackte Blei war noch weiter gestrichen, auch noch dahinter wälzten sich brüllende Menschen in langsamer sinkenden Booten.

Doch von einer Flucht oder nur von einem Stillstand war keine Rede. Es war vorauszusehen, gewesen, wie es kommen würde. Nur noch einmal konnten die fünf Geschütze auf dieser Seite geladen und abgefeuert werden, noch fünf weitere Prauen sanken auf der Stelle, dann konnte nicht einmal mehr die auf Deck postierte Drehbasse Verwendung finden, die Boote waren schon zu dicht heran.

Unsere Gewehre sprachen jetzt allein. Auch die Piraten schossen die ihren ab, indes, wie ich geahnt, ohne jeden Erfolg.

Wir gaben's ihnen tüchtig. Auch von Gewehrkugeln durchbohrt sank eine Praue nach der anderen.

[290]

Aber wir konnten nicht hindern, daß die letzten acht herankamen. Und bei aller Kampfeshitze, die mich gepackt, mußte ich doch noch immer staunen ob solcher zäher Todesverachtung dieser Chinesen!

Dann begann der Kampf Mann gegen Mann. Die unten warfen mit Enterhaken, wir konnten nicht mehr lange feuern, wir mußten Gewehr und Revolver mit Bambusstangen vertauschen, denn jetzt tauchten auch die berühmten Stinktöpfe auf, tönernerne Gefäße von Kürbisgröße.

Ich selbst hatte mich mit einer sechs Meter langen Stange bewaffnet und schlug auf alles los, was Kopf und was Topf war.

Dabei hatte ich nur ein Feldgeschrei: »Enoch, Bootsmann, an die Spritze, an die Spritze!!«

Ja, mich hatte schon längst ein Todesschreck erfaßt.

Wo blieb nur der Kerl mit seinem warmen Wasser?

Himmel, wenn an der Dampfpumpe etwas passiert war, dann Gnade uns . . .

Da, als ich eben einen bezopften Kopf, der über der Bordwand auftauchte, mit meinem Entersäbel wie eine Melone in zwei Hälften spaltete, schlug etwas neben mir auf, es barst, und gleichzeitig wurde die Luft von einem Odeur erfüllt, der mir fast augenblicklich die Besinnung raubte – doch es sollte nicht so weit kommen, der Anblick meines krummbeinigen Bootsmannes gab mir die Besinnung wieder, er spritzte soeben die Scherben und die Materie mit seinem Schlauche weg, und in so etwas hatte ja mein Bootsmann nun was los, im Nu war das ganze Zeug durch die Wasserklappe gespült – und im nächsten Augenblick bekam den dicken, kochendheißen Wasserstrahl ein Chinese ins Gesicht, der eben seinen krummen Säbel auf mich schwang.

Mein Enoch spritzte weiter und – da war's

[291]

vorbei! Da hatten wir im Nu gesiegt! Es ist ja wirklich wunderbar, was man mit heißem Wasser alles machen kann! Nicht nur Eier und andere Sachen kochen. Nur ein kleines Spritzerchen ins Gesicht, an den Hals, auf die nackte Brust – und wer da nicht gleich alles fahren läßt, um sich brüllend kopfüber in die kalten Fluten des Meeres zu stürzen, der wäre ja gar kein Mensch.

Ich hatte übrigens meinem Enoch bitteres Unrecht getan. Ich hatte im persönlichen Handgemenge nur die Uebersicht verloren gehabt. Es waren schon einige Prauen hintenherum gekommen, hatten das Schiff von der anderen Seite angegriffen. Diese hatte Enoch mit seiner Dampfspritze zunächst besiegt, dann war er zu uns gekommen – allerdings im letzten Augenblicke.

Ich gestehe ganz offen: ohne Enochs Dampfspritze wären wir zuletzt doch noch unterlegen, und das sogar sehr bald.

So aber waren wir eben Herren des Schlachtfeldes. Was noch lebte und sich in Prauen befand, das hatte Enoch in die Flucht gespritzt.

Es waren nur noch sieben Prauen, welche eilends dem Lande wieder zustrebten. Mit einem schnell ausgesetzten Boote hätten wir sie mit Leichtigkeit einholen können, aber wir hatten es ja viel bequemer, brauchten uns dabei auch nicht zu trennen.

Es war ja alles und jedes schon vorbereitet gewesen. Die Heizer hatten sich nicht am Kampfe beteiligt, waren immer unten in ihrem Revier gewesen, und kein Kommando war vergessen worden; sobald die Schießerei begann, hatten sie helles Feuer unter die Kessel machen müssen, noch einiges fettgetränktes Holz hinein, und so hatten wir jetzt schon wieder volle Dampfspannung, konnten den Prauen nachjagen.

Im Nu waren wir mitten zwischen ihnen. Und  
[292]

da sah ich einmal die eigentliche Natur des Menschen hervorbrechen. Wir hätten die Prauen einfach mittendurch schneiden können – nein, meine Jungen mußten ihren Blutdurst stillen, einzeln nahmen sie die Chinesen aufs Korn – und ich tat dasselbe, ohne ein ›leider‹ hinzufügen zu müssen. Es waren ja Piraten, Menschenjäger.

Aber die ins Wasser Gestürzten oder freiwillig Hineingesprungenen wurden geschont. Aus gutem Grunde. Schon gleich nachdem die Prauen in die Flucht geschlagen worden, als der Dampfer nur noch nicht ganz manövrierfähig war, waren meine Matrosen eifrigst damit beschäftigt gewesen, möglichst viele der im Wasser schwimmenden Chinesen aufzufischen, und das geschah auch jetzt mit den Ueberlebenden der sieben letzten Prauen.

Auf dem ersten Blick mochte es aussehen, als wäre es klüger gewesen, die fliehenden Prauen in einem oder mehreren Booten zu verfolgen, sie aber mit Absicht nicht einzuholen. Vielleicht, daß wir hier gleich ihr Versteck gefunden hätten, wir brauchten ihnen



eben nur zu folgen. Doch dies alles hatten wir schon im voraus erwogen.

So dumm wären diese Chinesen wohl schwerlich gewesen. Kein Fuchs, kein wildes Tier eilt bei einer Verfolgung direkt seinem Bau zu. Sie hätten uns vielmehr trennen und in einen Hinterhalt, mindestens in die Irre locken können, und wir wußten ja gar nicht, über welche Kräfte sie noch verfügten.

Nein, so war es jedenfalls viel besser! Jetzt hatten wir drei Dutzend Gefangene, konnten noch mehr machen, dort hinten wimmelte das Wasser noch von Schwimmern, und das wäre doch der Teufel gewesen, wenn nicht ein Verräter darunter war. Denn bei solch einem Piraten schreckte ich vor nichts zurück, um ihn zu einem Geständnis zu bringen.

[293]

Zunächst hielt ich eine Musterung über meine eigenen Leute ab. Der Matrose Werner hatte einen Stich in den Oberarm bekommen, ein anderer hatte einige gequetschte Finger. Das war alles.

Dann wandte ich mich, während der Dampfer langsam hin und her fuhr, um noch mehr Schwimmende aufzufischen, welche Arbeit uns aber bald die sich einstellenden Haie abnahmen, unseren Gefangenen zu. Jetzt machten die Chinesen gar keinen wilden Eindruck mehr, vielmehr einen recht jämmerlichen. Sie schnaterten und winselten mich von allen Seiten an, beteuerten wahrscheinlich ihre Unschuld.

Ich war in Verlegenheit, wie ich mich mit den Burschen verständigen sollte.

»Ueberlassen Sie mir das Verhör,« sagte Tischkoff, der übrigens vorhin seine Donnerbüchse ebenfalls recht brav gehandhabt hatte.

»Ich kann auch Chinesisch, Massa,« ließ sich da Goliath vernehmen.

Daß dieser Allerweltsneger auch das konnte, war mir äußerst lieb. Denn – ich weiß nicht – ich hatte doch gar keinen Grund

zu einem Mißtrauen – aber mir kam es auch gleich vor, als ob Tischkoff ein etwas verdrießliches Gesicht mache. Doch ich konnte mich auch täuschen.

Das Verhör begann. Natürlich war zuerst nichts herauszubringen. Entweder unschuldig wie die Lämmer, oder stumm wie die Stockfische. Der Allerunschuldigste versicherte uns, die Prauen hätten das Segelschiff wegen der Windstille nur ins Schlepptau nehmen wollen, und der störrische Stockfisch war plötzlich tot, hatte seine Zunge verschluckt, und zwei andere mußten wir hindern, sich die Pulsader aufzubeißen.

Für uns aber waren all diese möglichen und unmöglichen Entschuldigungen und anderen Aussagen insofern wichtig, als dies uns verriet, daß sie vorher deswegen keine Verabredungen getroffen hatten. So

[294]

ein Fehlschlag war ihnen eben noch gar nicht passiert.

Deshalb wurden sie nun alle schnell isoliert, jeder wurde einzeln vorgenommen.

Nachdem der Betreffende freundlich ausgefragt worden war, wurde er noch einmal unter Tortur genommen. Wir haben sie gemartert. Daraus mache ich gar kein Hehl. Na, es ging ja auch noch immer menschlich dabei zu. Auseinandergereckt und auf glühende Kohlen gesetzt haben wir keinen. Nur ein bißchen geknickt und mehr noch geprügelt. Es gab wohl ein paar gebrochene Knochen dabei, aber sonst passierte nichts weiter.

Da aber erst zeigte sich, was für hartgesottene Sünder diese Chinesen waren, und wie angebracht bei ihnen eine nachhaltigere Tortur war!

Zuerst hatten sämtliche geleugnet, auch wenn sie schon zugaben, professionelle Seeräuber zu sein, eine besondere Niederlassung mit Frauen und Kindern zu haben. Ja, sie seien wohl Piraten, aber ohne jeden Anhang, und jetzt seien sie eben samt und sonders vernichtet worden.

Als sie nun einzeln mit mehr oder minder Prügel vorgenommen wurden, waren sie schon eher geständig. Ja, sie hätten ein Versteck, eine ganze Niederlassung, wo sich noch andere Männer und ihre Familien, wie auch kostbare Waren befänden.

Nun aber widersprachen sich die einzelnen Angaben über die Anzahl der Mitglieder, wie über die Lage dieser Insel fortwährend, und wenn sie unter größeren Schmerzen endlich die richtige Aussage machten, so stimmte diese wieder mit der von anderen nicht überein, obgleich doch alle ein und derselben Bande angehörten.

Was war da zu machen? Auf diese Weise wurden wir bei Lebzeiten nicht fertig.

[295]

Ich wollte mich einmal mehr auf die Menschenkenntnis, auf die Physiognomik verlassen.

»Nehmen wir den einmal vor,« sagte Tischkoff, einen noch jungen, bartlosen Chinesen mit etwas unschuldigerem Gesicht meinend, und gerade den hatte auch ich mir schon ausgesucht.

Sollte man für möglich halten, daß selbst im Leben solcher chinesischer Piraten die Liebe noch die Hauptrolle spielt?

Dieser Jüngling versprach uns, noch ehe er einen Schlag erhalten hatte, uns nach jenem Versteck zu führen, wenn er . . . dafür als Belohnung ein näher benanntes und bezeichnetes Chinesenmädchel, also eine Angehörige der Piratenkolonie, als seine Frau zugesichert bekäme – und natürlich auch die Freiheit, um diese Liebe in Ruhe genießen zu können.

Ich gab die Zusicherung, beschwor sie auf christliche, chinesische und noch andere Weise, dabei zuletzt auf einem Beine balancierend, worauf uns der Jüngling nähere Details erzählte, und nun, da wir solche bringen konnten, gaben auch die meisten anderen Gefangenen klein bei, und nun wußten wir, wohin wir uns zu wenden hatten.

Hier machen wir in Jansens persönlichen Erzählungen einen großen Sprung.

Er hält sich nämlich noch zwei Monate mit seiner ›Sturmbraut‹ in den chinesischen Gewässern auf, wohl viele Abenteuer bestehend, uns aber doch nichts Neues bietend, und wie wir dies alles überspringen, so können wir auch den Schluß jenes ersten Abenteuers mit chinesischen Seeräubern in Kürze wiedergeben.

Von Lotsen geleitet, gelangt die Besatzung der ›Sturmbraut‹ in Booten nach der Piratenkolonie, diese ist aber schon verlassen, und was an Beute vorgefunden wird, an Reis, Salz und dergleichen, ist nur sehr gering.

[296]

Das nächste Ziel ist das gesunkene französische Schiff. Tischkoffs Angabe erweist sich als Tatsache, in dem für Taucher zugänglichen Wrack wird die ansehnliche Schiffskasse gefunden, bei den Skeletten, die Händlern angehört haben, andere größere Geldsummen, ferner auch reiche Schätze an Diamanten.

Aber auch jener Steuermann hatte keine falsche Aussage gemacht, das Wrack sitzt tatsächlich auf einer Perlmuschelbank, die eine ziemliche Ausbeute ergibt.

Nachdem sie einige Wochen hier mit dieser Arbeit verbracht haben, kann sich Jansen einen schwerreichen Mann nennen, der keine fremde Unterstützung mehr braucht.

Unterdessen hat sich seine Ansicht ganz bedeutend geändert. Zuerst hat er wohl noch chinesische Piraten zu bekämpfen gesucht, weil er das für einen ebenso abenteuerlichen wie nützlichen Beruf hält, aber . . . die Piraten wollen die ›Sturmbraut‹ nicht mehr überfallen, dieses Schiff ist an der ganzen Küste schon bekannt geworden.

Außerdem findet Jansen an so etwas eben keinen Geschmack, immer in ein und demselben Gewässer, und sei dieses auch noch so groß, herumzusegeln und sich mit Chinesen herumzuprügeln, die ihm ja gar keinen ernstlichen Widerstand bieten können.

Er erinnert sich seines früheren Ideals, immer recht viel angenehme Gesellschaft um sich zu haben, und die Idee kommt ihm, seine ›Sturmbraut‹ ganz als Passagierdampfer zu verwenden. Da braucht ja nicht immer ein und dieselbe Linie in Betracht zu kommen. Schon damals hat es reiselustige Personen genug gegeben, welche sich zusammentaten und einen eigenen Dampfer, noch früher ein eigenes Segelschiff mieteten, oder sie gingen zusammen eben als Passagiere an Bord, machten als solche eine Reise um die ganze Welt, wenn das damals auch noch nicht so Mode war wie jetzt.

[297]

Gedacht, getan – in den Dienst eines solchen Unternehmens will Jansen seine ›Sturmbraut‹ fernerhin stellen. Dabei bleibt er ja immer noch ganz selbständig. Passagiere genug will er dazu schon finden, und ihm kommt es jetzt ja gar nicht mehr darauf an. Nur kann er zu diesem Zwecke nicht auf dieser Hälfte der Weltkugel bleiben, auch die Westseite Amerikas ist dazu nichts, da käme überhaupt nur San Francisco in Betracht – er muß wieder herum um Kap Horn, dann steht ihm für seine Pläne das kultiviertere Amerika oder Europa offen.

Ruhig hat Tischkoff Jansens Auseinandersetzungen gelauscht, leise lächelnd, aber ohne ihm zu widersprechen, durch Kopfnicken scheinbar mit allem einverstanden.

So geht es wieder zurück durch die Südsee und, ohne Fanafute oder die Osterinsel noch einmal berührt oder auch nur gesehen zu haben, um Kap Horn herum und dann wieder hinauf nach dem wärmeren Norden.

Es ist jetzt schon das Jahr 1861, anfangs März, die ›Sturmbraut‹ hat bereits den Aequator, die Bahamainseln hinter sich, da erleidet sie im Sturm die erste Havarie, eine leichte nur, welche sie aber doch zwingt, den nächsten Hafen aufzusuchen, und das ist Charleston in Südkarolina.

Hier beginnen wir wieder mit unseres Helden eigener Erzählung.

#### DER BLOKADEBRECHER WIDER WILLEN.

Ich traute meinen Augen nicht, als ich Charleston wiedererblickte, dem ich vor fünf Jahren einen Besuch als Matrose abgestattet hatte.

Die Stadt selbst schien sich nicht vergrößert, nicht  
[298]

verändert zu haben, die alte, noch von den Spaniern erbaute Festung beherrschte von ihrem Felsen noch immer den Hafen – aber nun dieser Hafen selbst!

Ich glaubte mich plötzlich nach Hamburg oder nach Liverpool versetzt.

Ein bedeutender Hafen ist Charleston ja immer gewesen, aber doch nur wegen seiner günstigen Lage und wegen seiner guten Docks, als Handelsplatz hat es sonst nie einen besonderen Ruf gehabt, gar nicht zu vergleichen mit New-Orleans, von New-York, Boston und Baltimore nun gleich gar nicht zu sprechen – damals hatte ich vielleicht zwei Dutzend Schiffe gezählt, von denen zwei Drittel Charleston, so wie ich jetzt, nur deshalb aufgesucht hatten, um Dock oder Reparaturwerkstätten zu benutzen – und heute lag vor mir ein unübersehbarer Mastenwald, vielleicht Hunderte von Schiffen aller Größen und Typen, an deren Toppen die Flaggen aller Nationen flatterten.

Was sollte das bedeuten?

»Hier ist irgend etwas los,« sagte Mahlsdorf.

Ja, und das mußte etwas ganz Unerklärliches sein – so lange wir es nicht wußten.

Wir waren ja reichlich seit einem halben Jahre ohne jede Kenntnis von der Weltgeschichte, aber auch daß sich Charleston innerhalb der letzten fünf Jahre zu solch einer kolossalen Handelsstadt entwickelt hätte, das war ebenfalls ganz ausgeschlossen,

das hätten wir doch schon vorher erfahren, und dann hätten wir solch einen Bericht noch immer für ein Märchen gehalten.

»Hier ist vielleicht Gold gefunden worden, das braucht erst vor einem Monat gewesen zu sein, und nun wird Charleston so aus der Erde emporschießen, wie damals San Francisco.«

Nein, nein, ich konnte dieser Vermutung meines zweiten Steuermanns nicht beistimmen. Da hatte der erste viel mehr recht, hier war eben irgend was los.

[299]

Meine ansehlende ›Sturmbraut‹ mit ihrem geknickten Mittelmast, unter vollem Signalement einen Lotsen begehrend, rief eine ungeheuere Erregung hervor; kaum hatte ich die Flaggen gezeigt, als es in dem ganzen dicht zusammengedrängten Schiffsfelde wie in einem Ameisenhaufen zu wiebeln begann, das pflanzte sich auch nach der Stadt fort, in der Sonne blitzten Tausende von Fernrohren, die auf mich gerichtet waren, und sämtliche Lotsenkutter veranstalteten ein Wettrennen, um mich zuerst zu erreichen.

»Nord oder Süd!« schrie der grauhaarige Lotse herauf, welcher der Glückliche geworden, noch ehe er sich über die Bordwand geschwungen hatte.

»Nord oder Süd?«

»Was wollen Sie?«

»Lincoln oder Davis, Nord oder Süd, wozu halten Sie?«

Ach so, da ging mir eine kleine Ahnung auf!

Der Bürgerkrieg zwischen den Nord- und den Südstaaten hatte ja schon längst in der Luft geschwebt. Die Sklavenfrage sollte zur Entscheidung kommen, die Abschaffung der Sklaverei, von Washington angeregt. Ein hochedles Menschenwerk, nicht wahr? Nun, heute weiß es – hoffentlich – jedes Kind, und schon damals war es ein offenkundiges Geheimnis, daß es die Nordstaaten nur darauf abgesehen hatten, den viel reicheren Südstaaten den Lebensfaden zu unterbinden. Denn wenn diese Baumwollstaaten jetzt plötzlich alle ihre schwarzen Sklaven preisgeben mußten,

doch richtiges Kapital, so waren sie einfach bankrott, kamen auf Gnade oder Ungnade in die Wucherhände ihrer nördlichen Vettern.

Ja, im Grunde genommen war das Ziel ein hochedles – aber diktiert wurde das Ganze vom niedrigsten Schachergeist.

»Wann geht's denn los?« fragte ich zunächst, »oder es ist doch nicht etwa schon losgegangen?«

[300]

»Was soll losgehen?« fragte der Lotse entgegen, mit ganz unschuldigem Gesicht, dem man aber die Verstellung gleich ansah.

»Nun, der Bürgerkrieg.«

»Bürgerkrieg? In Amerika wird es niemals einen Bürgerkrieg geben!« war die stolze Antwort.

Dann erzählte mir der Lotse weiter, daß es sich doch nur um einen Wahlkrieg handeln könne. Die Südstaaten hatten gegen den allgemeinen Präsidenten der Union, Abraham Lincoln, ihren eigenen Kandidaten aufgestellt, den Jefferson Davis, und nun sei es Pflicht für jeden Amerikaner, der noch auf Rechte hielt, diesen letzteren durchzubringen.

»Aber von einem Bruderkriege kann bei uns doch keine Rede sein!«

Dabei zwinkerte der alte Bursche immer so listig mit den Augen, und hätte er nicht weiße Haare gehabt, ich hätte ihm gleich eine heruntergehauen. Die Verstellung dieses Beamten, der nicht so sprechen durfte, wie er gern wollte, war gar zu offenkundig.

So beherrschte ich mich.

»Weshalb sind denn die vielen Schiffe hier zusammengekommen?«

»Hier wird ein Jahrmarkt abgehalten,« entgegnete der Alte wieder mit so einem vertrackten Augenblinzeln, woran er nämlich sonst durchaus nicht litt.



»Kapitän, Kapitän, Kapitäääään!« fing da mit einem Male mein Mahlsdorf an, bei jedem Worte immer größere Augen bekommend.

»Na, was denn?«

Jetzt hob Mahlsdorf auch noch den Finger und bekam, wie er mich anblickte, immer noch größere Augen.

»Kapitäään, Kapitäääään, ahnen Sie nichts?«

»Hört, Stürmann, wenn Ihr jetzt noch weiter kapitäääänt, dann kriegt Ihr von mir die Watsche, die ich eigentlich schon einem anderen zgedacht hatte.«

[301]

Aber Mahlsdorf fürchtete sich nicht, er mußte seinem Herzen Luft machen, nur daß er jetzt geheimnisvoll zu flüstern begann.

»Ahnen Sie wirklich nichts? Hier werden Kaperschiffe geworben – von den Südstaaten – Herr Kapitän, das wäre etwas für uns!«

Er hatte recht, sollte recht behalten, wie dann die Zukunft lehrte. Die ganze amerikanische Kriegsflotte blieb auf seiten der Nordstaaten, der Süden stellte jedem Handelskapitän und überhaupt jedem Abenteurer, der sein eigenes Schiff mitbrachte, einen Kaperbrief aus.

Wie ich über Politik dachte, habe ich schon oft gesagt. Mich ekelte die ganze Politik an, und nun vor allen Dingen erst dieser zukünftige Bürgerkrieg, dessen niederträchtigen Krämergeist ich instinktiv gleich von vornherein durchschaute.

Dann liegen noch andere Ursachen vor, weswegen ich über den Vorschlag meines Steuermanns so entrüstet war, welche ich aber erst nach und nach anführen kann.

Kurz, ich legte meine Faust auf die neue Bussole, die wir in der Reservekammer gehabt, und ich fühlte, wie die Adern auf meiner Stirn schwellen, als ich Mahlsdorf anblickte.

»Laßt Euch eins gesagt sein, Stürmann, und verkündet es dem ganzen Schiffsvolk: wer an Bord meines Schiffes sich in diesen niederträchtigen Bürgerkrieg einzumischen Lust hat, etwa wünscht, daß auch ich ein gemieteter Kaperkapitän werden soll, der ist auf der Stelle entlassen! Verstanden?«

Ganz bestürzt blickte mich der arme, so hart angelassene Mahlsdorf an.

Da zwang mich ein Räuspern, den Kopf zu wenden, und ich blickte direkt in das lächelnde Gesicht meines Kommodores.

[302]

War das nicht ein spöttisches oder gar höhnisches Lächeln?

Noch nein, ich irrte mich, es war sein gewöhnliches, überlegenes, aber dennoch gütiges Lächeln.

Und weshalb hätte Tischkoff auch Spott zeigen sollen? Er war ja mit meinen neuen Plänen, ein Passagierdampferkapitän zu werden, so überaus einverstanden gewesen, und er stimmte auch sonst immer mit meinen Ansichten über alles, was Politik heißt, so vollkommen überein.

Der Lotse wollte weiter anfangen über Abraham Lincoln und Jefferson Davis, zunächst wieder mit jenem vertrackten Augenblinzeln den Verdacht zurückweisend, als ob es sich dort wirklich um Kaperschiffe handeln könne . . . ich unterbrach ihn kurz, indem ich ihn anwies, seines Amtes als Lotse zu walten.

Ich gewahrte ein neues Wettrennen, diesmal von kleinen Dampfern, welche wiederum meine ›Sturmbräut‹ als Ziel erkoren zu haben schienen.

»Was für Dampfkutter sind denn das?« wandte ich mich an den Lotsen. »Schon die Zollboote?«

»Vertreter der einzelnen Schiffswerften,« brummte jetzt der gemäßregelte Lotse verdrießlich.

Ach so! Daß meine ›Sturmbräut‹ reparaturbedürftig war, erkannte ja jedes Landkind an ihrem zersplitterten Maststumpf. Aber daß die einzelnen Werften mit ihren Booten deswegen ein

Wettrennen veranstalteten, jede in der Hoffnung, den Konkurrenten zu schlagen, das war mir etwas ganz Neues.

Sonst sind nämlich diese Werftbesitzer immer gar gewaltige Herren, die es alle nicht nötig haben. Der Kapitän muß vor ihnen auf den Knien rutschen, um nur ein paar Nägel eingeschlagen zu bekommen – d. h., dies ist nicht gar so wörtlich zu nehmen.

Erst als das eine Dampfboot mich schon erreicht hatte, kehrten die anderen um.

Ein junger, eleganter Herr kletterte das Fallreep  
[303]

herauf, eilte auf die Kommandobrücke, mit ganz rotem Kopfe.

»Crumbman, Vertreter der Schiffswerft Atkins Söhne und Kompanie. Ahoy, Käpten Jansen, ahoy, ahoy, ahoy!«

Dabei schüttelte er mir immer krampfhaft die Hand.

Ein sehr liebenswürdiger junger Mann, aber ... so etwas war mir noch nicht passiert, und am allerwenigsten von dem Vertreter einer Schiffswerft.

»Well, ich will aber meine ›Sturmbräut‹ auch gleich ins Trockendock gehen lassen, sie muß einmal abgeklopft werden.«

»Alles vorhanden, alles vorhanden, die Firma Atkins Söhne und Kompanie schlägt jede Konkurrenz.«

Nanu, seit wann hatten sich denn die amerikanischen Schiffswerftler nur so verändert? Der junge Mann war ja die Liebenswürdigkeit selbst.

»Was wird das ungefähr kosten? Tausend Tonnen sind abzuklopfen.«

»Bah, kosten?! Pshaw bah! Sie wählen doch natürlich für unseren Jefferson Davis, Herr Kapitän Jansen, wat?«

Ha, jetzt ging mir eine Ahnung auf! Ich hatte schon einmal einen Wahlkampf in New-York mitgemacht. Wer das freilich nicht kennt, dem kann man es auch nicht beschreiben. Das kann man nur erleben. Und hier handelte es sich noch um etwas ganz anderes, als nur um eine einfache Präsidentenwahl.

»Ich bin gar nicht wahlberechtigt, ich fahre nur unter der Unionsflagge.«

»Gar nicht wahlberechtigt, pshaw! Ihre ›Sturmbräut‹ unter Ihrem Kommando wiegt mehr, als ein Dutzend solcher Klepperschiffe, wie sie dort zu Hunderten liegen. Nord oder Süd?«

Na, nun war's raus. Nun brauchte ich nicht

[304]

mehr im Zweifel zu sein, was hier vorlag. Zunächst sollte ich selbst gekapert werden.

»Nord oder Süd?«

»Herr, das will reiflich überlegt sein,« wick ich aus und wußte mir den Schwätzer auch sonst vom Halse zu halten.

Diese beiden Männer, der Lotse und der Werftvertreter, waren erst die kleine Einleitung zu dem noch Kommenden. Doch wollte ich ausführlich schildern, wie ich in Charleston empfangen wurde, wie man sich um mich riß, wie man mir alles, was ich verlangte, schenken wollte, wie man mir Austern- und Kaviarfässer und Champagnerkörbe dutzendweise an Bord brachte – ganze Körbe, nicht bloß Flaschen – und dann diese möglichen und unmöglichen Versuche, mich und meine ganze Mannschaft besoffen zu machen, sowohl mit schönen Worten wie mit Spirituosen – wenn ich das alles schildern wollte, ich müßte dicke Bücher darüber schreiben.

O, das war ein Leben in jenen Tagen zu Charleston! So etwas hat die Welt noch nicht zu sehen bekommen!

Doch nichts von Politik! Mir genügte, daß meine eigene Person hierdurch so große Vorteile hatte, obgleich ich eigentlich noch gar nicht wußte, weshalb man solchen Sums mit mir machte.

Der erste Vorteil bestand darin, daß man mir im Hafen gleich den besten Platz anwies, den zwei andere Schiffe meinetwegen freimachen mußten.

Aber ich hätte lange hier liegen können, denn bei dieser Masse von weit hergekommenen Schiffen, von denen viele denselben

Orkan wie ich zu bestehen gehabt, waren alle Docks und Schiffswerften besetzt, hatten Bestellungen für ein halbes Jahr hinaus – da kam ich, und sofort mußte in der Schiffswerft von Atkins ein erst halb abgefertigtes Fahrzeug hinaus – schon eine Stunde später befand sich meine ›Sturmbraut‹

[305]

im Trockendock, in wenigen Tagen konnte sie abgeklopft sein und einen neuen Mast haben.

Was ich während dieser Stunde, da ich am Kai lag, und dann die erste Zeit im Dock durchgemacht habe, kann ich gar nicht schildern. Massenhaft drängten sich die Besucher herbei, um mich zu sprechen, darunter stark vertreten die holde Weiblichkeit, welche in Amerika ja ganz besonders eifrig die Wahlagitation betreibt, wobei sich die sonst anständige Frau nicht geniert, mit Küssen und mit noch ganz anderem zu ködern, wenn es nur zum Ziele führt.

Ich hatte es ja ganz einfach, ich stellte ein paar handfeste Matrosen ans Laufbrett, niemand durfte das Deck betreten. Aber hin und wieder wußte sich doch einer der schlaunen Amerikaner und noch schlaueren Amerikanerinnen durchzuschmuggeln, und dann hatte ich allemal meine liebe Not, sie wieder loszuwerden.

»Nord oder Süd? Süd, natürlich Süd! Nieder mit den Nordstaaten!«

Das war hier das Feldgeschrei, etwas anderes gab es gar nicht.

Dabei durfte aber von einem Kriege eigentlich noch gar nicht gesprochen werden. Das wäre Hochverrat gewesen. Dort oben auf der Festung von Charleston wehte doch noch das Unionsbanner.

Man tat so, als handle es sich nur um eine Stichwahl zweier verschiedener Präsidenten – im Grunde genommen aber war es doch schon die Vorbereitung zum Kriege, ganz öffentlich betrieben. Kaperbriefe konnten natürlich noch nicht ausgestellt werden.

Mit einem mir verständig erscheinenden Herrn ließ ich mich doch einmal in ein Gespräch ein. Der offenbarte mir nun freilich

etwas ganz anderes. Jeden Tag konnte es zum Klappen kommen, die beiden bisher nur politischen Gegner rüsteten schon fieberhaft, unter die weiße wie schwarze Bevölkerung wurden

[306]

schon ganz offen Waffen verteilt, und das Traurige oder doch Merkwürdige dabei ist, daß alle Sklaven der südstaatlichen Pflanzer bereit waren, für ihre Herren ins Feuer zu gehen.

Doch nichts von Politik!

Für mich war es auffällig, daß ich schon wiederholt ›Blockadebrecher‹ angeredet worden war.

»Wieso denn nur, was habe ich denn nur getan, daß man solchen Sums mit mir macht?«

»Was Sie getan haben? Sie fragen auch noch? Sie haben ein Sklavenschiff aufgebracht, haben auf eigene Faust gegen zwei südamerikanische Republiken Krieg geführt und diese besiegt, haben chinesische Piraten vernichtet . . . «

»Woher weiß man denn das schon?«

Meine Matrosen hatten bereits erzählt, es waren ja fortwährend Besucher an Bord gewesen. Mehrere Matrosen waren auch schon voll des süßen Weines gemacht worden, um von ihnen über meine Absichten zu erfahren, bis ich mein Veto eingelegt hatte.

»Ja aber, weshalb nennt man mich denn nur immer den Blockadebrecher?«

»Weil Sie wie kein zweiter dazu geeignet sind, mit Ihrer ›Sturmbräut‹ und Ihrer kriegsgeübten Mannschaft die Blockaden zu brechen, welche die Nordstaaten bald über alle südlichen Häfen verhängen werden, und uns fehlen doch Kriegsschiffe. Sie sind der Mann, auf den jetzt unser ganzes Volk hoffnungsfreudig blickt . . . «

Genug! Ich will lieber eine Erklärung geben, wieso ich plötzlich zu solch einem beliebten Volkshelden werden konnte.

Das Volk braucht immer einen Helden. Immer einen einzigen, auf den es sein ganzes Interesse wirft. Dabei braucht dieser Mann durchaus kein Held zu sein.

Zum Beispiel denke ich jetzt an den letzten Burenkrieg.

[307]

Da war für das englische Volk der Held Jameson und für die Buren und alle die, welche mit ihnen sympathisierten, so ziemlich die ganze Welt, war es Oberst Schiel, damals der Minister oder Generalfeldmarschall von irgendeinem Kaffernhüptling. Der war für das Volk der Held, der die Buren unbedingt zum Siege führen mußte.

Oberst Schiel konnte alles, wußte alles – Oberst Schiel hier, Oberst Schiel da.

Als aber mit der Sache ernst wurde, als es wirklich losging, da war dieser Oberst Schiel mit einem Male verschwunden. Das heißt, man sprach gar nicht mehr von ihm. Und ich selbst weiß wirklich nicht, wo er geblieben ist.

Das ist das Los aller dieser Volkshelden, die plötzlich auftauchen, sogar ganz ohne ihren Willen zu Nationalhelden gestempelt werden. Denn das ist eben ein Naturgesetz, daß das Volk immer solch einen Helden braucht, den es bewundert, vergöttert. Dann freilich wird er ebenso schnell wieder fallen gelassen.

Notabene: Wenn von diesem Oberst Schiel etwas in Erinnerung bleiben möchte, so soll es, für mich wenigstens unvergeßlich, sein Ausspruch sein: Ich diene treu dem Manne, dem ich Treue versprochen habe, und wenn dieser Mann auch nur ein armer, schwarzer Negerhüptling ist!

Jetzt hatte man mir diese unglückliche Rolle eines Volkshelden aufgebürdet. Man hatte ja schon wiederholt von mir gehört, besonders damals von Uruguay und Argentinien, nun kam ich gerade jetzt, als die kriegerische Stimmung, eine Art von Rausch, den höchsten Grad erreicht hatte. Sie hatten ihren Volkshelden noch nicht – – »da kommt er, da kommt er, Heil ihm!!«

So erklärte ich mir die Sache ganz nüchtern, frei von jeder Eitelkeit. Nun, wenn ich meinen

[308]

Vorteil dabei hatte, dann war es ja gut. Sonst machte ich da nicht mit.

Nein, ganz etwas anderes hatte ich jetzt vor, da es für mich nichts mehr an Bord zu tun gab.

Atlanta!

Glaube der Leser nicht etwa, daß ich die vergessen hätte. Nur habe ich nicht viel über sie zu sagen.

Sie war trotz aller Menschenfresserei – d. h. trotzdem sie die Genossin von Menschenfressern gewesen war – ein völlig unschuldiges Kind. Und ein gehorsames dazu.

Ja, ihr Bruder hatte recht gehabt. Ich hätte Frauen neben ihr haben können – sie hätte nur ihre Freude daran gehabt, weil ich noch andere liebte.

Ich habe wirklich nichts weiter über sie zu sagen. Höchstens noch über ihre Unerfahrenheit. Diese war grenzenlos. In gewisser Beziehung war sie allerdings gebildet, sogar sehr, sie konnte mehrere Sprachen, hatte noch vielerlei gelernt, aus Büchern – aber die Welt selbst war ihr noch ein versiegeltes Buch.

Wie hätte es auch anders sein können! Das Schiff war von jeher ihre Heimat gewesen, und zwar kein Passagierschiff, sondern das ihres Vaters und dann des Bruders, auf dem nicht einmal die Mannschaft wechselte, und so oft das Schiff auch in einen fremden Hafen gekommen war, hatte sie das Land doch kaum mit einem Fuße betreten.

Ach, ich hatte als ihr Lehrer köstliche Stunden verlebt, und wie hatte ich mich schon längst darauf gefreut, ihr die Welt zeigen zu können, sie einmal mitten hineinzuführen!

Vor allen Dingen aber mußte sie eine Toilette bekommen. Denn das grüne Gazeleid mit dem sie mein Schiff betreten, war bald



in Trümmer gegangen, zuerst hatten des Segelmachers Nadel und Fritzens und Pieplackens Kunstfertigkeit erhalten müssen, aber [309]

die Kostüme aus Segeltuch waren danach geworden, und dann hatte sie chinesische Gewänder getragen, die wir den Piraten abnahmen, und solche trug sie noch jetzt, sehr geschmackvoll, sehr phantastisch, aber doch nichts für eine nordamerikanische Stadt.

Denn ich hatte seitdem faktisch noch keinen anderen Hafen angelaufen, war nicht imstande gewesen, irgendwoher europäische Frauenkleider zu bekommen.

Ja, ich hätte es sehr leicht gehabt, sie mit allem auszustatten, was eine moderne, verwöhnte Dame zur Toilette braucht.

Alle die Garderobe und der ganze Krimskrams war ja noch immer an Bord, den Blodwen damals zurückgelassen hatte.

Aber ich hätte es nicht fertig gebracht, Atlanta in Blodwens Wäsche und Kleider gehüllt zu sehen, auch nicht, daß sie in diesen Kabinen wohnte. Die drei Kabinen, welche einst Blodwen innegehabt, waren seither immer verschlossen gewesen, nie hatte ich sie wieder geöffnet.

Also zunächst Garderobe für Atlanta!

Ein Matrose sollte einen Wagen holen, womöglich geschlossen, und ich wunderte mich, daß er einen solchen brachte.

»O, ich brauchte nur zu sagen, daß er für den Kapitän Richard Jansen von der ›Sturmbräut‹ sei ... Für den Blockadebrecher?!« schrie der Kutscher, und da hat er gleich seinen Fahrgast, einen General mit einem richtigen Säbel, aus dem Wagen geschmissen.«

Soso. Na, dann war's ja gut.

Das Ziel sollte irgendein großes Geschäft sein, wo man so Frau-enkladderage bekommt, und wir segelten per Achse ab.

Die grünen Vorhänge hatte ich zur Vorsicht! herabgelassen, aber wir konnten genügend durch die Spalten beobachten. Atlanta staunte nicht schlecht, ich aber auch.

[310]

Ach, das war ein Leben in den Straßen! Und in den Kneipen saßen sie noch oben auf den Dächern. Und immer und überall dasselbe Gebrüll: Nord oder Süd? Lincoln oder Davis? Nieder mit dem Yankee, nieder mit den Nordstaaten, hip hip hurra für die Konföderation!!

Es ging dabei nicht immer gemütlich zu. So im Vorbeifahren sah ich, wie ein Bowiemesser ein Ohr glatt absäbelte. Auch Schüsse knallten genug.

Selbst meine Droschke wurde angefallen, von einem baumlangen, breitschultrigen Kerl, aber gentlemanlike, der den Wagen einfach festzuhalten suchte und das Fenster aufreißen wollte.

Herrgott, wo hatte ich denn den nur schon einmal gesehen?!

Der Gentleman war besoffen wie eine Strandkanone.

»Nononord oder Süd?« lallte er mit schwerer Zunge, aber dabei feste brüllend, »Abraham Lincoln oder – oder – Brandy mit Zucker?!«

Da fiel er um.

Bei allem was lebt – Mr. Rug, der ewig besoffene Australier von Fanafute! Der auch hier!

Bei Gott, dort war ja auch Lord Seymour – Arm in Arm mit dem Haarwasseronkel und dem Puppenkleidermacher!

Natürlich, die sämtlichen Seezigeuner waren hier vertreten! Na ja, was anders als Seezigeuner sollte sich denn hier auch zusammenfinden? Alle die Hunderte von Kapitänen und Jachtsportsmen, die hierhergekommen, um sich Kaperbriefe zu holen, konnten ja Anspruch auf den Titel ›Seezigeuner‹ machen.

Na, das konnte eine gute Geschichte hier werden! Wenn ich nur erst meinen Mast wieder hatte, die Muscheln brauchten sie gar nicht abzuklopfen.

Dann erblickte ich eine andere Gestalt, die um

[311]

weniger Freude machte: Baron Ralph, den ich damals gehohlet, der mich ins Kittchen gebracht hatte.

Eigentlich war daran mehr die ...

Und wahrhaftig, da war sie ja schon, die Ballerine und Seiltänzerin, die Senorita Mercedes Calioni!

Ueberhaupt eine nette weibliche Gesellschaft, die sich hier im Rebellenlager zusammengefunden hatte! Aasgeier!

Da fiel mir ein riesengroßes Plakat auf, Tiere darauf, afrikanische, ein Elefant, ein Zebra, ein Löwe, ein Strauß – und auf diesem Strauße saß reitend im Afrikanerkostüm ein Mensch ...

Der Kutscher mußte in dem Menschengewühle jede Gelegenheit wahrnehmen, schnell fahren zu können, und eben bogen wir um eine Ecke. Aber ich konnte mich mit dem Rosselenker durch ein Guckfensterchen unterhalten.

»Hier liegt doch nicht etwa der ›Karbunkel von Liberia‹?«

»Jawohl, Sir, Kapitän Algots mit seinem schwimmenden Zirkus ist heute früh hier eingetroffen, heute abend findet die Eröffnungsvorstellung statt.«

Auch Karlemann hier! Wie ein freudiger Schreck hatte es mich beim Anblick des Plakates durchzuckt, jetzt brach die helle Freude erst recht hervor!

Nur erst Atlanta versorgt, dann hin zu ihm, mit dem mich die holdesten Erinnerungen verbanden!

Es war ein Modegeschäft, in dem überhaupt alles zu haben war, was ein Frauenzimmer braucht, vom Hute an mit der Haarnadel bis zur Stiefelsohle.

Das ganze Personal schien bei meinem Anblick gleich einen Hehenschuß zu bekommen. Ich war erkannt, das merkte ich sofort, wurde ich doch auch gleich Herr Kapitän angeredet. Eine gute Stunde hatte ich in einem Ankleidezimmer zu tun. Das auf dem Schiffe geborene und

[312]

großgewordene Weib fand sich in manchem intimen Kleidungsstück gar nicht zurecht, und ich wußte eher, wie man ein solches aus- als anzieht.

Schließlich waren wir doch fertig geworden. Sogar eine Frisierstube war hier gleich vorhanden gewesen. Ich hatte während des Zusehens sechs Buttel Bier getrunken.

Atlanta sah aus wie eine Prinzessin. Ja, die Frauenzimmer haben doch nicht so unrecht, wenn sie durchaus nicht das gesundheitsschädliche Korsett ablegen wollen, wenn sie ihre Füße in enge Stiefelchen einzwängen und sich mit bunten Wimpeln und Fähnchen behängen.

Atlanta sah jetzt doch ganz anders aus, als vorhin in dem chinesischen Kostüm und früher in ihrem Gazekleid.

Wie sie aussah? Den Maler möchte ich finden, der das wiedergeben kann!

Die schönsten Weiber der Erde habe ich im Tale von Kaschmir gesehen, aber die Schönheit der Schönsten verblaßte gegen die dieses Weibes, das ich auf dem Menschenfresserschiffe gefunden hatte.

Mit Einkäufen vollgepfropft, hatte ich den Wagen nach der ›Sturmbräut‹ zurückgeschickt, wir traten auf die Straße hinaus, um in ein nahes Hotel zu gehen.

Was soll ich sagen? Ein zufälliger Blick auf meine Begleiterin, und die Leute fuhren vor Staunen zurück, blieben mit offenem Maule stehen.

Mir ist so etwas einmal in Gibraltar passiert. Da ging ein Mädels an mir vorüber, d. h., auch ein so pompös gekleidetes, und da bin ich auch wie erschrocken zurückgefahren und habe mit offenem Maule nachgeblickt, nicht fassen könnend, wie selbst ein allmächtiger Herrgott so etwas von Schönheit schaffen konnte, wie er nur überhaupt auf den Gedanken kommen konnte, so etwas zu erfinden!

Ich glaube, gerade durch meine plumpe

[314]

Ausdrucksweise wird man vorstehen, was ich meine. Himmeln kann ich nicht.

Denn ich wurde damals halb wahnsinnig, konnte weder essen noch schlafen noch arbeiten. Unablässig verfolgte mich dieses Frauensbild. Und das merkwürdigste vielleicht dabei war, daß ich zu jener Frau selbst gar keine Zuneigung hatte, d. h., es fiel mir gar nicht ein, mich sonst nach ihrer Adresse zu erkundigen, wünschte gar nicht, sie wiederzusehen.

Da lernte ich kennen, daß schwärmerische Menschen nicht umsonst von einer Allmacht der Schönheit sprechen.

Erst als ich tausend Meilen Salzwasser zwischen mir und jenem Orte hatte, wo ich sie gesehen, wurde es wieder besser mit mir.

Und ich glaube, jenes ideale Weib war immer noch nur ein Schatten gegen das, welches jetzt an meiner Seite schritt.

Nun aber bitte ich um fünf gute Groschen – so etwas von Schönheit soll nun jemand beschreiben!

Na, kurz und gut – ich war stolz, ganz mächtig stolz!

Ach, wenn ich mich entsinne – und wie deutlich steht das Bild noch vor meinen Augen, wie ich mich ja selbst in den Spiegelscheiben der Schaufenster erblickte – wie ich langer Schlagtot damals in den Straßen von Charleston einherstolzte, den steifen Hut im Nacken, die Hände wie immer in den Hosentaschen – und dieses wunderschöne Püppchen hatte ihren Arm durch meinen gelegt ...

Wie ich so einerschlenderte ... ja, kickt sie euch nur an, das ist die schönste Frau, die Gott geschaffen hat, und sie gehört mir, mir ganz allein, mir, dem Kapitän Richard Jansen aus Danzig ...

Und wie ich dann mit ihr in dem Spiegelsaal des Hotels saß – und herum die Gäste, immer das Maul vor Staunen offen – und ich rief ›Waiter,

[315]

Kellner!‹ – und die befrackten Geister krochen heran, keinen Blick von diesem Wunder Gottes verwendend – und ich fragte so gelassen: nun, mein Darling, was willst du genießen? – und als ich dann die Speisekarte von oben nach unten und wieder zurück

abaß, dazu einige Flaschen Champagner zu zehn Dollar – wie das alles guckte und staunte – wie das alles platzte vor Neid und Eifersucht . . .

Und als ich dann wieder mit ihr auf der Straße schlenderte, die Schaufenster musterte – »Gefällt dir das Armband, Atlanta? Oder willst du diese Ohrringe haben? Diese Diamantbrosche?« – und ich ging mit ihr hinein, warf die Banknoten und die Goldstücke auf den Ladentisch – und wenn einige Goldfuchse herunterkolerten und der Ladenschwengel wollte sich bücken, so sagte ich mit majestätischer Handbewegung: »Lassen Sie's nur liegen, das ist für den Auskehrer« – oder der kleinen Verkäuferin steckte ich gleich eine Handvoll Goldstücke vorn in den Busenschlitz . . .

Ach, war ich damals ein glücklicher Mensch, war das eine köstliche Zeit!!

Und ich dummes . . . dummes Luder wollte immer wieder partout ein solider Handelskapitän werden! Mir brannte das Geld doch mehr denn je in der Hosentasche. – – –

Aber wir wollen dieses mein Verhalten auch einmal von einer anderen Seite betrachten.

Oder ist es nicht nötig?

Ahnt der Leser schon etwas?

Ja, ich war ein Schoßkind des Glückes, wozu ich gar keines Geldes bedurft hätte – aber ich wurde durch dieses Glück stolz, maßlos stolz – ich forderte den Neid der Götter auf eine furchtbare Weise heraus!

Was aber mein Verhältnis zu diesem zauberhaft schönen Weibe anbetraf, so sollte ich die Wahrheit

[316]

darüber noch aus anderem Munde hören – und da ich sie nicht glauben wollte, mußte ich sie fühlen, und das auf eine schreckliche Weise! – – –

Noch eins muß ich erwähnen, ehe ich Atlanta an Bord der ›Sturmbraut‹ zurückbringe, um dann meinen Freund Karlemännchen aufzusuchen.

Ich komme zufällig wieder an jenem Garderobegeschäft vorüber, und da sehe ich an der Hausfront eine lange Leinwand gespannt, auf der in riesigen Lettern steht:

»In diesem Geschäft hat der Blockadebrecher Kapitän Jansen von der ›Sturmbraut‹ für seine Frau eingekauft!«

Erst Staunen, dann Beschämung, dann etwas Zorn – und dann habe ich aus vollem Halse gelacht.

Was hatten die denn nur mit meiner Blockadebrecherei?

Na, schmeicheln konnten sie mir mit so etwas nicht! Ja, ich konnte wohl stolz sein, maßlos stolz – aber so etwas wie Eitelkeit gab es bei mir nicht, und am allerwenigsten, wenn ich gar nicht wußte, weswegen ich eigentlich Lob verdiente.

Sollte ich jetzt hineingehen und solche unwahre Marktschreierei den Leuten verbieten?

I wo, laßt sie doch! Ich war über so etwas einfach erhaben. Wie werden doch die Namen anderer, wirklich großer Männer gemißbraucht! ›Bismarckhering‹!

Außerdem war es nun schon zu spät. Oder ich hätte gar viel laufen und verbieten müssen.

Auch an jenem Hotel komme ich wieder vorbei, und da steht an den riesigen Fensterscheiben, hinter denen die Reklameesser sitzen, mit Schlemmkreide gemalt:

»In diesem Hotel hat der Blockadebrecher Richard Jansen mit seiner Gemahlin gespeist.«

[317]

Aehnliches sah ich auch schon an den Juwelier- und anderen Geschäften geschrieben, die ich mit meinem Einkauf beehrt hatte.

Eben amerikanisch!

Dann sah ich sogar den Wagen wieder, den ich benutzt, richtig, vorn auf dem Bock ein hoch emporragendes Plakat:

»Dieses Cab hat der Blockadebrecher Jansen von der ›Sturm-  
braut‹ mit seiner Gattin benutzt.«

So, nun war es fertig, nun wurde ich als Blockadebrecher in der ganzen Stadt herumgefahren. Nun war nichts mehr dagegen zu machen.

#### KARLEMANNS NEUESTE ATTRAKTIONEN.

Da lag der alte Paddeltrog, der elektrische Funke, jetzt der ›Kar-  
bunkel von Liberia‹. Ja, ein richtiger Karbunkel! Ein scheußliches  
Ding!

Und doch, mir wurde das Herz so weit, als ich ihn wieder sah! Die holdesten Träume meiner Jugendzeit kehrten zurück, obgleich ich alles doch erst vor kurzem im reifen Mannesalter wirklich erlebt hatte.

Oder war ich noch nicht ganz ein reifer Mann? War ich nicht vielleicht trotz meiner zwei Meter Länge und trotz aller Pferdeknochen immer noch ein Kind?

Lassen wir das!

Es war noch frühe Nachmittagsstunde, als ich ihn in Sicht bekam. Er lag am Kai des kleinen Hafens.

Die an Deck wachehaltenden Neger erkannten mich gleich wieder. Sollten sie auch nicht!

Es hatte wohl schwerlich irgendein anderer Mensch, der nicht bestellt war, hier Zutritt. Außerdem war das Laufbrett als Zugbrücke hochgezogen.

[318]

Für mich wurde es sofort herabgelassen, ohne daß ich es erst begehrt hätte.

Der Neger zog zähnefletschend seine Mundwinkel bis an die Stellen zurück, wo er früher seine Ohren gehabt hatte. Er hatte nämlich keine, hatte sie sich wahrscheinlich bereits abgebissen.

Denn überhaupt, das will ich hier gleich einmal sagen: einen normalen Menschen gab's an Bord des ›Karbunkels‹ gar nicht.



»Der Herr Direktor ist in der Manege und dressiert,« meldete grinsend der Neger.

Vielleicht kann man auch trainiert schreiben – er zog jedenfalls die beiden Worte dressieren und trainieren mit seemännischer Kürze zusammen.

Beim Hinabsteigen der Treppe hätte ich bald ein kleines Kerlchen totgetreten, das nur aus Knochen bestand. Es war das lebende Skelett, das damals meiner Laura die Liebeserklärung gemacht hatte und ihr dabei in den Busen gerutscht war.

Als ich unten war, sprang plötzlich ein Wichtelmann auf mich los, oder ich will gleich Karlemann sagen, immer noch ganz derselbe, immer noch mit seinen langen, schwarzen Zigeunerhaaren – in der Faust eine riesige Pistole, mehr so eine Handkanone, deren Mündung er mir auf den Bauch setzte.

»Nord oder Süd?!« brüllte er mich an. »Abraham Lincoln oder Jefferson Davis?!«

Ich hätte natürlich alles andere erwartet als solch eine Begrüßung, aber lachen mußte ich doch.

»Nord oder Süd?!« brüllte er immer wieder, dabei wild seine schwarzen Zigeuneraugen rollend.

Selbstverständlich versteht der Leser – der machte gleich aus den hiesigen Verhältnissen eine Parodie. Denn an Witz fehlte es diesem deutschen Zigeunerknaben ja nun nicht.

Endlich steckte er die Handkanone vorn in den Hosenbund.

[319]

»Guten Tag, Herr Blockadebrecher. Das haben Sie wohl im Zuchthaus gelernt?«

»Sie wissen schon?«

»Wer soll nicht schon von Ihrer Blockadebrecherei gehört haben!«

»Lassen Sie den Unsinn. Na, Karlemännchen, wie geht's denn sonst?«

»Nu fein! Fein mit . . . «

Er sprang plötzlich davon, in eine Kammer hinein, und kam mit einem Ei wieder heraus.

»Hier, essen Sie mal dieses Ei, wie's Ihnen schmeckt.«

Mit einigem Mißtrauen schälte ich die Schale ab, roch an dem hartgekochten Ei . . .

»Nur zu, nur zu! Denken Sie etwa, ich will Ihnen Gift geben?«

Ich tat ihm den Gefallen, aß das Ei – ein gewöhnliches Hühnerei.

»Na, wie schmeckt's?«

»Hm, eigentlich ja ganz gut, aber . . . aber . . .«

»Was aber?«

»Aber doch auch etwas merkwürdig, zumal das Gelbe.«

»Das ist jetzt bei Ihnen nur Einbildung, weil Sie mißtrauten.«

»Möglich.«

»Wissen Sie, was für ein Ei das ist?«

»Ein Hühnerei, hartgekocht.«

»Nee.«

»Ein Entenei auch nicht.«

»Dieses Ei habe ich selber gemacht.«

»Machen Sie keine Faxen.«

»Nu faktisch. Das ist ein Patentei. Ein künstliches. Das habe ich erfunden. Die Eier, die ich hier verkaufe, die mache ich nur jetzt selber.«

[320]

Ich blickte den Jungen an – ich konnte nicht an dem Ernste der Worte zweifeln.

»Ist nicht möglich!!« mußte ich dennoch rufen.

»Nu warum denn nicht? Warum soll man denn nicht künstliche Eier machen können?«

»Ja, wie machen Sie das denn?!«

»Nu ganz einfach. Innen eine gelbe Kugel, außen drum eine weiße Hülle, länglich rund, und mit Wasserglas und Gyps die Schale drum. Fertig ist die Geschichte!«

»Ja, aber was für ein Stoff ist denn das nun, das Gelbe und das Weiße?«

Jetzt nahm Karlemanns Auge einen ganz eigentümlichen Blick an.

»Kunststück,« brachte er dann in seiner drolligen Weise hervor, »das werde ich Ihnen verraten! Das ist eben das Geheimnis dabei. Das Weiße will ich Ihnen sagen. Das ist einfach Mehlpampe mit entstänkertem Fischleim. Aber nun das Parfüm, was erst den Eiweißgeschmack geben muß – das erfahren Sie natürlich nicht, und wenn Sie mir hunderttausend Millionen geben. Und das Eidotter ist auch schwer herzustellen. Das heißt, wenn man die Geschichte nicht weiß.«

»Die alte Geschichte mit dem Ei des Kolumbus.«

»Jawohl. Aber jetzt hat nicht nur Kolumbus sein Ei, jetzt hat auch Karl Algots sein eigenes.«

Ja, was sollte man dazu sagen? Gar nichts, nur staunen.

»Ist denn die Fabrikation schwierig?«

»I wo! Anfangs, ja. Das hat mir manches graue Haar gemacht. Ach, wie manche Nacht habe ich da exemper ... exrembel ... expemrel ... «

»Experimentiert meinen Sie,« kam ich zu Hilfe.

»Jawohl, expeliminiert. So manche liebe Nacht. Aber jetzt, wo ich's raus habe – ich lege mit Leichtigkeit

[321]

jeden Tag tausend Schock Eier, ich ganz alleine, ohne daß es mich angreift.«

Da endlich machte sich mein Staunen Luft – in einem schallenden Gelächter! Karlemann schien sich das anders zu deuten.

»Sie glauben's nicht? Faktisch, tausend Schock

[322]

pro Tag. Ich presse die Schmiere einfach in Formen und lege sie in ein besonders präpariertes Kalkwasser. Was wollen Sie? Als ich in New-York war, hörte ich, daß ein Hotelier für ein großes Essen

zehntausend Eier kaufen wollte – so eine Massenabfütterung – oder ich weiß nicht, was man da vorhatte – kurz, zehntausend Eier – und es war damals in New-York eine große Eiernot – zu Weihnachten, wissen Sie – du riskierst's, denke ich. Mehr als die zehntausend Eier mir an den Kopf werfen können sie doch nicht. Ich hatte gerade einen unheimlichen Haufen fabriziert. Es war am Anfang, als es glückte, mir noch Spaß machte, ich legte Tag und Nacht Eier, nur so zum Vergnügen. Hatte ja auch immer einen starken Absatz.

»Also ich gehe hin in das Hotel. Wollen Sie zehntausend Eier haben? – Ei ja! – Aber nur hartgekochte. – Weshalb nur gekochte? – Geht Sie gar nischt an, ich habe eben nur hartgekochte, ich bin doch der und der, der Zirkusdirektor mit dem Karbunkel, verkoofe doch selber Eier, aber nur harte, habe mich verspekuliert, wollen Sie oder wollen Sie nicht.

»Well, da bringen Sie mal her.« Ich schaffte sie hin, zehntausend Stück. Und was soll ich Ihnen sagen? Es waren gar feine Herrschaften, sogar Damens die schwere Menge, an die fünftausend Stück – und sie haben meine selbstfabrizierten Eier gefressen un kee Luder hat e Wort gesagt. Nischt gemerkt, absolut nischt! Na, was sagen Se nu?«

Es ist schade, daß ich Karlemanns Ausdrucksweise nur manchmal so andeuten kann.

»Und wissen Sie, was mich so ein Gackei selber kostet?«

»Nun?«

»Nich emmal ganz en Feng. 's ist ja nischt weiter als Mehlpampe mit ein bißchen Fischtran,

[323]

damit sie zusammenhält und so glänzt, und das Eigelb ist erscht recht ein ganz billiges Luderzeig.«

»Und wieviel nehmen Sie für solch ein Ei?«

»Immer noch fünf Groschen Stück für Stück. Das heißt hier an Bord, während der Vorstellung. Bei dem Hotelier begnügte ich mich mit einem Groschen.«

»Anders als hartgekocht können Sie die Eier nicht herstellen?«

»Nee. Nicht einmal pflaumenweich. Schon dann läuft die Schmiere durcheinander. Und, wissen Sie, auszubrüten gehn sie auch nicht. Das ist noch der Mangel bei der ganzen Erfindung.«

»Was?« rief ich da in hellem Staunen. »Sie glauben wirklich, daß es möglich wäre, solche künstliche Hühnereier auch noch auszubrüten?! Das haben Sie schon versucht?!«

Da beugte sich Karlemännchen vor und klopfte mit der Fingerspitze gegen seine Stirn.

»Hähä, Sie halten mich wirklich für so dumm? Ich soll daran denken, daß aus dieser Mehlpampe mit Fischtran und Safran ein Hühnchen herauskriechen könnte? Nee, Männicken, ich bin viel, viel gescheiter, als wie ich aussehe.«

Nachdem ich meinen Hieb wegbekommen hatte, war diese Eiergeschichte erledigt.

Seltsam genug war dieses Wiedersehen nach langer Trennung jedenfalls gewesen.

Erst bekomme ich die Handkanone vor die Brust gesetzt, und in der nächsten Sekunde verkündet nur mein kleiner Freund, daß er jetzt seine Eier selber legt.

Alles so echt zigeunerhaft, aber ... die Seezigeuner scheinen doch viel genialer veranlagt zu sein als die Landzigeuner, das wird man mir zugeben müssen.

Die Fortsetzung unseres Gesprächs fand in einem  
[324]

reizenden Kabinchen statt, das ich in dem alten Paddeltrog gar nicht vermutet hätte.

»Na, Karlemännchen, wie ist es Ihnen denn sonst immer gegangen?«

Er erzählte, ganz vernünftig. Es war einfach genug. Von Buenos-Aires war er die amerikanische Küste nordwärts hinaufgefahren bis nach New-York und Boston, unterwegs jeden Hafen mitnehmend, in dem sich eine Vorstellung verlohnte.

Von Boston aus hatte er sich ostwärts nach Europa wenden wollen, um diesen alten Kontinent mit seinem ›Karbunkel‹ zu beglücken – da zeigte das politische Barometer an, daß es unbedingt bald zum Bruderkriege kommen müsse, Charleston würde jedenfalls das Hauptlager der Konföderierten werden – Karlemann hatte sofort den Rückweg angetreten, heute früh war er hier eingetroffen.

Mich freute hauptsächlich, daß er sich nicht weiter mit Politik aufhielt, und so vermied ich auch jede diesbezügliche Frage, z. B., woher er denn gewußt, daß das kleine Charleston zum ersten Stützpunkte der Rebellen werden würde – woran nämlich tatsächlich niemand gedacht hatte.

»Wie lange halten Sie sich denn in jedem Hafen auf?«

»Je nachdem. Aber niemals länger als fünf Tage.«

»Das hängt natürlich von der Größe des Hafens ab.«

»Ganz und gar nicht. In New-York war ich nur drei Tage, habe natürlich auch andere Eintrittspreise genommen. Das soll ja jetzt auch nur erst einmal eine Fühlungsreise sein. Ich sammle Erfahrungen, verstehen Sie?«

»Die Sache rentiert sich?«

»Na und wie! Geld wie Mist!«

[325]

»Fürchten Sie denn nicht, einmal Konkurrenz zu bekommen?«

»Fürchten? Gibt's überhaupt nicht bei Kapitän Algots. Konkurrenz? Sie sollen's nur einmal probieren. In den ersten acht Tagen pleite. Diese weiten Transporte – und dann die Menschen und hauptsächlich die vielen Raubtiere auf den langen Seereisen zu füttern – das soll mir erst jemand nachmachen.

»Nun, wie machen Sie denn das? Darf man das nicht erfahren?«

»Nun, was meinen Sie wohl?«

»Sie füttern die Tiere mit Salzfleisch, mit Pökelfleisch.«

»Salzfleisch, Pökelfleisch,« wiederholte Karlemann verächtlich.

»Sollen mal sehen, was für ein Gesicht so ein Löwe macht, wenn man dem eine Portion gesulzte Schweinsknochen vorsetzt, wie der die wieder ausspuckt!«

»Na dann mit präserviertem Fleisch,« mußte ich lachen.

»Jawohl, hat sich was präservieren! Diese Raubtiere sind doch keine Hunde und Hauskatzen, die rühren ja so etwas gar nicht an. Und dann, was das kosten würde – acht Tage Seefahrt und drei Tage Vorstellung – ich kann aber auch einmal acht Wochen unterwegs sein – na, was meinen Sie wohl!«

»Ja, was geben Sie den Raubtieren denn sonst zu fressen?«

»Nu, Fische. Fische, frische Fische! Und sollen mal sehen, wie die Löwen und Tiger dahinterher sind, auch wenn sie noch gar keinen Hering gesehen haben. Alle Katzen lieben ja Fische. Und es bekommt ihnen ausgezeichnet. Und dann gibt's doch auch noch genug andere Fische, wie Delphine und Schweinsfische, die gar keine richtigen Fische sind, die nur so

[326]

tun – deren Fleisch ist von Rindfleisch überhaupt fast gar nicht zu unterscheiden.«

»Und diese Fische fangen Sie selbst?«

»Selbstverständlich! Und wenn ich am Tage und des Nachts hundert, dreihundert, tausend Angelschnuren aushänge – ich habe an jedem Haken einen Fisch, und da kann ich noch die Sorte bestimmen. Sie wissen doch, wie ich das mache.«

Ja, ich wußte es, obgleich ich selbst jenes Mittel gar nicht probiert hatte. Aber ich konnte an nichts mehr zweifeln.

»Und die anderen Viecher kriegen eben Heu und dergleichen, das kann ich freilich nicht selber machen, das muß ich kaufen, mich damit verproviantieren, aber das ist doch billig genug. – Aber die Raubtiere zu erhalten, auf See, bei den langen, langen

Reisen, das soll mir erst jemand nachmachen, wenn er nicht fürchterliche Unkosten haben will.«

Ja, der Junge war einfach ein Genie, daran war nichts mehr zu ändern.

»Na, und was ich dem Publikum biete, das ist auch wirklich sehenswert.«

»Unbestreitbar. Reiten Sie denn nur tatsächlich auf einem Strauße?«

»Sie sollen's heute abend sehen. Sie kriegen auch ein Freibillet. Aber nur Sie, Ihre Leute dürfen Sie heute nicht mitbringen. Alles schon ausverkauft. O, was meinen Sie wohl, ich bin doch nicht umsonst hierhergekommen, und die Männickens hier haben alle Pinkepinke, und für die ist keine Wurscht zu teuer.«

»Was kosten denn die Plätze?«

»Der billigste zehn Dollar, und von dem ist absolut nischt zu sehen, von dem aus hört man nur das Händeklatschen und mein Peitschenknallen. Jawohl, was meinen Sie wohl, mein gutster Jansen, ich nehme's von den Lebendigen.«

[327]

»Daran habe ich nie gezweifelt,« lachte ich.

»Na, Sie werden staunen. Ich habe eine ganze Menge neuer Attarak – Kataraktionen ... «

»Attraktionen.«

»Jawohl, eine ganze Menge neue Attarakaktionen habe ich. Da ist z. B. ... «

In diesem Augenblick erscholl irgendwo ein Klavierspiel. Ein ganz merkwürdiges Klavierspielen. Das Wie kann ich gar nicht schildern. Wohl vierhändig – oder es waren wohl zwei Klaviere – ich hörte eine Art von Marsch heraus – aber im übrigen einfach scheußlich.

Karlemann lauschte.



»Die Ludersch spielen schon wieder falsch,« meinte er dann, und griff nach der an seiner Seite hängenden Hundepfeife.  
»Merken Sie's?«

»Daß da falsch gespielt wird, ja,« lachte ich, wie sollte man diesem Jungen gegenüber denn auch anders als lachend sprechen.  
»Ja, was für ein Höllkonzert ist denn das eigentlich?«

»Höllkonzert? Na na, so gräßlich ist es doch nicht. Aber sie greifen immer daneben, wie so der echte Künstler sagt – jawohl, das tun die Ludersch. Wissen Sie, wer da spielt?«

»Nein.«

»Das ist achthändig.«

Wahrhaftig, jetzt hörte ich es heraus. Das waren acht Hände, welche die Tasten mordsmäßig bearbeiteten.

»Aber doch nicht auf ein und demselben Klaviere?«

»Auf ein und demselben.«

»Vier Menschen an ein und demselben Klaviere? Das kann ich mir gar nicht vorstellen.«

»Viere? Nee, es sind nur zwei. Na, kommen Sie mal mit!«

Wir hatten nicht weit zu gehen – ach, was für ein Anblick erwartete mich da!

[328]

Hinter einem Piano stand auf einem Podium ein Mann mit langen, blonden Haaren, dem man den Künstler und sogar den Klaviervirtuosen gleich ansah, schwang den Taktstock und zählte eins zwei drei vier, eins zwei drei vier – und an der Klaviatur saßen . . . zwei große Affen, Orang-Utangs, balancierten mit dem Hinterteil auf ausgehöhlten Schemeln und spielten gleichzeitig vierhändig sowohl als vierbeinig, d. h., auch mit den gelenkigen Zehen oder Fingern der Hinterfüße klabasterten sie auf den Tasten.

Wenigstens sollten sie das tun. Im Augenblick unseres Eintretens kratzte sich der eine mit dem Hinterfuße soeben am Ohr, und der Baß vergaß die Begleitung mit der linken Vorderhand, fing sich dafür lieber einen Floh und steckte ihn in den Mund.

»Spielen, spielen, nicht kratzen,« hatte in diesem Augenblick der langhaarige Kapellmeister kommandiert, »eins zwei drei vier, eins zwei drei vier!«

Die Aufforderung schien wenig zu helfen, da aber gewahrten die beiden haarigen Klaviervirtuosen ihren kleinen Herrn und Meister, und nun wurde mit verdoppeltem Eifer das Versäumte nachgeholt, sie hämmerten mit sämtlichen Vorder- und Hinterpfoten drauflos, blickten aber dabei nach Affenart mit ängstlichen Gesichtern seitwärts nach Karlemann, nach dessen Peitsche.

»Aufhören!« sagte Karlemann.

»Brrr,« machte der Kapellmeister, einen wenig musikalisch-technischen Ausdruck wählend, bei Affen aber schließlich ganz angebracht, und die Höllenmusik verstummte.

»Was ist denn da wieder los?! Die Saukerle spielen ja wieder wie die undressierten Schweine!«

»Ja, Herr Direktor, meine Schuld ist das nicht – der Max hat wieder zu viele Flöhe, und da denkt der Moritz, er kann sich auch mit kratzen.«

[330]

»Flöhe? Woher wissen Sie denn, daß der Max Flöhe hat?«

»Weil er sie immer fängt und mit den Zähnen knackt.«

»Das ist nur Einbildung, Vorspiegelung falscher Tatsachen!«

»Nein, Herr Direktor, sie huppen hier auf dem Klaviere herum.«

»Huppen sie? So so! Dann ist das keine Einbildung. Dann sind Sie entschuldigt, Herr Kapellmeister. Sie sollen gebadet und mit Insektenpulver eingespritzt werden – alle beide – und Sie auch gleich mit, Herr Kapellmeister. – Na, Jansen, was sagen Sie denn zu meiner allerneusten Attarakaktion?«

Ich hielt schon lange eine Säule umklammert, um vor Lachen nicht umzufallen. Wie dann der Herr Kapellmeister mit seinen beiden Schülern abrückte, jeden an einer Hand führend, wie die jetzt schnell das Kratzen nachholten – das trug nicht dazu bei, mich ernst zu stimmen.

Endlich brachte ich's doch fertig.

»Mensch, Junge, Karlemännchen – wie in aller Welt haben Sie das nur den Affen beigebracht?«

»Für einen Affen war das doch schon eine recht hübsche Leistung, was?«

»Für einen Affen, ja. Aber wie machen Sie denn das nur, daß ein Affe so etwas überhaupt begreift?!«

»Ach, mein bester Jansen, wenn Sie wüßten, was für Dresche diese armen Ludersch bekommen haben, eh die musikalisch wurden!«

Das war wiederum in einer Weise gesagt worden, daß ich vor Lachen bald umfiel.

Aber sonst verriet er mir das Geheimnis nicht, wie er dies den Affen beigebracht habe. Uebrigens habe ich später noch einmal einen Menschenaffen

[331]

gesehen, welcher ebenfalls ganz leidlich Klavier spielen konnte, einem Affen entsprechend.

Große Kunstleistungen kann man da natürlich nicht erwarten. Auch die Technik der Melodie dieser achthändig oder achtbeinig spielenden beiden Affen war im Grunde genommen ganz einfach. Es war für sie ein besonderes Musikstück geschrieben worden. Der oben machte nur immer bimbam bambim, und der am Baß machte dazu bambum, bumbam. Freilich ist das noch immer leichter gesagt als solchen Affen beigebracht, so klug sie sonst sein mögen.

»Die treten heute abend mit auf?«

»Nein, so weit sind sie noch nicht, und ich zeige nie Halbfertiges. Aber wenn das alles erst so weit ist – Jansen, ich freue mich selber auf die Gesichter des Publikums. Stellen Sie sich vor, wenn die beiden Kerls hereinkommen, als richtige Klaviervirtuosen, mit Frack und Lackschuhen, mit langen Haaren, der eine eine Brille auf der Nase, der andere einen Klemmer, wenn sie sich verbeugen,

ihre weißen Handschuhe ausziehen, immer wieder Verbeugungen – und dann sitzen sie am Klavier, das Konzert geht los – und was sie hier nicht tun dürfen, das sollen sie in der Vorstellung machen – nämlich sich hin und wieder kratzen und Flöhe fangen – aber das muß alles auf Kommando geschehen, eigenen Willen gibt es hier bei mir an Bord überhaupt nicht, alles Dressur – und nun muß bei den Klaviervirtuosen während des Spielens doch immer wieder die Affennatur zum Durchbruch kommen – die bemausen sich gegenseitig – der eine zieht während des Spielens vorsichtig die Hinterpfote zurück und untersucht des anderen Fracktaschen, findet einen Apfel, eskamotiert diesen hinter dem Rücken in die andere Hinterpfote – so wird er auch vom anderen bemaust – und so geht das immer weiter, immer während des ernsthaftesten Spielens – Jansen, ich sage Ihnen,

[332]

das Publikum soll auf dem Buckel liegen und vor Lachen Tränen weinen. Beim Erzählen klingt das nur nicht so.«

O ja, in meiner Phantasie konnte ich mir all diese Szenen lebhaft vorstellen, ich mußte schon jetzt aus vollem Halse lachen. Hatte ich doch auch schon eine Probe zu sehen bekommen.

»Nun kommen Sie, ich will Ihnen meine anderen Attarakaktionen zeigen.«

Ich bekam noch vielerlei zu sehen, doch ich will weiter nichts schildern, es würde zu viel des Guten werden. Auch all meine Mißgeburten sah ich wieder, und die Freude war groß.

»Haben Sie denn Ihre drei Frauen noch?«

»Nu, was dachten denn Sie? Oder meinen Sie, ob eine davon gestorben ist? Nee, bis jetzt noch nicht.«

»Also es geht ihnen gut?«

»Ei ja, die sind alle drei dick und fett ... Bei dem Futter auch, was die ganze Menagerie hier bei mir bekommt! Hier ist ja gleich die eine, die Emma – eigentlich heißt sie Emalulolulimamumomi

... und so geht es noch einige Kilometer weiter. Ich nenne sie einfach Emma. Das habe ich Ihnen wohl schon einmal gesagt.«

»Jawohl, das sagten Sie mir bereits einmal, und damals konnten Sie noch gar nicht den Namen Ihrer zweiten Gattin ... «

»Meiner dritten, meinen Sie – es ist nämlich die zweite Tochter des Königs. Heern Se, den weeiß 'ch heite noch nich. Schon bei der ersten Silbe breche ich mir die Zunge ab. Husten Sie mal, niesen Sie dabei recht kräftig, und sprechen Sie gleichzeitig das Wort Vitzliputzli aus. Dann haben Sie so ungefähr den Namen. Ich nenne sie einfach Dingsda.«

»Und Ihre erste Gemahlin, die Schwester des Königs?« lachte ich immer wieder.

»Die wohnt hier.«

[333]

Wir standen gerade vor einer eisernen Tür, welche in die sonst hölzerne Wand des Korridors eingelassen worden war, und zwar eine unverschämt eiserne Tür, ganz der eines Panzerschranks entsprechend.

Karlemann zog ein umfangreiches Schlüsselbund hervor.

»Was? Sie halten sie wohl gefangen?!«

»Nee, nicht gerade gefangen, nur hinter Schloß und Riegel.«

Die Tür war offen – und dahinter zeigte sich eine zweite solche Panzertür – und als die auf war, kam noch eine dritte.

»Das habe ich mir erst machen lassen,« erklärte Karlemann, als er sich anschickte, auch diese zu öffnen, »seitdem ich aber einmal bemerkt habe, daß es doch einen Menschenkopf gibt, der durch das Bollauge geht, habe ich sie verlegt, in einen ganz geschlossenen Raum. Jetzt hebe ich hier drin meine erste Frau auf, die Tatla.«

Noch ehe ich eine Frage stellen konnte, war die Tür schon auf, und ich sah in dem engen Raume, durch ein Bollauge erleuchtet, jene unmäßig dicke Negerin mit den beiden Elefantenzähnen auf einem großen Stuhle sitzen, dessen Form mir einen bekannten

Eindruck machte – ich will es gleich sagen: es war ein Nachtstuhl – und durch den gewaltigen goldenen Ring, den sie in der Nase trug, den ich auch schon früher erwähnte, ging eine sehr starke, stählerne Kette, für eine Kuh berechnet, welche Kette wieder in der Wand schwer befestigt war.

Ich war starr. Das freundliche Grinsen, mit dem mir die Negerin entgegenblickte, konnte mich nicht beruhigen.

»Was hat die denn verbochen?« flüsterte ich.

»Verbrochen? Nischt. Das ist nur zur Sicherheit. Ach, mein lieber Jansen, ich habe schwere schwere Sorgen.«

[334]

Und Karlemännchen kratzte sich, wie vorhin der Affe, in den Kopffhaaren.

»Aber warum haben Sie sie denn so angeschlossen?«

»Nun, weil sie se mir mausen wollten.«

»Mausen? Entführen?«

»Jawohl. In New-York. Ich will Ihnen die lange Geschichte gar nicht erst erzählen – kurz und gut, wäre ich nicht noch rechtzeitig dazugekommen, so hätten sie sie mir richtig ausgespannt, hier von Bord meines eigenen Schiffes. Das ist es ja eben, es gehen hier doch so viel fremde Menschen aus und ein, da schlagen auch keine Hunde mehr an. Zwei Kerle waren's. In der Nacht, gerade als die letzte Vorstellung alle war. Sie trugen einen großen Korb, hier durch diesen Korridor. So etwas fällt ja hier, wo egal so viele Requi – Requi – Requilitäten hin und her getragen werden, gar nicht auf. Und alle meine Leute, diese dummen Ludersch, müssen blind gewesen sein. Dachten, die wären neu enschaniert worden. Na, ich hielt sie natürlich gleich an. Wie ich den Korb von dem Deckel zurückschlage, was meinen Sie wohl, wer in den Korb eingepropft ist?«

»Ihre Gattin hier?«

»Jawohl. Betäubt, koloformeriert ham se se. Und die beiden Lumiche hatten natürlich sofort Reißaus genommen. Und ich hatte

nur eine Pistole bei mir, die mit Schweinsborsten geladen war, die ich immer gegen die Raubtiere gebrauche. Da konnte ich nicht weiter tun, als die Schweinsborsten dem einen in den Hintern schießen. Der schrie nur ›Autsch!!!‹ schlug die Hände hinten gegen die Hose – und dann waren sie alle beide verschwunden. Wir liegen doch immer dicht an Land.«

»Ja, weshalb wollten die denn aber Ihre Gattin entführen?«

[335]

»Nu, Sie wissen doch, daß die Schwester des Königs von Aschanti so wertvoll ist.«

»Wertvoll wieso?«

»Habe ich Ihnen denn das nicht schon damals erzählt?«

»Ach so – ja – aber Sie machten nur eine Andeutung – sprachen von drei Prozent – bei der drei brachen Sie ab – das brauche ich nicht zu wissen.«

»Jetzt können Sie es wissen. Das ist ja viel bekannter, als ich zuvor selbst glaubte. Es steht ja in allen Büchern. Das wissen Sie doch, daß der König zehn Prozent von allem Golde erhält, das im Aschantireiche gefunden wird?«

»Ja, das weiß ich.«

»Und ferner daß er jeden Häuptling beerbt?«

»Auch das. Wenigstens beerbt er ihn unter gewissen Umständen.«

»Ja, wenn er ihn mit Absicht einen Kopf kürzer macht. Und wissen Sie, wieviel Gold dadurch jährlich in die königliche Schatzkammer fließt?«

»Das ist mir allerdings unbekannt.«

»Jährlich mindestens hundert Zentner. Das wird dann zu goldenen Töpfen verarbeitet, oder zu Panzern und zu solchem Mum-pitz. Geld kennen sie ja dort nicht. Sonst wären das so rund vier Millionen Taler. Aber dieses Gold gehört nicht allein dem Könige.«

»Wem sonst noch?«

»Sagte ich Ihnen denn nicht schon, daß auch die Schwester des Königs mit neinzureden hat?«

»Ach ja, davon erzählten Sie mir schon.«

»Na, sehen Sie. Das heißt immer nur die älteste Schwester, die zuerst geborene Tochter. Und die bekommt nun von alledem dreißig Prozent.«

»Von diesem Golde?«

»Jawohl.«

[336]

»Sie sprachen aber erst nur von drei Prozent.«

»Dreißig. Da brach ich wahrscheinlich nur ab.«

»Und da haben Sie das ganze Gold, welches dieser Schwester gehörte, mitbekommen, als Sie sie heirateten?«

»Nee. Ich sagte Ihnen doch, welche Schwierigkeiten ich hatte, die Tatla zu bekommen. Seine beiden Töchter gab er mir gleich, aber bei der Schwester setzte er sich auf die Hinterbeine, wollte partout nicht. Erst bei dem Schiffchen ließ er locker, das wissen Sie ja. Aber ich mußte auf den ganzen bisher angesammelten Goldschatz der Schwester verzichten. Nur von jetzt an bekomme ich die Prozente. Na, das sind im Jahre doch immer noch so mindestens hunderttausend Taler.«

»Und Sie meinen, deshalb hat man Ihre Frau entführen wollen?«

»Nu sicher. Das steht doch alles in den Büchern, was ich früher aber auch nicht gewußt habe. Das hat man doch außerdem nun alles schon erfahren, wie ich diese goldene Schwester geehlicht habe. Natürlich sind's Engländer, diese Lausewenzel elendighen. Die haben's doch überhaupt auf das Aschantireich abgesehen, wenn die nur so könnten, wie sie wollten! Ich habe nämlich schon drei, vier Briefe bekommen, immer aus England, für wieviel ich meine Frau, diese hier, verkaufen wolle, damit die das Gold immer einstecken können. Im letzten Schreiben wurden mir



für sie 100 000 Pfund geboten. Hat sich was! Das sind ja noch nicht einmal fünfzehn Prozent von dem, was das Kapital abwirft.«

Mit Fremdwörtern haperte es bei den Jungen, aber in Geldsachen wußte er recht gut Bescheid.

»Sehen Sie,« fuhr Karlemann fort, »und da habe ich nun eben meine liebe Frau zur Sicherheit hier eingeschpunnt. Es gefällt ihr hier ganz gut. Sie hat frische Luft, sie sitzt auf'n Nachtstuhl, genug [337]

zu essen kriegt se, zu arbeiten braucht se ooch nich – was kann se denn mehr verlangen?«

»Aber warum haben Sie sie denn mit dem Nasenring an einer Kette befestigt?« fragte ich, nachdem ich mein Lachen niederkämpft hatte.

»Nu, weil der Ring die Hauptsache ist. Der Besitzer der Königsschwester muß sich doch legitimieren können, daß seine Frau auch wirklich diejenige ist, welche. Der Mann erbt doch auch. Nun allerdings legitimieren ja schon die beiden Stoßzähne. Aber die können ihr doch einmal eingehauen werden. Oder schließlich kann man doch auch bei einer anderen Negerin solche Hauer wachsen lassen, wenn das auch lange dauert, weil die Zähne schon beim Säugling so gezogen werden müssen. Aber der Ring, der Ring! Der ist nämlich inwendig graviert. Gucken Sie sich ihn mal an!«

Karlemann packte die Kuhkette und zog den Kopf seiner Ehehälfte zu sich heran.

»Sehen Sie die Zeichen?«

Ich hatte keine Lust, meine Nase mit den gefährlichen Elefantenzähnen in Berührung zu bringen, aber ich bejahte.

»Na also. Deshalb habe ich die Kette durch den Nasenring gezogen, und außerdem ist das doch gleich das Allereinfachste, um jemanden anzuketten, wenn er nun einmal einen Ring in der Nase hat – gerade wie bei 'nem Ochsen. Ja, mein lieber Jansen, ich möchte Ihnen überhaupt etwas raten.«

»Nun?«

»Ziehen Sie Ihrer Frau doch so'n Ring durch die Nase.«

»Was?!« rief ich erstaunt.

»Sie sollen Ihrer Frau auch so'n Ring durch die Nase ziehen, um sie dran anzuketten, und zwar lieber 'nen eisernen.«

»Welcher Frau?«

[338]

»Nu, Ihrer.«

»Ich habe keine Frau!«

»Nu, dann Ihrer Geliebten. Hören Sie, wo haben Sie denn dieses Prachtstücke aufgegabelt?«

»Ach so – woher wissen Sie denn . . . «

»Nu, ich habe Sie doch heute morgen spazieren gehen sehen, dann saßen Sie auch mit ihr in einem Hotel – ich hatte nur gerade keine Zeit, Sie anzusprechen. Hören Sie, das ist aber ein Prachtmädel! So was von einem Frauenzimmer habe ich weeiß Knebbchen noch nicht gesehen. Ist die Ihre?«

»Ja,« mußte ich zugeben, mein Lächeln verbeißend.

»Woher haben Sie die denn nur?«

»Das kann ich Ihnen jetzt nicht des Längeren schildern.«

»Mir auch ganz gleichgültig. Also die gehört wirklich Ihnen?«

»Jawohl, die gehört mir.«

»Verkoofen Se mir die?«

»Machen Sie keinen Unsinn, Karlemann!«

»Nee faktisch! Was woll'n Se denn dafür ham? Ich laß es mir einen guten Feng Geld kosten.«

»Ich bin kein Menschenhändler.«

»Aber ich.«

»Schämen Sie sich was!«

»Später mal, wenn ich Zeit dazu habe.«

Mit dem Jungen war ja doch nichts anzufangen. Ueberhaupt wußte man niemals, ob er nicht nur scherzte. Zuzutrauen war dem allerdings alles.

»Was würden Sie denn mit ihr machen?«

»Nu, ausstellen, ausstellen! So was von Schönheit hat ja die Welt noch gar nicht gesehen. Nur die Ohren würde ich ihr noch ein bißchen verstutzen. Nicht etwa, daß sie zu große Horchlöffel hat, aber . . . ich liebe gestutzte Ohren, ich coupiere allen meinen Hunden die Ohren.«

[339]

Wir hatten unterdessen die angekettete Lieblingsfrau wieder verlassen, dieses Ideal von einem Mustergatten und überhaupt Gemütsmenschen schloß eine Panzertür nach der anderen wieder zu.

Karlemann selbst fing nicht wieder von dem Menschenhandel an, dagegen war ich es, der wenigstens auf dasselbe Thema zurückkam.

»Weshalb soll ich ihr denn einen Ring durch die Nase ziehen?«

»Nu, damit Sie sie anketten können, so sicher wie möglich. Und dann gleich rin in den feuerfesten Panzerschrank!«

»Aber weshalb denn nur?«

»Nu, damit Sie sie sicher haben. Denn passen Sie auf, mein lieber Jansen, die spannt man Ihnen noch aus. So ein bildschönes Frauzimmer findet Liebhaber genug.«

Ich starrte den altklugen Jungen an – und dann lachte ich sorglos.

Nein, an Bord meiner ›Sturmbraut‹ unter dem Schutze meiner Offiziere und meiner Jungen war Atlanta sicher, oder aber . . . die ganze ›Sturmbraut‹ ging mit ihr zugrunde.

Wir hatten uns in jene kleine, behagliche Kabine zurückbegeben.

»Nun will ich Ihnen einmal etwas vorsetzen, was Sie hier auch nicht erwartet haben,« sagte Karlemann, als er eine Weinflasche entkorkte.

Ich roch an dem eingeschenkten Glase – Waldmeister, Maitrank.

»Selbst gemacht?«

»Ja, aber den können Sie ruhig trinken, ich trinke ja selber mit. Denn meine Eier esse ich nicht etwa selber – ich werde mich hüthen!«

Ich hatte ihm unrecht getan – wirklich ein famoser Stoff.

[340]

»Ja, Sorgen, Sorgen,« begann Karlemann abermals, sich wieder in den Haaren kratzend.

»Was denn nur für Sorgen?«

»Warten Sie mal erst – was wollen Sie jetzt machen? Sich doch natürlich einen Kaperbrief ausstellen lassen.«

Ich verneinte, setzte ihm meine politischen Gründe auseinander.

»Ganz meine Ansicht. Bleiben Sie neutral. Immer nur den ausnehmen, der das meiste Geld hat.«

»So war meine Neutralität nun allerdings nicht gemeint.«

»Was haben Sie sonst vor?«

Ein gewisses, undefinierbares Schamgefühl hielt mich ab, diesem Knaben meine soliden Passagierdampferpläne zu offenbaren. Ich hätte eben jetzt noch nichts besonderes vor.

»Machen wir Kumpe.«

»Schon wieder mal?«

»Daß immer nichts daraus geworden, ist doch nur Ihre Schuld gewesen.«

»Und um was handelt es sich diesmal?«

Ich will es kurz machen: der ›Karbunkel‹ sollte sich während des Krieges in ein Marketenderschiff verwandeln. Wie das zu verstehen ist, wird später ausführlicher geschildert. Dabei immer noch Vorstellungen geben.

»Wozu brauchen Sie mich denn da?«

Als Schutz. Karlemann schlug mir vor, nach Liberia zu fahren und die Flagge dieser Republik anzunehmen, deren Neutralität mir absoluten Schutz gewährte.

Dann sollte ich gleich einmal nachsehen, wie es auf seiner Felsenburg zuing. Denn das war die Sorge, welche meinen kleinen Freund peinigte.

Karlemann hatte nämlich erfahren, wie gerade jetzt das uner-sättliche England starke Annektionslüste

[341]

auf das Aschantireich habe, und zunächst habe man es auf die Leuchtturminsel abgesehen, England wolle den Vertrag, den der Aschantikönig Aquassi Aquatuh mit einem unmündigen Knaben abgeschlossen hatte, nicht gelten lassen.

Kurz und gut, Karlemann wollte sich diesmal mit mir verbün-den, um einen energischen Genossen mit gleichen Interessen zu haben. Also sollte ich auch die Hälfte von allem haben, was er sich bisher erworben hatte und was er fernerhin verdienen würde, und es waren ganz horrende Summen, sagen wir gleich fabelhafte Schätze, die er mir vorrechnete.

Da aus alledem nichts wurde, so gebe ich den Inhalt unseres Gespräches, welches hierüber noch länger als zwei Stunden währ-te, in solcher Kürze wieder.

Trotzdem schieden wir dann als die besten Freunde – Karle-mann gab mir sogar noch ein Freibillett erster Güte für Atlanta mit.

»Nein, Karlemann, so leid es mir tut – aber ich will diesem abenteuerlichen, unsicheren Leben endlich den Rücken wenden. Auch mit diesem ganzen amerikanischen Bürgerkriege will ich nichts zu tun haben. Sobald meine ›Sturmbraut‹ seeklar ist, segle ich ab. Ich werde ein solider Handelskapitän.«

Das war mein letztes Wort gewesen, als ich mich von ihm ver-abschiedete.

Ach, ich armer Narr!

Aber konnte ich es denn ahnen?

Mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten.

[342]

NOCH EIN WIEDERSEHEN.

Das hölzerne Amphitheater hatte sich gefüllt.

Die Abenteurer aller Nationen waren es, welche die Plätze einnahmen.

Ich sage nicht ›Abenteurer aller Nationen‹, sondern ›die Abenteurer‹.

Denn wer damals irgendwo in der Welt noch etwas Tatendrang hatte, der ging nach Amerika, um mit den Südstaaten, der Konföderation, gegen die Nordstaaten, die Union, zu kämpfen.

Allein Deutschland hatte eine Ausnahme gemacht. Das ist ganz wunderbar. Doch Deutschland hat damals all seine Glücksritter und verkrachten Existenzen, darunter aber auch manch gediegenen Offizier, der Union zu Hilfe geschickt – und nicht zum wenigsten haben durch diese die Nordstaaten triumphiert – was damals nämlich niemand, niemand vermutet hätte. Eigentlich war der Sieg von vornherein auf seiten der Konföderierten, denn diese hatten viel mehr Truppen, viel mehr Geld und was sonst noch zum Kriegführen gehört. Nur die Kriegsschiffe fehlten ihnen, die aber reichlich durch die zahllosen Kaperschiffe ersetzt wurden, die sich der Konföderation zur Verfügung stellten.

Eine traurige Rolle hat damals England gespielt.

Als Urheber der Sklavenemanzipation mußte es natürlich auf seiten der Union stehen. Dem Aeußeren nach, um den Respekt zu wahren.

England hat der Union, als dort alles brach lag, ununterbrochen Getreide geschickt, hat sie reichlich mit Geld unterstützt.

Dasselbe England aber rüstete gegen die Union Kaperschiffe aus, welche die eigenen Getreideschiffe und das Geld wegnehmen mußten.

Man zählt nicht weniger als achtundfünfzig

englische Lords, Grafen, Barone und Baronets, welche damals als Kaper, sagen wir gleich als Seeräuber gegen die Union gezogen sind.

Und die Seeoffiziere, welche damals die englische Marine verließen, um in den Dienst der Konföderation zu treten, sind gar nicht zu zählen. Sie wurden gewissermaßen nur beurlaubt; denn wer dann noch lebte, wurde in allen Ehren wieder aufgenommen.

Ein Kaperschiff auszurüsten, das kostet Geld. Solch ein Schiff, das nicht versichert werden kann, muß doch auch erst bar gekauft werden.

Aber die Abenteurer brauchten nicht zusammenzuschießen – vorausgesetzt, daß sie überhaupt etwas zum Schießen hatten – um sich gemeinsam ein Schiff zu kaufen.

In England flossen ihnen von allen Seiten Geldmittel zu, so viel sie wollten oder doch brauchten, und sie wußten gar nicht, woher das Geld kam.

Wenn da ein tüchtiger Seeoffizier die Absicht aussprach, einen Kaper gegen die Union auszurüsten zu wollen, so konnte er sicher sein, daß ihm am andern Tag auf geheimnisvolle Weise ein Scheckbuch zugestellt wurde – so und so viel Kredit – nun konnte er sich ausrüsten.

Ein tüchtiger, bekannter Seeoffizier oder Jachtsportsman mußte es natürlich sein. Ein Hanswurst von einem Jachtsportsman, der nur hin und wieder einmal an ein geteertes Tau gerochen, sprach diesen Wunsch selbstverständlich umsonst aus. Solche Fatzken haben ja aber gewöhnlich das meiste Geld, die rüsteten dann auf eigene Kosten einen Kaper aus und stellten als Kommandanten einen tüchtigen Kapitän an, oder einen fixen Sportsman, der eben nichts hatte.

So kannte ich persönlich einen englischen Baron William Dudley, genannt Sailorbill, Matrosenwilhelm,

ein total verlumpfter Kerl, nicht einmal mehr Knöpfe an der Hose, den Riemen versaufend, nur noch einen Strick um den Leib gebunden. Aber den Wind, den ein anderer guter Seemann in der Nase hat, den hatte dieser Kerl im kleinen Finger. Der beste Boots- und Jachtsteuerer, den es je gegeben. Bei jeder Regatta war er der Mann an der Spitze. Natürlich übernahm er nicht das erste beste Boot. Segelte die Jacht des Prinzen von Wales mit, so steuerte er diese. Das Geld, das er dafür erhielt, doch eine bedeutende Summe, wurde noch in derselben Nacht verwichst, und dann versoff er noch Stiefel und Hemd dazu, und das ist wörtlich zu nehmen. In so einer irischen Budike zog er für ein Glas Whisky sein Hemd aus.

Dieser Baron William Dudley also erhielt damals von unbekannter Seite die ›Flirt‹ zur Verfügung gestellt, die herrlichste Jacht, die vielleicht vom Stapel gelaufen ist, im amerikanischen Kriege besonders dadurch berühmt geworden, daß das kleine Fahrzeug den Kampf mit dem amerikanischen Panzerkoloß ›Anahuac‹ aufnahm und diesen bald zum Sinken gebracht hätte, und daß es dann die Blockade von New-Orleans brach. Allerdings nicht mehr unter Dudleys Führung, da hatte der sich schon totgesoffen. Immerhin, diesem Kerl hatte man die wertvolle Jacht zur Verfügung gestellt, um mit ihr gegen die Union zu kämpfen, und außerdem erhielt er 10 000 Pfund, um sie kriegstüchtig auszurüsten.

Woher dieser förmliche Haß Englands gegen die Nordstaaten? Jawohl, das war ein ehrlicher Haß. Nun, Nordamerika war doch einst eine Kolonie von England gewesen, die sich unabhängig gemacht hatte. Den Südstaaten hatte man unterdessen schon verziehen, die produzieren ja doch nur Getreide und Baumwolle – aber die industriellen Nordstaaten drohten hauptsächlich mit ihren Eisen- und



Stahlerzeugnissen dem bisher hierin allmächtigen England den Weltmarkt streitig zu machen. Das konnte dieses nie verzeihen.

Was aber von England, das galt auch von Spanien – nur nicht in handelswirtschaftlicher, sondern in religiöser Hinsicht. Auch Spanien hat einst die Oberhoheit über ganz Amerika gehabt, in Amerika hatte der Katholizismus geherrscht.

Jetzt sind nur noch die Südstaaten katholisch, die ja überhaupt stark mit dem spanischen Element durchsetzt sind.

Hier war es die Kirche, waren es die Pfaffen, hauptsächlich die Jesuiten, welche spanischen, seetüchtigen Abenteurern die Mittel dazu gaben, sich einen eigenen Kaper auszurüsten. Jedes Kloster stellte seinen eigenen Kaper zum Kampf gegen die ungläubigen Yankees.

Daher also neben den englischen auch so viele spanische Physiognomien. Dann aber auch italienische, griechische, russische und allerdings auch einige deutsche, wahre Räubergesichter.

Denn zur Elite der Menschheit gehörten diese natürlich nicht, welche ausgezogen waren, nicht nur, um gegen Kriegsschiffe zu feuern, sie mindestens zu beunruhigen, sondern um auch friedliche Handelsschiffe zu überfallen, die Mannschaft abzuschlachten, und natürlich die Hauptsache: um Beute zu machen, welche ihnen dann von der Konföderation zum festen Marktpreis abgekauft wurde. Außerdem erhielt der Kaper für jede Heldentat ein festgesetztes Prisengeld, eine Prämie, und das genommene Schiff gehörte natürlich auch ihm.

Es ist merkwürdig. Auch ich bin ein Abenteurer gewesen – und was für einer! – und ich bin noch viel mehr als nur ein Kaper gewesen – aber auf meinem Gesicht hat sich nicht der Stempel abgedrückt, der hier allüberall so deutlich hervortrat.

[346]

Lustig gelebt und selig gestorben! Nicht selig? Na, dann lustig zur Hölle gefahren! Was ist der Mensch? Ein Erdenwurm. Tritt den Wurm tot, es gibt ja noch genug von ihnen. Blut und Mord

– nur Geld in die Tasche bekommen! Morgen sind vielleicht auch wir tot.

Wie deutlich stand das all diesen Gesichtern auf der Stirn geschrieben – und darunter bildschöne, hochedle Männerköpfe – aber allüberall der furchtbare Ausdruck der todverachtenden Wildheit, die dem Teufel sowohl wie dem lieben Gott zu Leibe rückte, wenn man ihm mit der Pistole etwas abnehmen könnte.

Selbst in den blasierten, aber energischen Gesichtern der kalten, zähen Engländer konnte ich all dies lesen, mochte es auch noch so versteckt sein.

Ja, es waren Männer, all die hundert, die sich hier zum Raubzuge zusammengefunden hatten, Männer im vollsten Sinne des Wortes – aber auch im furchtbarsten Sinne.

---

Und all diese Hunderte von verwegenen Abenteurergesichtern waren auf mich gerichtet, und dann noch die mindestens tausend anderen Augenpaare, Bürgern der Stadt gehörend, und dann nicht minder geschminkten Frauenzimmern, welche diese Abenteurer begleiteten wie in früheren Zeiten die Scharen der Landsknechte und noch heute die russischen Kriegsheere.

Mir galten all diese Blicke? Mir, dem zukünftigen Blockadebrecher?

Nein, auf solch einen Gedanken kam ich gar nicht, dazu war ich viel zu bescheiden – oder über so etwas viel zu erhaben, will ich lieber sagen.

Nein, meiner Begleiterin galten sie, Atlanta, und darauf war ich stolz. Aber ich hatte sie auch herausstaffiert!

Ja, ich war stolz!

[347]

Diese lüsternen Blicke, diese begehrliehen Augen in den Abenteurergesichtern! Doch das konnte mich nicht beleidigen. Ganz im Gegenteil! Ich hatte meine Freude dran.

»Jawohl, immer guckt nur. Nicht wahr, so was von einem schönen Weibe habt ihr noch nicht gesehen? Und die gehört mir, mir ganz allein – und ihr könnt euch die Näs putzen.«

Auch einige Uniformen waren vertreten. Darunter fiel mir besonders ein Mann in der Uniform eines Kolonels auf, eines Obersten. Es war ein prächtiger Kerl mit schönem Männerkopfe, so stolz und gelassen. Und was mir am allermeisten auffiel, das war, daß er nicht so wie alle anderen mit begehrliehen Augen nach mir oder vielmehr nach Atlanta blickte, sondern immer mit einem spöttischen oder sogar verächtlichen Lächeln, und dann neigte er sich zu der Dame an seiner Seite, flüsterte mit ihr, und dann blickte er wieder mit einem so spöttischen Lächeln nach uns herüber.

Was zum Henker hatte der Kerl so verächtlich zu grinsen?!

»Können Sie mir vielleicht sagen, wer der Offizier ist in der Oberstenuniform – da, jetzt putzt er sich gerade die Nase.«

Mit dieser Frage wandte ich mich an meine Nachbarin zur Linken, ein Weibsbild, die in mindestens dreißig Meter Seide gewickelt war, obgleich sie oben gar nichts anhatte, und die nun schon seit einer Viertelstunde mit ihrem Lackschuh auf meinem Stiefel herumtrampelte.

»Das wissen Sie nicht?« flötete sie, und ich dachte erst, jetzt würde sie mir um den Hals fallen, so schnell wandte sie sich mir zu.

»Nee, sonst würde ich doch nicht erst fragen.«

»Das ist Kolonel Mac Pierson, der Stadt- und Festungskommandant von Charleston.«

[348]

So, nun wußte ich es. Was hatte der Kerl nur so verächtlich zu feixen? Weil man mich schon zum Blockadebrecher gemacht hatte? Konnte ich denn etwas dafür?

Da mit einem Male schrie meine Nachbarin zur Linken »juu-uuiihhh aaahhh« – und fiel mir mit dem Oberleibe in den Schoß – und noch hundert andere Weiber quiekten und stöhnten und

wurden zum Teil ohnmächtig . . . nämlich der Kanonenschuß war gefallen, der den Anfang der Vorstellung verkündete.

Das Rundteil senkte sich und hob sich wieder, ein allgemeines Aaaahhhh . . .

Ich aber sah und hörte nichts mehr, kann nichts von der ganzen Vorstellung erzählen.

Ich sah nur mit starren Augen seitwärts, denn – bei allem, was lebte! – dort saß . . . Blodwen!!

O, war mir das fatal! Denn auch sie hatte für nichts anderes Auge als nur für uns beide.

O, war mir das fatal! Wie gern wäre ich mit in die Versenkung hinabgerutscht, samt Atlanta.

»Sieh nur, sieh nur, Richard!« sagte diese in einem fort.

Aber ich sah nichts. Wenn ich auch in die Manege blicken mochte – ich sah doch immer nur die forschenden Augen Blodwens auf mich gerichtet.

Das arme Weib! Was die jetzt wohl dachte!

Ich machte noch einmal die ganzen letzten zwei Jahre durch, von da an, als ich den weißen Ochs niedergestochen hatte.

Ach, wäre mir doch dieser weiße Ochse nicht in den Weg gekommen! Ich hatte dem Vieh doch gar nichts getan!

Bei Thor und Odin!

Du stolzes England freue dich,  
Dein König geht und kämpft für dich,  
Dein König, dein König, der Richard Löwenherz.

[349]

So gaukelte es mir vor den Augen und summte es mir in den Ohren.

Das arme, arme Weib!

Mußte die gerade hier sein und mich mit der anderen sehen!

Mußte vielleicht oder jedenfalls Vergleiche ziehen zwischen sich und Atlanta.

O Gott, o Gott, wenn die Vorstellung doch nur endlich zu Ende wäre! Hier gab's ja kein Durchkommen!

Heute wurde auch keine Pause gemacht. – –

Na, endlich pilgerte ich mit Atlanta durch die Straßen meinem Schiffe zu.

»Hier sind Briefe für den Herrn Kapitän abgegeben worden, und die hier kamen durch die Post,« sagte Mahlsdorf.

»Wat?!«

Ich stierte fassunglos auf die beiden großen Körbe, bis an den Rand mit Briefen gefüllt.

»Hundertzweiundsiebzig durch Boten und zweihundertunddreizehn durch die Post,« fing jetzt Mahlsdorf zu lachen an.

Na ja, jetzt wußte ich – der berühmte Blockadebrecher – Einladungen zu politischen Gesellschaften und zu friedlicheren Zusammenkünften.

»Herr Kapitän verzeihen,« fuhr Mahlsdorf ernst fort, ein Briefchen aus der Tasche ziehend, »dies hier habe ich zurückbehalten, um es Ihnen persönlich zu geben – ein Negerjunge brachte es – und die Handschrift kam mir so bekannt vor . . . «

Ja, mir auch. Ich riß das Kuvert auf. Auch das Parfüm kannte ich – ach, so gut!

»Herrn Kapitän Richard Jansen. Haben Sie, bitte, die Güte, mich heute nacht noch im Hotel Henry aufsuchen zu wollen. Es handelt sich um eine geschäftliche Auseinandersetzung. Da ich schon morgen

[350]

von hier abreise, werden Sie mir die Bitte nicht abschlagen. Ich bin hochachtungsvoll Blodwen Lady von Leytenstone.«

»Wann brachte der Note den Brief?«

»Sieben Uhr fünfundzwanzig Minuten, Sie waren schon unterwegs nach dem Zirkusschiff.«

Dann mußte Blodwen ihn auch schon vorher abgeschickt haben, ehe sie mich gesehen hatte, d. h. im Zirkus.

Mein Entschluß war gefaßt. Ein Nichtkommen wäre einfach Feigheit gewesen.

»Hier ladet mich Lady Blodwen zu einer Zusammenkunft ein.«

»Sie haben den Brief laut vorgelesen, Herr Kapitän.«

»So? Nun, ich werde gehen.«

»Kapitän!!« rief Mahlsdorf erschrocken.

»Na was denn?«

»Sie werden – Sie können – dieses Weib – nach jener Szene . . . «

»Kann mich niederschießen,« ergänzte ich. »*Well*, ich bin darauf gefaßt. Wenn nicht jetzt, dann würde Sie mich eben ein andermal niederknallen oder mir Vitriol ins Gesicht gießen oder so was Aehnliches. Lieber gleich! Ich gehe. Haben Sie nur gut Obacht auf Atlanta, daß die nicht etwa Vitriol ins Gesicht bekommt. Nein, ein Verstecken gibt's bei mir nicht, nicht für meine Person.«

Und ich ging.

Eine Viertelstunde später stand ich ihr im Hotelzimmer gegenüber.

Sie war ganz ruhig, ich war ganz ruhig.

»Herr Kapitän!«

»Mylady?«

»Es handelt sich um eine Auseinandersetzung.«

»Das schrieben Sie mir schon, und ich bin gekommen.«

[351]

»Jeden Tag kann zwischen der Konföderation und der Union der Krieg ausbrechen.«

»Leider.«

»Welche Stellung nehmen Sie in diesem Kampfe?«

»Gar keine.«

»Nicht? Sie sind doch auf seiten der Konföderierten?«

»Durchaus nicht. Ich bleibe ganz neutral.«

»Man feiert Sie doch schon als den zukünftigen Blockadebrecher.«

»Ganz gegen meinen Willen. Man will mir eine Rolle zuschieben, aber ich werde sie nicht spielen. Sobald mein Mast eingesetzt und mein Schiff abgeklopft ist, segle ich ab.«

»Wohin?«

»Nach einer Gegend, wo es keinen Krieg gibt.«

Sie nickte langsam.

»Ich dachte es mir,« sagte sie einfach. »Aber,« fuhr sie lebhafter fort, »auf welcher Seite ich kämpfe, das werden Sie wohl wissen.«

»Da Ihre Heimat New-York ist, so wohl für die Union.«

»Heimat?« wiederholte sie verächtlich. »Ich habe keine Heimat mehr, oder ich habe mir eine solche erst wieder geschaffen, mein eigenes Königreich. Aber wissen Sie, wer sich hier aufhält?«

»Ich habe den Baron Ralph hier gesehen, und den dürften Sie wohl meinen.«

»Und den Lord Hektor, und den Lord James, und die Lady Marion,« kam es zischend hervor, wie sie überhaupt nach und nach immer mehr ihre anfängliche Ruhe verlor. »Und sie alle, alle haben einen Kaper ausgerüstet – und das gibt bei mir den Ausschlag – die Hunde, die mir das Erbteil meines Vaters stahlen!«

In diesem Augenblick begriff ich nicht, wie ich dieses Weib jemals lieben, liebenswürdig finden konnte.

[352]

Es war einfach häßlich, widerwärtig in seinem hervorbrechenden Haß.

»Ich denke, Sie haben sich mit ihnen in Güte auseinandergesetzt?«

»In Güte? Hahahaha! Abgegaunert haben sie es mir!«

»Damals aber sprachen Sie ganz anders.«

Ihre Verlegenheit war unverkennbar.

»Ja,« sagte sie dann rasch, »damals glaubte ich, ich hätte mein Vermögen der englischen Krone abgetreten.«

»Nun, ist das nicht zum Teil der Fall?«

»Nein! Nein!!!« rief sie mit Heftigkeit. »Man hat es mich glauben gemacht, daß ich hauptsächlich gegen die englische Regierung prozessiere, daß jene Halunken nur einen ganz geringen Anteil dabei hätten – da ich aber nun freiwillig verzichtet habe, stellt sich heraus, daß die englische Krone überhaupt gänzlich zurücktritt, nicht den geringsten Anspruch auf mein Erbteil macht, und daß es nur diese Spitzbuben sind, welche mein ganzes Vermögen unbehindert zwischen sich geteilt haben.«

Das war mir ganz neu. Aber ich konnte es begreifen. Ein echt englisches Manöver.

»Das heißt mit anderen Worten: den Verwandten Ihres Gatten hätten Sie Ihr Vermögen nicht abgetreten?«

»Nie! Niemals!!«

Also nur ein rein persönlicher Haß, allein den Verwandten ihres Mannes geltend, der sie einst geprügelt, oder vielmehr diesem selbst noch nach seinem Tode geltend.

O, diese Engländer sind doch schlau, und keine Gesellschaft ist fester zusammengeschweißt als der englische Adel.

In gewissem Sinne bedauerte ich dieses Weib, Für meine Begriffe freilich, der ich niemals etwas von

[354]

nachtragendem Hasse gewußt habe, konnte ich nicht recht den Unterschied einsehen.

Meine Toleranz ging so weit, daß ich Blodwens Wut jetzt nicht mehr widerwärtig fand, ich konnte mich eben in die Seele dieses launenhaften Weibes hineindenken, für welche Launenhaftigkeit sie meiner Ansicht nach ja gar nichts konnte, daran war ihre ganze Erziehung schuld, und ... ich hatte sie ja einst geliebt, so heiß geliebt!

Da fiel mir ihr verändertes Betragen auf. Ahnte sie, empfand sie meine ihr geltenden Gedanken?



Wie ihr Gesicht, so verwandelte sich ihre ganze Haltung, sie begann nervös mit ihrem Spitzentuche zu spielen.

Schon ahnte mir Schlimmes – das Schlimmste, was mir hier begegnen konnte.

»Richard . . .«

Furchtbar erschrocken zuckte ich zusammen. Meine schlimme Ahnung war schon in Erfüllung gegangen. Nur auf diese Weise durfte sie mich nicht nehmen, nur auf diese nicht!

Wenn sie ihre herrlichen, blauen Augen nur nicht so bittend jetzt auf mich gerichtet hätte!

Doch noch konnte ich mich beherrschen, so weit war es ja noch nicht

»Mylady?« fragte ich kühl zurück.

»Ich habe – habe – dich – Sie – damals so furchtbar beleidigt.«

»Das ist schon längst verziehen, wenn Sie nicht überhaupt recht gehabt hätten.«

»Nein – nein – ich hatte schlecht gehandelt – aber das war ja gar nicht so gemeint gewesen – und du – Sie kennen doch – meinen unglücklichen Charakter.«

Angstvoll waren ihre blauen Kinderaugen auf mich gerichtet, während sie das Spitzentuch in ihren Händen drehte.

[355]

Ach, wenn sie mir nur nicht so gekommen wäre! Gegen so etwas war ich nicht gewappnet. Da war ich wie ein kleines Kind, von dem es heißt, daß ihm das Himmelreich sein soll.

Ich hätte jetzt sagen sollen, daß ich ihr auch noch die goldene Uhr ersetzen würde, die ich damals auf der Osterinsel an der Felswand zerschmettert hatte – das hätte wie eine Schutzmauer gegen meine Schwäche gewirkt. Aber dessen war ich eben nicht fähig.

»Ist das die geschäftliche Auseinandersetzung, die Sie mir geben wollten?« fragte ich statt dessen.

»Ja – ja – Richard – wer ist das Weib, welches du bei dir an Bord hast?«

Da war es! Nun aber bei der Wahrheit geblieben!

»Ein unglückliches Weib, das ich in der Südsee an Bord eines Piratenschiffes fand.«

»Unglücklich? Wie kann jemand unglücklich sein, den du liebst?«

»Wohl, so habe ich sie glücklich gemacht.«

Es war heraus. Nun mochte es kommen, wie es wollte.

Und da plötzlich geschah das völlig Unerwartete – da plötzlich lag die stolze Blodwen zu meinen Füßen und umklammerte meine Knie.

»So laß mich wenigstens deine Liebe mit ihr teilen!« erklang es in herzerreißendstem Tone.

O, nur das hätte nicht kommen sollen!! Ich konnte mich nicht freimachen von ihr, ich war ja schon so gut wie gefangen.

Da zum Glück erhob sie sich selbst wieder, sie trat zurück, und wieder war sie eine ganz andere, hochaufgerichtet stand sie vor mir, stolz wie eine Königin, maßlos stolz auch die Züge, und dennoch leuchtete es darin wie jubelndes Glück, und so klang auch ihre Stimme.

[356]

»O nein, Herr Kapitän Jansen, o nein, ich teile mit keinem anderen Weibe meine oder Ihre Liebe, ich will den, den ich liebe, ganz allein haben!!«

Ich war fassungslos. Was sollte dieses Spiel? Und wie sie da stand! Wie sie so jubelnd sprach!

»Mylady . . . «

»Schweig, Richard! Ich wollte dir nur einen Beweis geben, daß ich nicht zu stolz bin, um zu deinen Füßen zu liegen – zweifelst du noch daran, daß ich dich wirklich liebe?«

Meine Fassungslosigkeit blieb. Dieses Weib war eben unberechenbar.

»Immer gehen Sie zurück zu diesem wunderschönen Weibe,« fuhr sie mit lachendem Munde fort, aber mit fröhlich lachendem, »die fürchte ich nicht, das ist keine Nebenbuhlerin für mich. Denn dieses Weib hat ja gar keine Seele. Immer führen Sie sie spazieren – renommieren Sie mit ihr, so wie man auf einen schönen, kostbaren Hund stolz ist – denn nichts anderes als solch ein Renommierhund bedeutet dieses Weib für Sie . . . «

»Blodwen!!!« schrie ich auf, selbst noch gar nicht wissend, eine wie furchtbare Wahrheit sie mir förmlich aus dem Herzen zog, diese Wahrheit zunächst nur mehr ahnend.

»Es ist so, wie ich sage!! Diese wunderschöne Puppe fürchte ich nicht!! Und was uns beide anbetrifft – Richard, da ich dich verloren habe, so werde ich dich zurückerobern – bei Thor und Odin, ich gewinne deine Liebe wieder – wir beide gehören zusammen – vielleicht nicht im Glück, wohl aber zusammen in Not und Tod – bei Thor und Odin!!«

Die erhobene Hand schüttelnd, hatte sie es gerufen, mit jubelndem Munde, und ich . . . war plötzlich draußen auf der Straße in der finsternen Nacht.

[357]

Wie ich hinausgekommen, weshalb ich so plötzlich davongestürzt war, weiß ich nicht.

Wie mir zumute war, kann ich nicht schildern.

»Bei Thor und Odin, wir beide gehören zusammen, bei Thor und Odin!!«

Nichts anderes klang in meinen Ohren.

Und ich sah sie so hochaufgerichtet vor mir stehen, mit blitzenden Augen und lachendem Munde, diese Worte rufend.

Ich hatte eine Prophetin gesehen.

NOCH ETWAS ANDERES ALS EIN BLOCKADEBRECHER!

Schon nach vier Tagen war mein Schiff fertig, konnte das Trockendock verlassen.

Ein bestimmtes Ziel hatte ich noch immer nicht, doch konnte jetzt nur noch ein europäischer Hafen in Betracht kommen. Ich brauchte sowieso Kohlen, so nahm ich sie gleich als Fracht ein, das ganze Schiff voll. Denn Kohlen waren jetzt hier außerordentlich billig zu haben, weil Spekulanten eine Unmenge amerikanischer Kohlen hierhergebracht hatten, in der Hoffnung, es würden auch hier zahlreiche Dampfer zusammenkommen, während die Kaper fast ausschließlich Segler waren. So konnte ich selbst noch in einem europäischen Hafen ein gutes Geschäft machen.

Also, ich war trotz Tischkoffs Spottes immer wieder bei Kohlen angelangt.

Mit Tischkoff selbst war über so etwas nicht zu reden. Eine Unterhaltung mit ihm kam nur zustande, wenn er selbst es wollte, und dann lag stets ein triftiger Grund vor.

Meines Kommodores Charakter hatte ich nun überhaupt erkannt, d. h., in welcher Eigenschaft er sich bei mir aufhielt.

[358]

Er war ganz einfach ein Gelehrter, der sich von aller Welt zurückziehen wollte, was man doch nirgends so gut kann, wenn man dabei nichts vermissen will, als an Bord des Schiffes.

Auch ich hatte zufällig einmal einen Blick in einen solchen dicken, in Schweinsleder gebundenen Folianten getan, mit denen seine ganze Kabine vollgefropft war.

Es waren geschriebene Hieroglyphen. Sie hatten einige Aehnlichkeit mit Sanskrit, von dem ich eine kleine Ahnung habe, aber doch wieder anders. Ich vermutete eher, daß es Tolua sei, die ausgestorbene Ursprache der alten Malaien, die noch früher auch die Japaner gehabt haben, vielleicht noch älter als das Sanskrit, welches den Gelehrten noch heute so viel Kopfschmerzen macht, weil die Zeichen beständig wechseln und manchmal für jede Zeile ein neuer Schlüssel gefunden werden muß.

Diese uralten, doch jedenfalls echten Tolua-Schriften, hauptsächlich Priestergeheimnisse, aber auch die ganze Literatur und

Poesie eines ausgestorbenen Volkes enthaltend, waren in dieses Mannes Besitz gekommen, er übersetzte sie. Dem widmete er sein ganzes Leben, seine ganze Gedankenkraft, hatte für gar nichts Interesse mehr, zu diesem Studium war ihm ein Schiff eben einsam genug, und als Dank dafür unterstützte mich der ehemalige Kapitän, der er doch sicher war, aus dem reichen Schatze seiner gesammelten Erfahrungen. Meine Sicherheit oder die Sicherheit des Schiffes war ja seine eigene. Aber was wir sonst trieben, wohin wir segelten, das war ihm alles gleichgültig, wenn er nur in seiner Arbeit nicht gestört wurde.

Freilich, welches Geheimnis sonst mit diesem Manne verbunden war, die Tätowierung auf dem Kopfe wie am ganzen Körper, und manch anderes noch, vor allen Dingen auch sein zeitweiliger [359]

Starrkrampf oder gar Scheintod, das würde mir wohl immer ein Rätsel bleiben.

Sonst aber, mit nüchternem Auge betrachtet, war gar nichts Besonders an ihm. »Nur mich in Ruhe lassen, mehr verlange ich gar nicht!«

Auch über unseren Klabautermann war mir unterdessen etwas klar geworden.

Der alte Holländer war tatsächlich wieder zum Kinde geworden, oder sagen wir eben: er war vor Altersschwäche blödsinnig geworden – aber seine Erinnerung erwachte wieder, er lebte wieder auf, sobald er in einer anderen Sprache angeredet wurde, und das war eben das Tolua.

Sobald Tischkoff den alten Mann, der nach wie vor rauchend auf seiner Kleiderkiste saß, ansprach, wurde er lebendig, gab Antwort.

Solche Fälle hat man so häufig, daß Geistesschwache nur auf eine besondere Sprache reagieren, die sie etwa in der Jugend geredet haben – da kehrt bei ihnen eben plötzlich auch die Jugendzeit wieder zurück. Ich hatte schon einmal solch einen Fall

erlebt, bei einem alten Irländer, der sonst vollständig blödsinnig war, aber sofort wieder ganz vernünftig zu werden schien, wenn er mit dem jetzt fast völlig erloschenen Irländisch oder Irisch an-geredet wurde.

Wenn ich mir das nun alles recht überlegte, so konnte wohl möglich sein, daß der geheimnisvolle Tischkoff nur deshalb zu mir an Bord gekommen war, mich deshalb damals aus dem Gefängnis von Portland befreit hatte, weil bei mir an Bord der alte Holländer war, welcher die Tolua-Sprache beherrschte. Die Holländer haben ja von jeher auf dem malaiischen Archipel zu tun gehabt, auch dieser Alte in Schnallenschuhen mochte ein Gelehrter, ein Sprachenforscher gewesen sein.

So verschwand der Klabautermann noch oftmals in Tischkoffs Kajüte, wo er sich nach des Stewards

[360]

Bericht ganz vernünftig unterhalten konnte, allerdings unverstündlich für uns.

Das ganze, große Geheimnis, welches hinter alledem steckte, das konnte ich mir freilich nicht enträtseln, doch zerbrach ich mir darüber nicht den Kopf.

Mensch, halte fest, was du hast, – – und nimm, was du kriegen kannst.

Hiermit seien wieder einmal die beiden Personen erledigt, die nun einmal zu meinem Schiffe zu gehören schienen wie der Tabak zur Piep. – –

Von Blodwen hatte ich nichts wieder gesehen und gehört.

Aber ich erfuhr, daß sie mit ihrer eigenen Jacht hierhergekommen sei, doch wieder eine andere, als mit welcher sie damals die Osterinsel besucht hatte.

Es war eine Jacht von etwa sechshundert Tonnen, also bedeutend kleiner als die ›Sturmbraut‹ – obgleich nicht etwa um ziemlich die Hälfte kleiner, weil die ›Sturmbraut‹ tausend Tonnen hatte, im Kubik sind die Größenverhältnisse bekanntlich ganz andere als im einfachen – und war getauft auf den Namen . . . ›Seebraut‹. ›Sturmbraut‹ – ›Seebraut‹ . . . sie hatte es herausgesucht.

Am allermeisten interessierte es mich, daß auch diese ›Seebraut‹ mit Maschine und Propellerschraube ausgestattet war, ganz wie meine ›Sturmbraut‹.

Dann erfuhr ich nur noch zufällig, daß Blodwen selbst oben im Fort wohne, als Gast des Kommandeurs, was mich wiederum sehr wenig interessierte.

Sonst habe ich über die vier Tage nichts weiter zu berichten. Trotzdem von Washington beruhigende Telegramme einliefen – die feindlichen Parteien schienen sich doch noch im Guten einigen zu wollen – änderte sich die kriegerische Stimmung in Charleston nicht, im Gegenteil, sie nahm zu; immer mehr kam es zu Ausschreitungen, eben aus enttäuschter Hoffnung,

[361]

man wollte den Krieg provozieren, obgleich das durchaus nicht nötig war; denn wie die Sache lag, mußte es doch zum Klappen kommen, die Telegramme aus Washington beruhten auf Klatsch und Tratsch, und seit uralten Zeiten haben die professionellen Diplomaten bekanntlich am allerwenigsten von der politischen Lage gewußt, haben sich immer geirrt, immer daneben gestrebt. Ausnahmen hiervon bestätigen nur die Regel. (Die französischen Diplomaten aber, welche mit dem ›Allmächtigen‹ Rußland ein Schutz- und Trutzbündnis abgeschlossen, gehörten nicht zu diesen Ausnahmen, sondern zur Regel, ein Mann wie Bismarck war einmal eine seltene Ausnahme.) Das allein richtige Verständnis für Politik hat immer das Volk, und zwar gerade in seiner breitesten Schicht.

Mein Ruf als zukünftiger Blockadebrecher hatte noch immer nichts eingebüßt. Ich verließ meine ›Sturmbraut‹ gar nicht mehr, amüsierte mich nur mit Atlanta über die Briefe, die mir jede Post in schwerer Menge brachte. Niemand wurde empfangen, auch die Herren Seezigeuner nicht, die ich auf Fanafute kennen gelernt hatte. Ich wollte eben mit der ganzen Sache nichts zu tun haben.

Es war am Abend des fünften Tages. Die ›Sturmbraut‹ nahm noch Kohlen ein.

Im Stadttheater von Charleston wurde ein möglichst harmloses Stück gegeben – ich weiß nicht mehr, welches es war, jedenfalls hatte es zu der jetzigen Politik so viel Beziehung, wie eine Kindertrumpete zu einer Kanone. Denn im Theater war es bisher immer stürmisch zugegangen; es brauchte nur irgend einmal ein anzüglisches Wort auf der Bühne zu fallen, so setzte es Haue.

Nun, bei diesem Stücke war so etwas nicht zu befürchten.

Atlanta war noch niemals in einem Theater gewesen, konnte sich gar keine Vorstellung davon machen.

[362]

Ich schickte einen Matrosen hin, um Billetts zu holen – zu versuchen, solche zu bekommen.

Er brachte wirklich welche, sogar die besten Plätze. Es war die alte Geschichte.

»Ich brauchte nur zu sagen, daß sie für den Kapitän von der ›Sturmbraut‹ wären, da wurden mir von allen Seiten welche in die Hand gedrückt, ich habe gar nichts dafür bezahlt.«

Im Theater selbst wurden mir Ovationen gebracht. Ich übergehe diesen ganzen Unsinn. Meine Scham war größer als mein Unmut.

Um elf Uhr trat ich mit Atlanta den Rückweg an. Ein Wagen war überhaupt nicht mehr zu sehen gewesen.

Ich verirrte mich etwas, kam immer mehr in menschenleere Gassen.



Es war mir mehrmals gewesen, als ob ich im Scheine der spärlichen Gaslaternen Schatten hätte huschen sehen. Doch ich dachte nicht einmal an meinen Revolver, rief die Schatten nur mehrmals an, in der Hoffnung, daß sie sich in Menschen verwandeln würden, die ich nach dem Wege fragen konnte. Ich mußte mich getäuscht haben.

Da plötzlich, als wir um eine Ecke bogen, waren wir von einer Menge Männer umringt, die auf mich mit Knütteln einhieben. Ein Schlag gegen die Schläfe raubte mir die Besinnung – vielleicht nur für wenige Sekunden – als ich, wohl nur gegen die Wand lehrend, wieder zu mir kam, lag nur noch ein Kerl auf dem Pflaster, sonst alles verschwunden – auch Atlanta!

Ich rannte die Straße entlang – brüllend! Passanten kamen herbei, auch einige Polizisten. Von verdächtigen Individuen, die eine Dame zwischen sich gehabt, wollte niemand etwas wissen.

Auch der zurückgebliebene Mann konnte nichts erzählen. Meine Faust hatte ihm einen schweren

[363]

Schädelbruch beigebracht. Aber er lebte noch, er wurde gleich ins nahe Hospital geschafft.

Wie ich sonst die ganze Nacht bis zum Morgen verlebte, kann ich gar nicht schildern. Immer aus einer Polizeiwache in die andere, um alles zu alarmieren, immer wieder die Prämie verdoppelnd, zurück an Bord, ob unterdessen schon eine Meldung eingelaufen sei, und dann wieder ins Hospital.

Aber der Mann war nicht vernehmungsfähig, er lag im Sterben. Offenbar war es ein Nordamerikaner, kein Arbeiter, einer besseren Gesellschaftsklasse angehörend, doch sonst fand man auch nicht die geringste Legitimation, keinen Brief bei ihm vor, und niemand wollte ihn kennen.

Es war in der neunten Morgenstunde. Ich befand mich wieder einmal in meiner Kajüte. Mit meiner Kraft war es vorbei. Die Rennerie während der ganzen Nacht hatte mich so erschöpft. Wenn

ich alles zusammenrechne, mag ich während der zehn Stunden doch auch dreißig englische Meilen gelaufen sein. Und nun diese seelische Erregung! Es war begreiflich, daß ich wie eine Fliege dalag.

Doch es brauchte mir nur gemeldet zu werden, daß mich eine Dame zu sprechen begehre, als ich schon wieder mit frischer Kraft aufschnellte.

»Atlanta!!«

»Nein, es ist eine fremde Dame.«

»Atlanta ist aber gefunden worden!«

»Das weiß ich nicht. Die Dame wünscht den Herrn Kapitän unter vier Augen zu sprechen.«

Sie kam herein. Es war eine ... ein junges Mädchen will ich lieber sagen, einfach gekleidet, aber durchaus anständig ... ich hatte sofort den Eindruck, als ob zu diesen so überaus sanften, entsagungsvollen Zügen unbedingt ein weißes Häubchen gehören müsse.

Wahrhaftig, ich sollte mich auch nicht geirrt

[364]

haben! Es war tatsächlich eine barmherzige Schwester aus dem Hospital. Ihren Namen weiß ich nicht mehr, und ich bezweifle auch sehr, daß sie ihn mir überhaupt genannt hat.

»Sie bringen mir Nachricht von Atlanta ... von der Dame, die mir heute nacht entführt worden ist?!«

Das junge Mädchen befand sich in einer außerordentlichen Aufregung, rang nach Fassung.

»Ich bin – ich bin – barmherzige Schwester im Hospital ... «

»Der Sterbende hat ein Geständnis abgelegt?!« rief ich sofort.

»Ja – nein – ich darf es nicht verraten – meine Religion – mein Glaube – es ist eine Sünde ... «

Ich wundere mich noch heute, wie damals mein Gehirn gearbeitet hat. Ich wurde förmlich zum Hellseher, wußte sofort, weshalb das junge Mädchen nicht sprechen wollte, wußte alles andere.

»Der Mann hat gebeichtet?!«

»Ja – ja – er war ein Katholik – vorhin verlangte er nach einem Beichtvater – um Absolution . . . «

»Und Sie waren zugegen, haben die Beichte vernommen!!«

»Ja – nein . . . «

»Sie waren zufällig zugegen, haben die Beichte heimlich belauscht?!«

»Ja – ja,« war die händeringende Antwort.

Ich ergriff diese ringenden Hände.

»Bei allem, was Ihnen und mir heilig ist – es gibt keinen Gott, der Ihnen in diesem Falle Schweigen auferlegt – und sollte doch eine Schuld Sie treffen, so will ich diese Schuld auf mich nehmen – hier und vor dem ewigen Richter – nur sprechen Sie!!«

[365]

So rief ich mit furchtbarer Leidenschaft, und da plötzlich wurden die Kinderaugen ganz ruhig, wie sie mich anblickten, und ebenso ruhig erklang es:

»Die Männer waren von dem Stadtkommandanten angeworben, von Kolonel Mac Pierson – die Dame befindet sich jetzt jedenfalls oben auf der Festung, denn dorthin sollte sie gebracht werden.«

Mehr Worte haben wir nicht gewechselt. Ich brauchte ja nichts mehr zu hören.

Es ist vielleicht der dunkelste Punkt in meinen ganzen Erinnerungen, daß ich nie den Namen dieses Mädchens erfahren habe, daß ich nicht weiß, wo es geblieben, was dann aus ihm geworden ist – dieses junge Mädchen mit den sanften, etwas verschüchterten Zügen, eine weltentsagende, barmherzige Schwester, eine gute Katholikin, die eine nach ihren Begriffen furchtbare Sünde

beging, indem sie eine zufällig erlauschte Beichte verriet, um einem anderen Menschen zu helfen.

Ja, es gibt auf dieser jämmerlichen Erde doch mehr Helden und Heldinnen, als man vermuten möchte – Helden, die niemals von sich sprechen machen, deren Namen man nicht einmal erfährt.

Ich war schon auf dem Wege zur Festung. Wie ich durch die Stadt und die Rampe hinaufgekommen bin, weiß ich nicht; was ich zu den Posten gesagt, wie ich angemeldet wurde, weiß ich nicht – ich stand in einem Festungszimmer dem Kolonel gegenüber.

Und nun weiß ich noch, daß es dieselbe schlanke, kraftvolle Gestalt war, daß es dieselben schönen, spöttischen Züge waren, die ich schon im Zirkus erblickt, die mich aber schon dort gereizt hatten.

»Herr Kolonel, haben Sie mich heute nacht überfallen lassen, um mir meine Begleiterin zu rauben?«

»Ja.«

Und nun weiß ich noch, daß er bei diesem so

[366]

einfachen ›Ja‹ vom Schreibtisch, neben dem er stand, ein elfenbeinernes Papiermesser ergriff und es zwischen seinen feingepflegten, aber kräftigen Händen, selbst wie von Elfenbein geschnitzt, spielend bewegte.

Was war es nur, daß ich, der ich mich in jenem schon oft geschilderten, sinnlosen Zustand befand, diesen Mann nicht packte und ihn gegen die Wand schmetterte?

War es diese Gelassenheit? War es das spöttische Lächeln? Waren es diese Augen, die so herausfordernd auf mich gerichtet waren?

Ich will der Wahrheit die Ehre geben: ich hatte einmal meinen Meister gefunden – einen Mann, der mich geistig oder seelisch bemeisterte – sonst freilich kann ich diese Ueberlegenheit, die von dieser ganzen Gestalt ausströmte, nicht definieren.

Eingeschüchert allerdings wurde ich nicht, vielmehr begann es immer mehr in mir zu kochen.

»Geben Sie mir Atlanta heraus!!«

»Nein!«

»Was? Sie wollen nicht?!«

»Nein! Freiwillig nicht!«

Wir standen einander gegenüber, wir blickten uns an – und da begann in mir eine Ahnung aufzudämmern, was jener beabsichtigte – aber noch immer konnte ich es nicht definieren.

Er sagte es mir selbst, immer in einer spöttischüberlegenen Weise.

»Nein, Herr Blockadebrecher, freiwillig gebe ich Ihnen Ihre Geliebte nicht zurück! Holen Sie sich sie doch mit Gewalt. Sie sind doch so ein berühmter Blockadebrecher – stürmen Sie diese Festung mit bewaffneter Hand – unten stehen Ihnen ja Tausende von waffentragenden Männern zur Verfügung, die Ihnen zum Sturm auf diese Festung sofort folgen werden – lassen Sie Ihr eigenes Schiff und alle die

[367]

hundert anderen Bomben und Granaten auf meine Festung werfen ... «

»Mensch! Mensch!!« fiel ich ihm ins Wort. »Sie fordern mich wirklich heraus, die Festung von Charleston im Sturm zu nehmen?!«

»Wie ich Ihnen sage,« war die noch immer kalt lächelnde Antwort. »Ja, ich brenne darauf, mich mit dem berühmtesten Blockadebrecher unserer Zeit zu messen. Und ich ermahne Sie, sich zu beeilen. Noch wird das Weib als Lady behandelt, aber heute abend schon werde ich sie der ganzen Besatzung preisgeben ... «

Versteht der Leser eigentlich, was dieser Mann beabsichtigte?

Das war auch ein Held, der sich für sein Vaterland zu opfern entschlossen war, nur ein Held in ganz besonderem Sinne.

Dieser unionistische Kolonel hatte die Zwickmühlen der Diplomatie nun endlich satt – der wollte nicht mehr biegen, sondern die Sache einfach übers Knie brechen – und da hatte er auch ganz recht, denn einmal kam es doch zum Klappen, und je eher, desto besser war es für die Union, während jede Verzögerung zum Vorteil für die Konföderation war.

Seltsam, ganz seltsam freilich war das Mittel, welches er zur Erreichung seines Zieles wählte. Aber doch wieder ganz einem Abenteuerercharakter entsprechend. Und was sind denn die meisten amerikanischen Offiziere anderes als Abenteuerer? Dieser Kolonel hier war sogar ein Abenteuerer *comme il faut*, ein gottbegnadeter, das sah man ihm ja gleich an. Das wäre vielleicht auch ein Napoleon geworden.

So also forderte der Vertreter der Union in Charleston mich, den er gewissermaßen für den hiesigen Vertreter der Konföderation hielt, offen zum Kampfe heraus, um den gordischen Knoten, den die

[368]

Diplomatie geschürzt hatte, mit dem Schwerte zu durchhauen.

Das heißt, so deutlich kam mir dies alles damals nicht zum Bewußtsein, als wir uns gegenüberstanden. Aber eine kleine Ahnung, was jener beabsichtigte, hatte ich doch.

»Gut, gut, Sie sollen es haben!« schrie ich und stürmte hinaus.

Wieder weiß ich nicht, wie ich die Rampe hinab und in die ersten Straßen gekommen bin.

In diesen gährte es nach wie vor, eine murrende Volksmenge, die den endlichen Kampf begehrte, um . . . Beute zu machen!

Nun, ich habe zu erwähnen vergessen – oder hatte es in meiner bisherigen Aufregung ja auch gar nicht beachtet – welche Entrüstung Atlantas Raub unter der Menge hervorgerufen hatte.

Denn ich war noch immer der Blockadebrecher, d. h., der vermeintliche Anführer in der zukünftigen Rebellion, die einen regelrechten Krieg einleiten mußte, und nun also hieß es: Die Frau

unseres Führers, des Kapitäns Jansen von der ›Sturmbraut‹, ist geraubt worden! Wer ist der Räuber? Wo ist er? Sucht ihn, fangt ihn, damit wir ihn lynchen!

Hatte ich dies vorher nicht gewußt, so erfaßte ich doch jetzt die Situation.

Was ich gesprochen, was für Brandreden ich gehalten, weiß ich nicht. Ich war ein vor Wut blinder Stier in menschlicher Ausgabe, und wie ahnend, was jetzt kommen würde, hatte sich schnell eine zahllose Menschenmenge um mich gesammelt.

»Kolonel Mac Pierson, der Stadtkommandant von Charleston, hatte die Räuber geworben! Er hält Atlanta oben in der Festung gefangen! Er verweigert mir die Auslieferung! – Wer ein Mann ist, folgt mir nach – auf zum Sturme gegen die Festung!!!«

Das mag ich gesprochen, gerufen, gebrüllt haben.

[370]

Aber unvergeßlich sind mir die Gegenrufe.

»Hip hip hip hurra für Kapitän Jansen! Hip hip hip hurra für Jefferson Davis und für die Konföderation!!! Zum Sturme gegen die Festung!!!«

Wie soll ich es schildern? Ich selbst weiß ja gar nichts mehr davon.

Hinter mir her die Rampe hinauf wälzte sich die brüllende Volksmenge, jeder einzelne mit Revolver und Bowiemesser bewaffnet, plötzlich aber tauchten auch überall Gewehre, Aexte und andere Waffen auf, die man vorher gar nicht bemerkt hatte – und plötzlich war ich im Handgemenge mit einer Abteilung Soldaten, die auf der Rampe am Wege gebessert hatten. Was nicht rechtzeitig das Tor gewann, das fiel, wurde niedergetreten – und dann krachten uns Schüsse entgegen, nicht nur Gewehrschüsse, sondern das war auch gehacktes Blei, das aus Geschützen gegen uns gespien ward!

Es brachte die reißende Menschenflut ins Stocken. Sollte es auch nicht! Nur ich allein stand schon an dem verschlossenen Tor,

ergriff einen mächtigen Balken, den die Arbeitssoldaten draußen hatten lassen müssen – und gab den Zurückweichenden wieder neuen Kampfesmut; trotz allen Hagels hatten die Vordersten mich erreicht, der Balken verwandelte sich in einen Sturmwidder, jeder Stoß brachte das Tor mehr zum Wanken, dann sprang es donnernd auf.

O, wie soll ich so etwas schildern!

Aus dem Forthofe neue Salven, die unsere Reihen dezimierten. Und dann blitzende Bajonette!

Und ich stand mit einem Male dem Kolonel gegenüber.

Wie hatte sich dieser Mann plötzlich verändert! Verschwunden das spöttisch-überlegene Lächeln, ein blasses Gesicht stierte mir entgegen.

Ja, das hatte er wohl nicht erwartet, daß ich so gewissermaßen im Handumdrehen wieder zur Stelle

[371]

sein würde, ganz seinem Wunsche entsprechend – und doch auch nicht so!

Es war ihm eben doch etwas gar zu fix gegangen!

Er drückte seinen Revolver auf mich ab, die Kugel riß mir die Mütze vom Kopfe, der Feuerstrom verbrannte mir Bart und Wimpern – und dann hatte er mein Dolchmesser in der Brust, das ihm das letzte Blut aus den früher so gesunden Wangen jagte – und dann schleuderte ich seinen Körper den Bajonetten entgegen, in diese eine Bresche schlagend – und dann war ich mitten zwischen den Bajonetten, die mir schon nichts mehr anhaben konnten – und dann waren wir Herren des Forthofes.

Es war der erste Teil des Kampfes gewesen.

Die Hauptbesatzung befand sich schon in der eigentlichen Festung, im Turm.

Nun, wir haben ihn erstürmt.

Ich habe die Nordamerikaner stets für ganze Männer gehalten – bei allem ihren sonstigen Schachergeist. Damals habe ich schon



einen Vorgeschmack bekommen von dem amerikanischen Bürgerkriege.

Denn das sei hier einmal gesagt: in diesem Kriege haben sich die Amerikaner auf beiden Seiten geschlagen, wie sich selten Männer geschlagen haben! Ganz undisziplinierte Truppen stießen zusammen, fast immer ging es Mann gegen Mann, und die Amerikaner, ob Nordstaatler oder Südstaatler, haben Mann gegen Mann gekämpft, mit Waffen, mit Fäusten und mit Zähnen, wie die Weltgeschichte es wohl nur aus den Zeiten der Streitaxt gekannt – und wie man es vielleicht im russisch-japanischen Kriege wieder erlebt hat.

Amerika ist das Land, welches außerhalb aller Berechnung liegt, und damals ist gezeigt worden, daß sich auch die Amerikaner selbst von uns überkultivierten Europäern nicht berechnen lassen!

[372]

Jeder einzelne Mann ein Held – nein, eine wilde Bestie, ein vor Wut blinder Stier!

Hier bekam ich schon im Kleinen eine Probe davon – freilich schon blutig genug!

Sie fielen wie die Fliegen. Nicht dezimiert wurden sie, sondern halbiert – mehr als die Hälfte fiel. Aber der noch Lebende stürmte weiter – und wenn er auch schon den Leib voll von gehacktem Blei hatte, er stürmte weiter, um sich noch im Todeskampfe an der Kehle des Gegners festzubeißen.

Und was mich selbst anbetrifft . . .

Ach, in welcher Gestalt habe ich in meinem späteren Leben den Tod nicht aufgesucht!

Ich war dann des Lebens überdrüssig, so sehr überdrüssig, und was habe ich nicht alles versucht, um dieses jämmerliche Leben von mir abzuschütteln!

Allerdings nicht Selbstmord! Ich habe stets so verächtlich über den Selbstmord gedacht.

Im Kampfe zu sterben – es war von jeher meine Hoffnung gewesen.

Vergebens, alles vergebens! Ich war stets wie gefeit, gegen Kugel und gegen Schwert und Messer und gegen alles, was den Lebensfaden abschneiden kann. Auch das Meer verschmähte mich – wie oft hat es mich wieder ausgespien!

Hätten mir noch Proben gefehlt, daß mich der Tod nicht in seine Arme nehmen wollte, so bekam ich hier eine, wie sie sich dann später noch unzählige Male wiederholen sollte.

Um mich herum stürzte alles, hinter mir schlugen die Kugeln ein – sie schienen wie spurlos durch meinen Körper hindurchzugehen, nur das Pulverfeuer mir die Haare versengend.

So war es diesmal, so hat es sich später immer wiederholt. Nach jedem Kampfe, den ich im Leben durchgemacht, mußten sich bei mir Bart, Wimpern und zum Teil die Kopfhare neu ersetzen.

[373]

Mir, der ich doch den Tod so sehnsüchtig suchte, ist geweisagt worden, daß ich ihn schnell und schmerzlos finden würde, wie ein Mensch ihn sich nur wünschen kann – ein seliges Ende nehmen, in den Sielen sterben – und jetzt, da ich dies als alter, aber noch rüstiger Mann in meinem Leuchtturm schreibe, kann ich nicht mehr daran zweifeln, das sich dies erfüllen wird. Vielleicht nimmt mir der Tod noch einmal die Feder aus der Hand, als Beweis, daß kein Mensch seiner Bestimmung entgeht. – –

Wir hatten das Fort genommen, die letzte Barrikade der todesmutigen Verteidiger gestürmt. Ehre dem Angedenken dieser unionistischen Soldaten!

Ich stürmte durch die Gänge.

Atlanta!

Und seltsam, gerade in diesem Augenblick ward mir bewußt, daß es nicht die echte, göttliche Liebe war, welche mich sie jetzt mit solcher Wut suchen ließ.

Es war nicht meine Geliebte, die ich in den Kasematten suchte, sondern ... nur das schöne Weib, das schönste der Erde, mein Prunkstück, mein Stolz – meinetwegen auch mein Renommierhund.

Da plötzlich, als ich so durch einen Korridor rase, laut ihren Namen rufend, steht Mahlsdorf vor mir. Sein sonst so von Wetter und Sonne gebräuntes Gesicht weiß wie eine Kalkwand.

So prallt er erst vor mir wie vor einem Gespenst zurück.

»Käpt'n – um Gottes willen, Käpt'n!!!« schreit er entsetzt.

Da war gerade ein Wandspiegel, und ich wußte, wovor er sich so entsetzte. Ich sah nett aus! Wie ein aus dem Mörser geschosener Kanonenkönig. Der Steuermann konnte mich wohl überhaupt nur an der Uniform erkennen, die ich getragen hatte, weil ich so viel mit Behörden zu tun gehabt. Dann war ich ja

[374]

bei meiner Körperlänge auch nicht so leicht zu übersehen.

Ich packte ihn etwas unsanft bei den Schultern.

»Atlanta – wo ist Atlanta?!« schrie ich ihn an.

»Von der Lady Blodwen an Bord ihres Schiffes gebracht, und die ›Seebraut‹ verläßt soeben unter Volldampf den Hafen!«

Was für einen Eindruck diese Mitteilung auf mich machte, läßt sich denken. Ich hätte doch alles andere erwartet. Eigentlich war meine Frage schon recht dumm gewesen, wie konnte Mahlsdorf denn etwas von Atlanta wissen, ich hätte mich vielmehr wundern müssen, wie er überhaupt hierherkam.

Und nun dieser Bericht!!

Jetzt gab es für mich aber auch keine Frage weiter, ich stürzte durch die Korridore der Festung wieder dem Ausgange zu, mir nach Mahlsdorf, immer über Leichen und wimmernde Verwundete stolpernd, die Rampe hinunter ... wahrhaftig, dort fuhr die elegante, mir schon bekannte Jacht unter vollem Dampfe bereits über die Reede!

»Wir liegen schon klar, auch wir haben schon vollen Dampf!!«  
keuchte Mahlsdorf neben mir.

Famoser Kerl! Oder wer sonst so tatkräftig gehandelt hatte!

Wir jagten wie die Windhunde nach dem Hafen.

Die Stadt zeigte plötzlich ein ganz anderes Bild. Aber eine Schilderung erlasse man mir. Ich sah ja überhaupt gar nichts. Die Glut der Zündschnur hatte die Explosionsmischung erreicht, die Bombe war endlich krepirt. Mag dieses Gleichnis genügen.

Und dann noch eins, was mir aber auch nur ganz undeutlich zum Bewußtsein kam.

Die unter meiner Führung siegreichen Rowdies, soweit sie noch lebten, verließen jetzt eilig die genommene Festung, und sofort eröffneten die sämtlichen im Hafen liegenden Schiffe, sich schon als Kaper

[375]

fühlend, auf das Fort eine einstimmige Kanonade. Zweck hatte es ja keinen mehr, sie schossen nur einmal ihre Kanonen ein. Oder meinetwegen auch eine Demonstration. Es war die Eröffnung, die Ouvertüre zum amerikanischen Bürger- und Bruderkriege.

Im übrigen kann man sich von dem Höllenspektakel, den diese mindestens hundert Schiffe mit ihren Breitseiten vollführten, gar keine Vorstellung machen! Und dieses Menschengebrüll dazu! Und dann diese Atmosphäre! Alles ein undurchdringlicher Pulverrauch!

Und dann schließlich noch etwas über mich.

Ich kann es nur wiederholen: ach, ich armer Narr!!

Ich hatte durchaus ein solider Handelskapitän werden wollen!

Ich hatte in diesem Bürgerkriege durchaus neutral, ihm ganz fern bleiben wollen!

Und jetzt war ich es geworden, ich, der ihn erst in Szene gesetzt hatte!!

O, Hohn des Schicksals!!

Wohl wäre es auch ohne mich zu diesem Kriege gekommen – wohl hatte mich jener Festungskommandeur mit Absicht erst dazu herausgefordert – wenn nicht ich, dann wäre es eben ein anderer gewesen ... aber als einfache Tatsache betrachtet: ich bin es gewesen, ich, der damals in Charleston das Signal, zum Ausbruch dieses Bürgerkrieges gegeben, der in den schon geteerten Holzstoß die Brandfackel geschleudert hat!!

So geschehen am 14. April des Jahres 1861.

[376]

### AUCH EIN SEEZIGEUNER!

Auch meine ›Sturmbräut‹ hatte vom Kai schon abgesetzt und nach der Mitte des Hafens verholt, wo sie mit qualmendem Schornsteine lag.

Aber an der Landungstreppe lag noch eines ihrer Boote, mit einigen meiner Jungen besetzt. Sie erwarteten ihren Kapitän.

Wußten sie denn schon, was für eine Rolle dieser ihr Kapitän soeben gespielt hatte und wohl auch fernerhin spielen würde, was für eine Unmenge von rotem Blute jetzt an seinen Händen klebte? Und das wörtlich zu nehmen!

Ja, sie mußten es schon wissen, sonst hätte mich der erste Steuermann doch nicht dort in der erstürmten Festung gesucht.

Und wie faßten sie es auf? Hei, wie in den rotglühenden Gesichtern die Augen blitzten!

Vielleicht war auch ein Zug von Wehmut dabei.

Ich glaube, der eine Matrose machte unterwegs einmal eine schwermütige Aeußerung:

»Warum hat uns der Käpt'n nicht gleich geholt, daß wir auch mit dabeisein konnten?«

Brave Jungen! O, erst jetzt sollte ich sie richtig kennen lernen! Bisher war ja alles nur Spielerei gewesen.

Wir waren schon in voller Fahrt, als ich am Kai Karlemanns kleine Figur auftauchen sah. Er winkte, gestikuliert heftig, schrie

uns etwas zu – aber in diesem ununterbrochenen Kanonengebrüll konnte man ja sein eigenes Wort nicht verstehen.

Jedenfalls winkte er mir, ich solle zurückkommen. Er wollte mir etwas mitteilen. Daran war natürlich nicht zu denken. Ich sah ja nur die kleine Jacht dort, die mit immer schnellerer Fahrt dem offenen Meere zustrebte, und ich maß den immer größer

[377]

werdenden Abstand zwischen ihr und meiner noch stillliegenden ›Sturmbraut‹.

Und dann war ich an Bord. Und dann legten wir selbst los, mit einer Spannung, daß die Sicherheitsventile kaum noch den überschüssigen Dampf auslassen konnten.

Zuerst glaubte ich, daß meine Chancen gut ständen. Die ›Sturmbraut‹ war offenbar schneller als die ›Seebraut‹. Und wenn wir erst um die Landecke herum waren, mußten wir auch noch den Wind abfangen können.

In meiner Siegessicherheit ließ ich mir jetzt von Mahlsdorf Bericht erstatten, konnte mit Ruhe zuhören.

Wie ein Lauffeuer – nein, wie eine Explosion hatte sich in der ganzen Stadt die Kunde verbreitet, daß der Entführer des wunderbar schönen Weibes, der Frau oder Geliebten des zukünftigen Blockadebrechers, der Stadtkommandant selbst war, und daß ich bereits mit bewaffneter Hand zur Befreiung geschritten sei.

Wer es noch nicht glaubte, der konnte im nächsten Augenblick auf dem Fort schon die Kanonen donnern hören, konnte die erste Metzelei auf der Rampe beobachten.

Ja, der Blockadebrecher und Volksheld machte denen, die ihn dazu gewählt, alle Ehre!

Was für eine Aufregung sonst dadurch entstand, kann ich nicht schildern. Das alles war mir ja auch entgangen.

Ich hatte gar nicht gewußt, daß ich dann einige tausend hinter mir gehabt. Da war ich freilich bereits drin in der Festung gewesen. Denn alles, was sich auf der Straße befunden, war sofort nach

der Festung gestürmt, die Matrosen verließen bis an die Zähne bewaffnet ihre Schiffe – wenn sie nicht rechtzeitig zurückgehalten wurden, denn schon machten die Kaperkapitäne, ergriffen vom Kampfesfieber, klar

[378]

zur Beschießung des Forts, womöglich der ganzen Stadt.

Und auf meinem eigenen Schiffe? Da hätte man bald den Kopf verloren. Und wäre es wirklich geschehen, es wäre begreiflich gewesen.

»Sollen wir ihm zu Hilfe kommen? Was sollen wir nur tun?«

Das waren die bangen Fragen.

Und dann immer wieder der schmerzliche Ruf:

»Ach, warum hat der Kapitän uns nicht mitgenommen, nicht erst uns geholt!«

»Ruhe an Bord!!« hatte Mahlsdorf dann kaltblütig kommandiert.

Aber wenn er glaubte, erst einmal mit Tischkoff sprechen zu können, so hatte er sich geirrt. Mein Kommodore saß über seinen dicken Folianten und ließ sich weder vom Kanonendonner noch von Mahlsdorf stören. Auch er kommandierte nur, daß er Ruhe haben wolle, wenigstens persönliche.

Mein ganzer Kampf oben hatte höchstens eine halbe Stunde gewährt. Und vielleicht erst eine Viertelstunde mochte vergangen sein, als Mahlsdorf gewahrte, eigentlich mehr zufällig, wie die Jacht Blodwens Dampf aufzumachen begann und mehr nach der Mitte des Hafens verholte.

Deswegen schöpfte Mahlsdorf eigentlich noch keinen Verdacht. Da aber gewahrte er plötzlich, und andere auch, wie sich von dem Felsen, auf dem das Fort thronte, ein kleines Boot ablöste, in dem sich als Hauptpersonen zwei weibliche Gestalten befanden.

Die Entfernung war zu groß, um mit bloßen Augen Gesichtszüge erkennen zu können – außerdem waren die Frauenspersonen

wohl verschleiert – und so wäre vielleicht noch immer kein Verdacht aufgestiegen, wenn das Boot nicht gerade auf die ›Seebraut‹ zugehalten hätte.

»Die Lady Blodwen – und Atlanta – bei

[379]

Gottes Tod, sie sind es!!« hatte da plötzlich der zweite Steuermann, das Fernrohr vor dem Auge, geschrien.

Und alle, alle mußten das dann bestätigen, als sie die beiden Frauenspersonen das Fallreep hinaufklettern sahen, die eine schnell und sicher, die andere ängstlich und unbehilflich.

Wie der Landbewohner seinen Freund schon von weitem am Gange erkennt, so urteilt der Seemann besonders danach, wie jemand das Boot besteigt und verläßt, das Fallreep erklettert. Daß da jeder seine eigenen Bewegungen hat, ist begreiflich.

Und so konnte die erste nur Blodwen gewesen sein, jeder wollte es beschwören – und wenn sie auch Atlanta vorher deswegen noch nicht beobachtet hatten, so sagte doch gerade diese Unbehilflichkeit, so sicher sie auch sonst an Deck sein mochte, daß es keine andere als Atlanta sein könne. Ja, sie schien sogar sehr von ihren männlichen Begleitern genötigt zu werden, das Fallreep zu ersteigen, tat es also nicht freiwillig.

Es war ja überhaupt alles ganz klar. Der eigentliche Urheber von Atlantas Entführung war nicht Kolonel Pierson, sondern Blodwen. Sie hatte doch auch oben auf dem Fort gewohnt. Der unionistische Kommandant benutzte diese Gelegenheit nur, um den Krieg zu provozieren, dazu mich, den Volkshelden ausersehend.

Während oben der Kampf tobte, brachte Blodwen ihre Beute weiter in Sicherheit. Die altspanische Festung hatte jedenfalls sehr tiefe Kasematten, Keller, die bis ans Meer hinabgingen. Atlanta wurde in einem Boote nach der ›Seebraut‹ gebracht, alles war schon vorbereitet, die Jacht ging sofort in See.



Und Mahlsdorf war sofort nach dem Fort geeilt, mich zu suchen, nur den Befehl hinterlassend, mit allen Mitteln Feuer unter die Kessel zu machen.

[380]

Ich hatte es vernommen. Und nun kam für mich zunächst etwas anderes daran.

Alle Mann vor den Mast! Nur vier Heizer konnten nicht herauf, und dann der erste Maschinist. Doch den brauchte ich nicht erst zu fragen, dieser grauhaarige Sünder ging mit mir durch dick und dünn.

Meine Jungen waren angetreten, vor ihnen standen die Unteroffiziere, Bootsmann, Segelmacher und Koch, seitwärts die Offiziere: auch Madam Hullogan fehlte nicht.

Sie blickten mich an, und ich blickte sie an.

Und dann begann ich zu sprechen.

So und so. Der Kampf, der dort hinter uns tobt, den habe ich verschuldet, euer Kapitän. Selbst wenn ich nicht zur Verantwortung gezogen werden könnte – ich bin schuldig. Und ich werde mich noch weiter schuldig machen. Schon in der nächsten Stunde hoffe ich, jenes Schiff dort an den Enterhaken zu haben. Und ich weiß nicht, was da kommen wird. Meine Hände sind schon mit Blut befleckt, welches nicht hätte vergossen zu werden brauchen – meinetwegen sollen die euren nicht besudelt werden – ich bin noch immer bereit, umzukehren, einen anderen Kurs einzuschlagen.

So ungefähr habe ich damals gesprochen.

»Und nun sprecht ihr, die ihr durchaus nicht an mich gekettet seid.«

Lange standen sie stumm. Nur ihre Gesichter glühten, und ihre Augen blitzten. Bis der Matrose Paul vortrat, der gesetzteste aller meiner Jungen, der solideste und vernünftigste, der schon mehrmals den Sprecher für die anderen gemacht hatte.

Was ich selbst gesprochen habe, weiß ich also nicht. Aber was dieser gesetzteste Matrose im Namen der Kameraden sagte, hat sich unauslöschlich meiner Erinnerung eingeprägt, und sie klingen noch heute in

[381]

meinen Ohren, ganz einfache Worte, die ich außerdem nun zum dritten Male zu hören bekam:

»Warum habt Ihr uns nicht geholt, Kapitän, daß wir die ersten im Fort waren? Und was Ihr sonst jetzt zu uns gesagt habt – Ihr kränkt uns, Kapitän – wir sind gar nicht so schlecht, wie Ihr denkt.«

Das waren die Worte gewesen, die der Sprecher, der frei reden durfte, vorwurfsvoll zu mir gesagt hatte – und vorwurfsvoll blickten sie alle auf mich.

Dann sagte ich wieder etwas – ich bat um Entschuldigung, wie ein Kapitän seine Leute um Entschuldigung bitten darf – und dann brüllten sie ›Hip hip hurra für unseren Käpt'n!‹ und brüllten anderes mehr, und dann klommen sie die Wanten hinauf, um mit jedem Fetzen Leinwand den Wind abzufangen.

Und ich hatte einmal eine selige Minute, wie sie so schön mir die reinste Liebe und der tollste Liebesrausch nie gewährt hat!

Dann aber, im Laufe der nächsten Stunden, kam ich zu einer bösen Erkenntnis.

Die ›Seebraut‹ war der ›Sturmbräut‹ an Schnelligkeit ebenbürtig. Wir kamen nicht weiter auseinander, ich kam aber auch nicht näher.

Dabei mußte ich noch eine beschämende Entdeckung machen. Nämlich, daß jene kleine Jacht noch besser segelte als meine ›Sturmbräut‹.

Der Wind war sehr launisch. Flaute er ab, dann schien die ›Sturmbräut‹ aufzukommen. Nahm er aber wieder zu, dann ging die ›Seebraut‹ auch wieder ab.

Und – der Leser erschrecke nicht! – das währte dreizehn Tage und dreizehn Nächte!

Dreizehn ganze Tage und dreizehn ganze Nächte sind wir hinter der Jacht hergewesen! Nicht im Zickzack, niemals wurde gekreuzt, sondern von Charleston immer geradeaus, immer ostwärts mit einer

[382]

kleinen Abweichung nach Süden – und so durch den Atlantischen Ozean bis nach Afrika hinüber, bis in den Golf von Guinea hinein.

Ich will und kann nicht schildern, was für Anstrengungen ich in diesen dreizehnmal vierundzwanzig Stunden alles gemacht habe, um die Jacht wenigstens in Kanonenschußweite zu bekommen. Denn ich war entschlossen, Atlanta lieber auf den Meeresgrund zu versenken, als sie mir entgehen zu lassen – und Blodwen – nicht zu vergessen.

Ja, meine Leute haben während dieser Zeit furchtbar arbeiten müssen! In der Hoffnung, die Schnelligkeit nur um ein Hundertstel Knoten steigern zu können, habe ich alle Kohlen im Frachtraum, soweit nur Platz dazu war, von vorn nach hinten schaffen lassen, und da hier ein Karren doch unmöglich war, mußten die einzelnen Kohlenstücke von Hand zu Hand gehen.

Ich wollte nämlich das Vorderschiff entlasten. Denn dann ließ ich an den Masten die eisernen Gürtelringe lösen, oben und unten, daß sie mehr federten, und die himmelhohen Masten bogen sich unter dem Drucke der vollgeschwellten Segel wie die Gerten, daß einem unter anderen Umständen himmelangst geworden wäre . . .

Alles vergeblich, alles vergeblich!! Es war, als ob sich alles gegen mich verschworen hätte!

Oder war das nicht Hexerei? Wie in aller Welt kam das nur, daß sich die Entfernung weder verringerte noch vergrößerte? Führte die verfolgte Jacht zufällig immer dieselben Manöver aus wie ich,

um die Schnelligkeit zu steigern, immer mit demselben Resultat, so daß wir uns immer völlig ebenbürtig blieben?

Für den Leser wird eine Vermutung naheliegen. Nämlich daß die Jacht uns tatsächlich überlegen war, daß sie mit uns nur spielte.

[383]

Aber dem war nicht so. Die Verfolgten machten nämlich auch noch andere Versuche, um uns zu entkommen.

Vor allen Dingen wurden bei Nacht immer die Feuer gelöscht. Erst hatte das bei Mondschein wenig Zweck, wir konnten die Jacht immer erkennen, und dann, als Neumond eintrat, machte sich in der Finsternis ein Fehler der Jacht noch stärker bemerkbar.

Der Feuergang, das Rohrsystem von der Feuerung zum Schornstein mußte zu kurz oder sonst fehlerhaft sein. Der Schlot sprühte immer einen mächtigen Funkenregen aus. So konnten wir der Jacht immer folgen wie Moses der feurigen Säule durch die Wüste.

Daß man dort drüben alles mögliche versuchte, um dieses Funkenprühen zu beseitigen, war oft erkennbar. Ein plötzliches Aufhören des Funkenregens für einige Sekunden und dann ein kolossales Hervorbrechen sagte uns, daß man den Feuergang zu verstopfen versucht hatte. Dieses und ähnliches geschah noch mehrmals, auch am Tage. Da brach manchmal eine ungeheure Rußwolke aus dem Schlote empor.

Zu sehr durfte man an dem Feuergange ja überhaupt nicht herumexperimentieren. Brannte das Feuer nicht mehr lichterloh unter den Kesseln, dann war doch die Lunge des Schiffes verletzt, dann wäre die Jacht eben geliefert gewesen.

Einmal wurde auch ein besonderes Manöver ausgeführt. Nur einmal wurde der Kurs geändert.

Nämlich als in nördlicher Ferne ein Kriegsschiff auftauchte, das einzige, dem wir begegneten.

Es zeigte alsbald die englische Kriegsflagge. Und sofort versuchte die ›Seebraut‹ dorthin zu lavieren.

Aber diese Hoffnung, bei dem englischen Kriegsschiffe Schutz zu finden, vereitelte ich nun freilich.

[384]

Auf dem Wege dorthin kam ich der verfolgten Jacht doch einmal zuvor!

Sie sah schnell genug ein, daß ich ihr den Weg abgeschnitten hätte, und dort drüben wußte man auch, daß die dichteste Nähe des englischen Kriegsschiffes mich nicht gehindert hätte, die Jacht an den Enterhaken zu nehmen oder doch in den Grund zu bohren oder zu schießen – sie nahm schnell den alten Kurs wieder auf, wobei sie am besten den Wind ausnützen konnte.

Und so ging es bis in den Golf von Guinea hinein.

Was wollte Blodwen an der Westküste Afrikas?

Nun, ihre Absicht mit dem englischen Kriegsschiffe hatte es ja schon gesagt. Eben Schutz bei den Engländern suchen, jetzt in einem englischen Hafen, der doch stets stark befestigt ist.

Also sie hoffte immer noch. Sie erwartete, daß ich vor englischen Kanonen umkehren würde.

Es war am Morgen des dreizehnten Tages, noch immer hatte sich nichts geändert, nur daß wir höchstens noch zweihundert Seemeilen von der Küste Afrikas entfernt waren, als ich, nach der fliehenden Jacht blickend, meine rechte Hand mit zwei gespreizten Fingern zum Himmel emporhob.

»Wenn dieses Teufelsweib mit ihrer Jacht auch bis zur Hölle fahren würde . . .«

Ich sollte nicht zum Schwure kommen. Oder aber: der zweite Steuermann machte dann später die Bemerkung, ich hätte solch einen Schwur schon früher leisten sollen, dann hätten wir die Jacht auch eher bekommen.

»Da da da da da!!!« schrien die Matrosen.

Ich hatte es ja selbst gesehen. Die verfolgte Jacht war plötzlich außer Fahrt gekommen. Woran dies für ein Seemannsauge gleich zu erkennen ist, läßt sich nicht weiter erklären. Denn eigentlich [385]

befand sich die Jacht ja noch in voller Fahrt, aber dort war etwas nicht in Ordnung, die Triebkraft fehlte – und dann ließ sich auch schon mit bloßen Augen erkennen, wie dort an Deck plötzlich alles durcheinanderlief – freilich nur wie die Ameisen.

[386]

Aber schon in der nächsten Minute wußten wir es als Tatsache.

»Die Maschine ist defekt, die Maschine ist defekt!« schrien die Matrosen.

Ja, der Schlot pustete noch mächtig, aber der Abstand zwischen uns verringerte sich ebenso mächtig.

Jetzt drauf und dran!! Die Maschine konnte ja wieder in Funktion gebracht werden.

Aber schon in den nächsten fünf Minuten hätte ich sie mit einer Granate erreichen können, und nach weiteren zehn mit einem ausgeschleuderten Seile, an dem ein Enterhaken hing.

Es waren zwei Schiffe in Sicht, ein deutscher Segler und ein holländischer Dampfer. Die ›Seebraut‹ hätte ruhig Hilfszeichen geben, etwas von Piraten erzählen können – ich hätte mich nicht abschrecken lassen.

Abschrecken! Du lieber Gott, was kümmerte ich mich um diese beiden harmlosen Schiffchen!

Und klatschend und knackend schlugen die Enterhaken in die hölzerne Bordwand ein, die noch in voller Fahrt befindliche Braut des Sturmes riß die der See noch ein Stück mit – da aber war ich schon drüben, und mit mir meine Jungen.

Es war nicht nötig, daß wir in der linken Faust den Revolver und in der rechten den Entersäbel hatten. Die Mannschaft hatte

sich schon vorher recht merkwürdig betragen. Sie lungerte einfach herum, die meisten die Hände in den Hosentaschen, manche gewohnheitsmäßig sich jetzt im letzten Augenblick noch eine Pfeife stopfend oder ein Stück Kautabak abschneidend.

»Wir ergeben uns Ihrer Gnade – Monsieur Kapitän, ich appelliere an Ihren bekannten Edelmut!«

Diese wohlgewählten Worte rief mir ein junger Fant entgegen, dem ich den Franzosen gleich ansah.

[387]

Ich kann nur sagen, daß ich im ersten Augenblicke einfach baff war.

»Meine Tat ist mir selbst unbegreiflich – jugendlicher Leichtsinn,« fuhr der Fant fort, »die Reue kam zu spät, aber ich schwöre Ihnen zu, daß ich die Dame mit keiner Fingerspitze angerührt habe, ihr vielmehr mit aller gebührenden Hochachtung begegnet bin.«

Ich blickte den Sprecher an – diese geknickte Jammergestalt, dieses ängstliche Gesicht, diese weinerliche Stimme – was für eine Maskerade versuchte der Kerl nur aufzuführen?

Zunächst mußte ich ihm einmal ins Gesicht lachen. Dann freilich wurde ich furchtbar ernst.

»Wo ist Blodwen?!«

»Blodwen?« wiederholte er mit scheinbarer Verständnislosigkeit.

»Die Lady Blodwen von Leytenstone!«

»Ja, diese Dame zu kennen habe ich die Ehre – befand sich als Gast des Kolonels auf dem Fort.«

»Die ist doch hier an Bord!«

»Hier an Bord? Nein!«

»Was? Nicht?!«

»Nein!« erklang es mit scheinbarer Verwunderung zurück.

»Das ist doch ihre Jacht!«

»Gewesen. Ich habe ihr die ›Seebraut‹ abgekauft – für 600 000 Francs. Die Lady war mit dieser Jacht nicht zufrieden, der Schlot sprüht so Funken – und es war ihr schon eine andere Jacht zum Kauf angeboten worden, die ihr besser gefiel – sonst derselbe Typ.«

Jetzt war ich es, der den Sprecher verständnislos anstierte.

»Aber Atlanta befindet sich doch hier an Bord,« mischte sich da Mahlsdorf ein, weil ich die Sprache gar nicht wiederfinden wollte.  
[388]

»Die Dame, die ich ... ja, die befindet sich unten in ihrer ... «

»Ja, aber wer war denn die Dame, die sie im Boote an Bord begleitete, das war doch die Lady von Leytenstone!«

»Die Lady von Leytenstone? Nein, die ist in Charleston zurückgeblieben. Das war meine ... «

In diesem Augenblicke sah ich zwei weibliche Gestalten aus dem Kajüteneingange auftauchen. Die eine war Atlanta.

Sie stürzte auf mich zu, hing sich an meinen Hals, überhäufte mich mit Zärtlichkeiten.

»Richard, mein Richard, ich wußte ja, daß du mich befreien würdest!!«

Doch ich starrte zunächst nach der anderen Frauensperson. Nein, diese zusammengeschrumpelte Hexe war freilich Blodwen nicht.

»Monsieur Richard Jansen, Kapitän der ›Sturmbraut‹ – Ihre Durchlaucht die Marquise de Roloques – ich habe die Ehre,« stellte uns da der junge Fant, sein Käppi ziehend, einander vor, als fände diese Begegnung in aller Gemütlichkeit auf dem Parkett eines Salons statt.

Ja, ich mußte noch immer stieren.

»Wo ist denn aber nur Blodwen – die Lady von Leytenstone?!« schrie ich dann wieder.

»Die ist in Charleston zurückgeblieben.«



»Richard, du irrst,« mischte sich da Atlanta ein, »die Lady von Leytenstone hat gar nichts mit meiner Entführung zu tun gehabt.«

— — —

Wir saßen ganz gemütlich zusammen in der Kajüte der ›Seebraut‹ und tranken französischen Champagner.

Ich erhielt Aufklärung, ebenso ganz gemütlich – und ich mußte manchmal aus vollem Halse lachen – aus Wut nämlich, daß ich dies jetzt alles so gemütlich mit anhörte.

[389]

Leon de Waillac, ein französischer Edelmann, war ebenfalls ein Seezigeuner, der mit seiner Jacht in der Welt herumgondelte. Dasselbe galt von der Marquise de Roloques. Das heißt, die beiden waren immer zusammen. In welcher Beziehung die alte, ausgetrocknete und angemalte Hexe, die sich meiner wegen schnell kokett herausgeputzt hatte, zu dem jungen Edelmann stand, habe ich nicht richtig erfahren. Es sollte seine Tante sein. Aber ich glaubte es nicht recht. Irgend so ein unsauberes französisches Verhältnis. Jedenfalls hatte sie das Geld, hielt den Jüngling aus. Aber das hinderte durchaus nicht, daß sie duldet, daß er auch andere Weiber mit an Bord nahm. Sie führte ihrem Liebling solche direkt zu. Eben so ein französisches Verhältnis, von dem man lieber gar nicht spricht. Es ist zu schmutzig.

Also die beiden waren nach Charleston gekommen. Aber mit einer anderen Jacht, mit einem Segler. Sie wollten nicht mitmachen, sich nicht als Kaper verdingen, sondern sich die Geschichte nur mal ansehen.

Mit der liebenswürdigsten Offenheit erzählte mir der Jüngling, manchmal unterstützt von seiner lieben Tante, wie alles gekommen war. Nein, die beiden nahmen durchaus kein Blatt vor den Mund.

Gleich am ersten Tage hatten sie mich mit Atlanta auf der Straße gesehen.

»Du, Leon, das wäre so etwas für dich!« hatte die gute Tante gesagt.

»Wenn ich die kriegen könnte!« hatte der edle Franzose zungenleckend gesagt.

»Na, warte nur, mein Leon, vielleicht kann ich sie dir verschaffen.«

Und dann, an demselben Abend, hatten sie uns beide wieder in Karlemanns Zirkus gesehen. Und da hatten sie wieder solche Bemerkungen ausgetauscht.

»*Parole d'honneur!* Welches Prachtweib! Tante, sollte ich die dem nicht ausspannen können?«

[390]

Ganz ungeniert hatten sie so zusammen gesprochen. Auf französisch.

Und ihr Nachbar war gerade der Kolonel Mac Pierson gewesen. Und der hatte gelächelt.

»Wünschen Sie diese Dame wirklich zu besitzen?« hatte er sich plötzlich an seinen Nachbar gewandt. »Es ist die Gattin oder Geliebte des Kapitäns der ›Sturmbräut‹, der jetzt als zukünftiger Blockadebrecher vergöttert wird. Wenn Sie es nicht allein ausführen können – *well*, ich will Ihnen dieses Weib verschaffen. Besuchen Sie mich morgen einmal auf der Festung.«

Der Leser versteht. Ich gebe dies alles nur in gedrängter Kürze wieder, deute nur an.

Mein Leon war mit seiner Tante denn auch richtig gekommen.

Doch der Herr Festungs- und Stadtkommandeur hatte im Augenblick anderes zu tun. Sie möchten doch die Güte haben, sich etwas zu gedulden.

Unterdessen verkaufte der Franzose seine Segeljacht, er hatte ein vorteilhaftes Angebot bekommen, erwarb dafür Blodwens Dampfjacht.

Er hatte ja Blodwen dort oben auf der Festung kennen gelernt, doch muß ich ausdrücklich betonen, daß Blodwen von der geplanten Entführung Atlantas gar nichts gewußt hatte, bis zuletzt nicht.

Ebenso ist selbstverständlich, daß der Kommandeur, dieser Abenteurer *comme il faut*, bei dieser Entführung nichts weiter vorhatte, als mir nur eins auszuwischen – oder sich mit mir, dem bewunderten ›Blockadebrecher‹, einmal zu messen – und schließlich auch, um diesem faulen Frieden endlich ein Ende zu machen.

Wie es sonst im Kopfe dieses Mannes ausgesehen hat, der auf diese Weise gewissermaßen zum Märtyrer für sein Vaterland wurde, weiß ich freilich nicht.

Ich bedauere nur, diesen merkwürdigen Mann nicht  
[391]

schon früher kennen gelernt zu haben. Ich hätte mich mit ihm doch viel lieber verbündet, als ihn kalt zu machen.

Also am vierten Tage, als meine ›Sturmbräut‹ schon das Dock verlassen hatte, fand der Kolonel endlich Zeit. Und die Sache hatte ja auch Eile, ich konnte doch den Hafen verlassen.

Der Kolonel warb die Räuber, es waren wohl seine eigenen Leute, verkleidete Soldaten, Atlanta kam auf die Festung, wurde dem edlen Franzosen ›zur Verfügung gestellt‹.

Ich mag durch die barmherzige Schwester etwas zu früh auf die Spur gekommen sein. Tante und Neffe konnten mit ihrer menschlichen Beute erst im letzten Augenblicke retirieren – richtig, wie ich mir gedacht, durch einen unterirdischen Ausgang, wenn auch noch über Wasser gelegen.

Sonst aber war schon alles vorbereitet, die neuerworbene ›Seebräut‹, vorläufig diesen Namen beibehaltend, hatte schon unter Dampf gelegen.

Ich weiß eigentlich gar nicht, was ich sonst noch zu erwähnen hätte.

Die Flucht war eben nach der günstigsten Richtung gegangen, welche Wind und Wetter vorschrieben, und das war östlich gewesen, mit einer kleinen Abweichung nach Süden, auf den Golf von Guinea zu.

Der edle Franzose hatte freilich – um einen guten deutschen Ausdruck zu gebrauchen – die Hose schon immer voll gehabt – und die edle Herzogin die ihren. Aber sie hofften, mir doch noch zu entkommen. Wenn nur der verdammte Schlot nicht so Funken gespien hätte! Und den Weg nach dem englischen Kriegsschiff hatte ich ihnen auch abgeschnitten! Na, dann gelang es ihnen vielleicht und hoffentlich, in einem afrikanischen, von Europäern befestigten Hafen vor mir racheschnaubendem Wüterich Schutz zu finden.

[392]

Sie hatten sich die Sache doch leichter vorgestellt. Jetzt wurde das ungemütlich.

Da, nur noch einen Tag entfernt von dem vermeintlich sicheren Hafen, mußte etwas an der Maschine brechen!

Ein Glück nur, daß dieser edle Franzose so schlau und vorsichtig gewesen, so lange er meine ›Sturmbraut‹ als Racheengel hinter sich sah, sich nicht an seinem menschlichen Beutestück zu vergreifen.

Nein, das hatte er nicht getan, dazu war er doch zu klug gewesen. Selbst seine Tante mochte ihm davon abgeraten haben.

»Ich versichere Ihnen auf Kavalierehrendwort, daß ich Ihrer Maitresse mit keiner Fingerspitze zu nahe gekommen bin. Und im übrigen bitte ich tausendmal um Entschuldigung – und, mein Herr, Sie werden mir verzeihen, Sie müssen es geradezu, es ist Ihre Pflicht – ja, eigentlich sind Sie sogar selbst der schuldige Teil – denn wenn man ein so bezaubernd schönes Weib besitzt, darf man es eben nicht in der Oeffentlichkeit zeigen, oder man muß auch die Folgen tragen. Nicht ich habe Ihre Maitresse entführt,

sondern sie mich. Eine Zigarre gefällig? Felix Brasil mit Havanna-deckblatt.«

So plädierte der Franzose mit geläufiger Zunge, dann fing wieder die Marquise an zu schwatzen, manchmal sprachen auch beide gleichzeitig – sie redeten mir, wie man sagt, ein Loch in den Bauch.

Heiliger Klabautermann!!!

Na, was soll denn nun ein Mensch dazu sagen?!

Ich hatte schon manches erlebt, aber so etwas denn doch noch nicht!

Der raubt mir meine Geliebte, ich jage dreizehn Tage und dreizehn Nächte hinter ihm her, von Amerika bis nach Afrika hinüber, und wie ich ihn endlich habe, bittet er mich einfach um Entschuldigung

[393]

– ja, dann dreht er sogar den Spieß herum, behauptet, eigentlich sei ich der schuldige Teil!

Was sollte ich denn nur tun? Erst einmal mit der Faust auf den Tisch schlagen, daß die Champagnerflaschen und die Gläser gegen die Decke flogen – der Champagner, den ich schon mitgetrunken hatte?

Und plötzlich erfaßte mich eine ganz seltsame Laune – sie hatte einige Aehnlichkeit mit Galgenhumor, und doch war es wieder etwas ganz anderes.

»Nicht wahr, Sie verzeihen mir meinen losen Streich? Es wird nie wieder vorkommen!«

Mit diesen Worten hielt mir der Kerl seine Hand hin – und da stand ich auf und ergriff diese Hand.

»O, bitte, bitte sehr, hat gar nichts zu sagen gehabt ... «

»Ich befand mich tatsächlich wie in einem Rausche ... «

»Nein nein, mein Herr, eigentlich war es ja auch meine Schuld ... «

»Ich bin kuriert, es wird niemals wieder vorkommen ... «

»O, bitte sehr, tun Sie sich keinen Zwang an, wenn es Ihnen Spaß macht . . . «

»Tausend Dank, mein Herr, tausend Dank . . . «

»O, bitte, bitte, es hat mir sogar zur höchsten Ehre gereicht . . . «

»Ich hoffe, Sie noch einmal wiederzusehen . . . «

»Ich empfehle mich sehr, empfehle mich sehr – ist mir höchst angenehm gewesen . . . « – – –

Ich befand mich wieder in der Kajüte meiner ›Sturmbraut‹. Und da habe ich mich auf's Sofa geworfen und habe gelacht – habe gelacht wie selten in meinem Leben – habe gelacht, daß meine Offiziere hereinkamen, weil sie für mich zu fürchten begannen.

»Aber, Kapitän,« sagte Mahlsdorf, »wollen Sie  
[394]

den Halunken denn wirklich so laufen lassen? Seine Maschine ist schon wieder instand, er macht sich schon frei von uns.«

»Ja, laßt ihn laufen,« entgegnete ich, mir die Augen trocknend und dann meinen schmerzenden Kopf haltend. »Diese edle Dreistigkeit muß wirklich belohnt werden – hoffentlich findet dieser Franzose bei seinen Liebesabenteuern als Rivalen immer so einen Esel, wie ich einer bin.«

#### IN DER KINDERFESTUNG.

Was nun?

Ich wagte mir die Zukunft gar nicht recht auszumalen.

Meine soliden Passagierschiffskapitänspläne konnte ich mir jedenfalls für einige Zeit an den Hut stecken.

Die Erstürmung des amerikanischen Forts war ein böser Streich von mir gewesen, der böseste in meinem bisherigen Leben.

Auch meine Offiziere fragte ich einmal, ob ich wohl deswegen zur Verantwortung gezogen werden könnte, aber die waren ebenso ratlos wie ich, alle kratzten sich erst schweigend hinter den Ohren, und dann ergingen sie sich in vagen Vermutungen.

»Wenn ich noch einmal davon anfangen darf,« sagte zuletzt Mahlsdorf, »auf die Gefahr hin, sofort entlassen zu werden – Kapitän, dann tretet in den Dienst der Konföderation.«

Ja, Mahlsdorf hatte recht. Die Südstaaten würden mich jetzt natürlich erst recht mit offenen Armen aufnehmen, und dann war ich gewissermaßen rehabilitiert, dann würde ich ein ehrlicher Soldat sein und bleiben.

[395]

Aber auf Seite der Sklaventreiber kämpfen? Nie, niemals!

Für die schachernden Nordstaaten hatte ich zwar auch nicht viel mehr Sympathie, aber wenn ich nun einmal zur Wahl gezwungen wäre, dann hätte ich mich wenigstens zur Union geschlagen.

Jetzt natürlich war damit nichts mehr. Na, die hätten mich wohl in New-York nicht schlecht empfangen! Ich konnte die Unionsflagge nur gleich abreißen und als Schnupftuch benutzen.

Trat ich aber nicht als Kämpfer auf Seite der Konföderation, dann ... konnte ich unter Umständen schon jetzt vogelfrei sein. Vielleicht – allerdings vielleicht auch nicht. Sollte ich mich dem internationalen Seegericht unterwerfen?

Au, dazu mußte ich erst nach London gehen! Nein, lieber nicht! Dort hatte ich ja auch noch etwas auf dem Kerbholz.

Ich hätte gern Tischkoff darüber gesprochen, aber der war eben wieder einmal nicht zu haben.

Na, wir würden ja allein sehen, wie der Hase lief. Vorläufig hatten wir ja noch den ganzen Schiffsbauch voll Kohlen und Proviant und Trinkwasser, ich hatte mich nämlich in Charleston mit allem tüchtig versorgt – Herz, was brauchst du denn da mehr?!

Vor allen Dingen aber mußte ich jetzt wieder einmal die Flagge wechseln. Und da dachte ich lebhaft an Karlemanns Rat, an Liberia.

Freilich widerstand es mir sehr, die Flagge einer Negerrepublik zu führen, aber in der Not macht der Teufel bekanntlich noch etwas ganz anderes.

Ueberhaupt war es sehr die Frage, ob Liberia, von Nordamerika aus gegründet, dieselbe Flagge führend, nur mit einem einzigen Stern, mich jetzt noch annehmen würde.

[396]

Hier handelte es doch auch gerade um die Sklavenfrage ...

Doch fort jetzt mit solchen Erwägungen, die zu keinem Resultat führten!

Aber der Gedanke an Karlemann war nun einmal vorhanden gewesen, und ich hatte damals meinem kleinen Freunde mit einem bei mir sonst gar nicht vorhandenen Starrsinn die Bitte abgeschlagen, einmal auf seiner Seeburg nach dem Rechten zu sehen – jetzt war ich keine hundert Seemeilen mehr davon entfernt, da wurde die Leuchtturminsel natürlich mitgenommen!

Also Kurs bestimmt und Segel gesetzt! Der Wind war gerade recht günstig für diese Fahrt.

Und am anderen Tage um dieselbe Zeit tauchte die große Kiste wieder aus dem Meere auf.

Es dauerte nicht lange, so war auch meine ›Sturmbräut‹ erkannt, auf dem Leuchtturm wurden Flaggenreihen gehißt, uns zum Herankommen auffordernd.

Wahrhaftig, war ich doch gespannt – nein, ich freute mich herzlich darauf, die fünf kleinen, wackeren Burschen wiederzusehen, die sich dieser unvergleichliche Karlemann so famos dressiert hatte!

Unterdessen waren nun bald zwei Jahre vergangen.

Ob der kleine Igel – Fritz Neumann war wohl sein eigentlicher Name – den Karlemann trotz seiner zehn Jahre zum Festungskommandanten ernannt hatte, noch immer so ein winziger Knirps war?



Sicherlich, Karlemann liebte ja alles Zwerghafte, und daß er wirklich ein Mittel besaß, um jedes Wachstum zu verhindern, das hatte ich schon längst als Tatsache anerkennen müssen, so unfassbar mir das auch sonst noch immer war.

Ich berechnete, daß ich mit Hilfe des Windes direkt in die Tunnelleinfahrt hineinsegeln konnte. Nur

[397]

mußte ich dazu erst einen Umweg machen, um dann den Wind abfangen zu können.

So änderte ich nach einer Weile den Kurs, ging über Stag und direkt nach Norden hinauf.

Das Manöver war natürlich auf der Seeburg beobachtet worden, sie mochten es sich nicht richtig erklären können, sie hatten Angst, ich wolle die Insel überhaupt nicht anlaufen.

Die Flaggen wurden herabgeholt, neue gehißt.

»Was für ein Schiff?«

Aha, die dachten an einen Irrtum. Das könnte vielleicht doch nicht die ›Sturmbräut‹ sein.

Nun, ich beruhigte sie, ließ erst jetzt den Schiffsnamen melden, was ich vorher nicht für nötig befunden hatte.

Jetzt wurden drüben nochmals die vorigen Flaggen gehißt, also die Aufforderung, die Insel anzulaufen – aber da, was war das? Noch eine Flagge ging hoch, oder vielmehr ein Wimpel – mit einem Knoten darin, was zusammen sagte: eilt, wir sind in Not!

Hallo, was sollte das bedeuten? Die befanden sich in Not? In was für Not?

Nun, ich konnte mich nicht mehr beeilen als ich tat, konnte ja dem Winde nicht kommandieren, aber ich meldete durch Flaggen, was für ein Manöver ich vorhabe – ein Zeitunterschied von einer Viertelstunde.

Oder es gab noch einen anderen Ausweg.

»Schickt mir einen Schleppdampfer!« ließ ich signalisieren.

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten.

»Haben keinen.«

Was, die hatten keinen kleinen Dampfer, der die ›Sturmbräut‹ schleppen konnte? Daß Karlemann für alles gesorgt hatte, war doch selbstverständlich, und die Inselbewohner hatten ja oft genug selbst Fahrzeuge

[398]

zu schleppen. Dann mußten wohl alle gerade unterwegs sein.

Nun, ich würde ja sehen. Dann mußten die aber auch noch etwas warten, und warum die Notflagge gehißt worden war, darauf war ich auch gespannt.

So verging noch eine halbe Stunde, ehe ich auf die Einfahrt zuhalten konnte.

Schon von weitem bemerkte ich, daß es ausschließlich halbwüchsige Jungen, oder sagen wir gleich Kinder, waren, welche zum Einholen bereit standen. Wenn hier etwa als Erwachsene nur Neger in Betracht kamen, so war doch kein einziger zu sehen.

Wir hatten die Einfahrt erreicht, warfen Taue aus, und die Jungen benahmen sich äußerst geschickt.

Wirklich war es Fritz Neumann, genannt der kleine Igel, der als erster zu mir an Bord kam, mich als Stellvertreter Karlemanns begrüßte.

Der Junge war jetzt zwölf Jahre, war aber bei dem Wachstum mit zehn Jahren stehen geblieben, und er war schon damals ein für sein zehnjähriges Alter sehr kleiner Knirps gewesen.

Doch ich war durch Karlemann nun schon so an solche fremde Verhältnisse gewöhnt, daß ich mich durch Größe oder Kleinheit nicht mehr beeinflussen ließ. Ja, ich hatte schon längst erkannt, daß es beim Menschen nicht die Größe ausmacht. Sonst wäre ich selbst ja das gottbegnadetste Genie gewesen. Aber nicht nur Karlemann, sondern auch diese seine Zöglinge hatten mir bereits allen Respekt eingeflößt.

Nun kam auch noch etwas anderes hinzu. Bereits an Karlemann hatte ich bei jedem Wiedersehen bemerkt – was ich aber

nie erwähnte – daß der jetzt fünfzehn- oder gar erst vierzehnjährige Junge für seine Jugend und trotz seiner Kleinheit doch eigentlich schon ein recht altes Gesicht hatte, und bei jedem neuen Wiedersehen fand ich das immer mehr.

[399]

Hier nun beim Anblick dieses Knirpses erschrak ich förmlich. Der jetzt zwölfjährige Junge, der mir zwischen den Beinen durchlaufen konnte, hatte, was früher durchaus nicht der Fall gewesen, schon ein faltiges Gesicht, wirklich die Züge eines alten Mannes.

Und als ich mich umschaute, gewahrte ich bei den halbwüchsigen Bengels, bei denen ich früher solche blühende, vor Gesundheit strotzende Wangen gesehen, überall dasselbe: überall dieselben alten, faltigen Gesichter, wahrhaft erschreckend kontrastierend mit den kleinen Körpern, die allerdings in die Breite zu gehen schienen, besonders in den Schultern.

Sie sahen alle aus wie die alten Zwerge – aber nicht wie jene kleingebliebenen Mißgeburten, die in Schaubuden gezeigt werden – sondern wie jene sagenhaften Zwerge, wie die Wichtelmänner mit grauen Bärten, manchmal mit Riesenkräften ausgestattet, wie zum Beispiel der Zwerg Alberich, gegen den selbst Siegfried bald im Kampfe unterlegen wäre.

Und da kam mir eine Erkenntnis: die Natur läßt sich nicht verspotten, läßt sich nicht in ihre heiligsten Rechte greifen! Man nahm jene grüne Flüssigkeit, welche das Wachstum verhinderte, ganz aufhob, nicht ungestraft ein!

All diesen künstlichen Zwergen, mochten sie sonst auch noch so kräftig und gesund sein, stand ein früher Tod auf der Stirn geschrieben!

»Wie geht's, Herr Neumann?« fragte ich, bei der Titulation ›Herr‹ schon gar nichts mehr findend. Das waren ja eigentlich auch gar keine Kinder mehr, dieses grüne Gift schien noch eine andere Wirkung auszuüben, eine psychologische, eine seelische.

»Schlecht!« war die lakonische Antwort.

Ja, es kam mir vor, als ob der kleine Igel nicht nur alt, sondern auch recht sorgenvoll aussähe.

»Sie kommen mir wie gerufen,« setzte er dann  
[400]

noch hinzu, »hoffentlich können Sie uns auch Hilfe bringen.«

Und während die ›Sturmbraut‹ langsam einbugsiert wurde, erfuhr ich schon alles.

Was Karlemann geahnt oder bereits andeutungsweise erfahren, hatte sich schon in Wirklichkeit umgesetzt. Wenigstens war die Sache schon eingeleitet.

England hatte mit dem Aschantikönig verhandelt, wollte den mit dem unreifen Knaben abgeschlossenen Vertrag wegen der Leuchtturminsel nicht anerkennen.

Die Ursache hierzu war gewesen, daß das Leuchtfeuer eine Nacht nicht gebrannt hatte. Der Wächter, immer noch jener Neger, hatte seine Pflicht vernachlässigt gehabt.

Das war ja nun allerdings unverzeihlich – aber wenn das nicht gewesen wäre, so hätte England doch ganz einfach einen anderen Grund gefunden, um jenen Vertrag null und nichtig zu machen.

»Das schlimmste aber ist, daß wir seit vierzehn Tagen schon ohne Lebensmittel sind.«

»Ohne Lebensmittel? Wie kommt das?«

»Die Aschantis haben mit uns einfach abgebrochen. Ich habe eine Deputation hingeschickt. Für uns kommt nur der Häuptling Kididimo in Betracht, er empfing sie, verweigerte ihnen aber alle Nahrungsmittel, und innerhalb dreier Stunden mußten sie sein Land, das heißt, die Küste wieder verlassen haben.«

»Ja, wie ernähren Sie sich denn da?«

»Seit vierzehn Tagen von den wilden und dressierten Tieren, welche Kapitän Algots zurückgelassen hat. Nauke, der Dompteur, sollte sie nach Kapitän Algots' Anleitung weiter ausbilden. Jetzt sind nur noch ein kleiner Elefant, eine Kuh und zwei Antilopen

vorhanden. Wenn die alle sind, müssen die Raubtiere und die Schlangen drankommen.

[401]

Eigentlich hätten wir die zuerst aufessen sollen, denn die brauchen doch selber Fleisch. Ich lasse jetzt auch schon zwei Löwen schlachten. Mehl und dergleichen ist schon längst alle. Auch keine Kohlen haben wir mehr.«

»Wie stark ist denn die Besatzung?«

»Siebenunddreißig Mann.«

Ich hatte eine weit höhere Zahl zu hören erwartet.

»Wo sind denn die Neger?«

»Algots hatte fünfzig zurückgelassen als Arbeiter. Als die aber erfuhren, wie die Aschantis uns abgesagt haben, sind sie desertiert. Haben uns zwei große Segelboote entführt. Schließlich immer noch besser, als wenn sie gemeutert hätten.«

»Es waren damals doch zweiundvierzig Jungen, welche Algots mit aus Deutschland brachte.«

»Es sind nur noch zweiunddreißig.«

»Wo sind die zehn anderen?«

»Gestorben!« war wiederum die lakonische Antwort.

»Woran?«

»Weiß nicht. Eine ganz merkwürdige Krankheit. Halb Wahnsinn. Sie glaubten alle, fast gleichzeitig, die Knochen schrumpften ihnen im Leibe zusammen. Da sind sie innerhalb dreier Tage eingegangen.«

Aha! Da war schon, was ich geahnt! Die Natur rächte sich.

»Haben die anderen und Sie selbst nicht etwas Aehnliches durchgemacht?«

»Nicht das geringste.«

Dann wurde also nicht jeder von dieser Rache getroffen. Immerhin, Karlemann war es, der diese armen Kerle auf dem Gewissen hatte.

Doch ich fühlte mich am wenigsten geeignet, hier den Richter zu spielen.

»Weiß denn Algots schon von ihrem Tode?«

[402]

»Nein. Es geschah erst nach seiner Abreise. Und ich hatte faktisch noch keine Gelegenheit, ihm irgendwelche Nachricht zukommen zu lassen. Wenn ich überhaupt seine Adresse wüßte!«

»Und wo sind denn die Negerkinder geblieben, die Söhne der Häuptlinge? Waren die nicht ebenfalls zurückgeblieben?«

»Ja. Ich sollte sie als Geiseln betrachten und behandeln. Hatte sich was! Die sind mit den schwarzen Arbeitern desertiert. Ich konnte sie nicht halten. Sonst habe ich meine Pflicht getan.«

»Ist Baumeister Arndt noch da?«

»Tot!«

»Tot?!«

»Gestorben!«

»Woran?«

»An Blutvergiftung. Er hatte sich nur in den Finger geschnitten, aber er meinte selbst, als der Arm anschwell, daß er verloren sei, wollte gar nicht erst an Land gebracht werden.«

»Und Ingenier Schimmel?«

»Der ist vorgestern nach der Küste gesegelt.«

»Wozu?«

»Um noch einmal dem Kididimo und womöglich auch dem König Vorstellungen zu machen. Er war ja der einzige Erwachsene. Halbwüchsige lehnen die Engländer doch ab – oder jetzt die Aschantis, was ganz dasselbe ist.«

»Er ist von Ihrer kleinen Mannschaft hinübergebracht worden?«

»Nein. Schimmel ist in einem Segelboot allein hinübergefahren. Wind und Wetter waren günstig. Und ich mag sonst keinen einzigen entbehren – ich bin auf alles gefaßt – und Munition für

die Kanonen haben wir noch genügend – Gott sei Dank, wenigstens genug Pulver und Blei!«

Wie das klang aus diesem Kindermunde! Fürchterlich!

[403]

War ich schon immer sehr ernst gestimmt gewesen, so wurde ich es jetzt erst recht.

Wir waren in den Hafen eingelaufen. Es lagen noch zwei kleine Dampfer da, der ›Knipperdolling‹, ein anderes größeres Segelfahrzeug, ziemlich viel kleine Boote, und dann jene Archen, die wir zur Flußfahrt benützt hatten.

»Ich hoffe, Sie selbst haben noch genügend Kohlen,« sagte Neumann, noch ehe wir uns an Land begaben. »Dieser Ostwind wird nämlich einige Wochen stehen bleiben, das kenne ich nun schon, und da kann man eben auch nicht die Insel mit einem Segelschiff verlassen.«

»Das ganze Schiff voll Kohlen,« entgegnete ich, »und außerdem Proviant massenhaft. Natürlich steht Ihren Leuten alles zur Verfügung. Bei uns gibt's heute für die Mannschaft gerade Stockfisch ... «

Ich vollendete den Satz nicht. Mir war etwas anderes eingefallen.

»Ja, können Sie sich denn nicht mit Fischen ernähren?«

»Hin und wieder geht ein Fisch an die Angel – der Fischfang ist indes hier sehr wenig ergiebig.«

Ich hatte damals, als ich mich hier aufgehalten, anderes gesehen. Da hatte Karlemann bei einem Fischzuge bei jedem Durchholen das Netz voll gehabt, und wenn er an einer bestimmten Stelle vom Felsen hundert Angelhaken auswarf, so hatte er hundert große Fische daran gehabt.

Ich sprach hiervon zu Neumann.

Der Junge schaute mich schwermütig an.

»Ja, wissen Sie denn nicht, daß unser Kapitän ein Mittel besaß, um Fische anzulocken – so eine Fischwitterung?«

»Gewiß weiß ich das. Besitzen Sie selbst denn dieses Mittel nicht? Hat Algots es Ihnen nicht zurückgelassen?«

[404]

»Sogar einen ganzen Sack voll, wir könnten uns jahrelang mit Fischen ernähren, wenn wir sie auch roh essen müßten, aber . . . «

Der Junge stampfte plötzlich mit dem Fuße auf und stieß einen gotteslästerlichen Fluch aus – und doch klang es mir durchaus nicht unkindlich.

»Das ist es eben!« stieß er zwischen den Zähnen hervor. »Die Nigger hatten darum gewußt, und sie haben uns den ganzen Sack gestohlen, deshalb sitzen wir nun auf dem Trockenen. Ehrich war schuld daran, der Proviantverwalter – ohne seine Nachlässigkeit wären sie nicht zu dem Sack gekommen – und was nützt es uns, daß sich Ehrich eine Kugel vor den Kopf schoß? Er hätte lieber vorher besser aufpassen sollen.«

Ich starrte den kleinen Sprecher an.

»Ehrich?« flüsterte ich. »War das nicht einer Ihrer ersten Kameraden?«

»Jawohl, bei unserer Kinderspielerei nannten wir ihn den schleichenden Tod, hahaha.«

»Und der hat deswegen Selbstmord begangen?«

»Ja. Er hat sich deswegen erschossen. War sofort tot.«

»Und wie alt war dieser Ehrich?«

»Nun – noch nicht ganz dreizehn Jahre.«

Noch immer starrte ich den kleinen, erst zwölfjährigen Sprecher in das faltige Gesicht, und nicht umsonst hatte ich zuletzt nur noch flüstern können.

Wenn mir noch etwas dazu gefehlt, so begriff ich jetzt voll und ganz, was für Menschen ich in diesen kleinen Personen vor mir hatte, welche dem Alter nach noch zu den Kindern zu zählen gewesen wären.

Wegen einer Pflichtversäumnis hatte sich der dreizehnjährige Knabe sofort eine Kugel durch den Kopf geschossen!!



Dann saß ich mit Neumann in jener Steinkammer,  
[405]

die Karlemann sein Arbeits- oder gar Studierzimmer genannt hatte, in dem auch jedes Möbel aus Stein war, beim Ausmeißeln vom Felsen stehen gelassen, so auch der Schreibtisch, und ich will gleich bemerken, daß ich diesen jetzt mit ganz besonderen Augen betrachtete – aus einem Grunde, den ich später erklären werde.

»Nun sagen Sie, wie es hier eigentlich mit dieser Leuchtturmspitze steht,« eröffnete ich das Gespräch.

Ja, aber Neumann hatte mir nichts weiter zu sagen, was er nicht schon gesagt hätte.

Mangel an Nahrungsmitteln – höchstens noch vierzehn Tage aushalten können – ohne Nachricht von Karlemann – ohne Verbindung mit der Außenwelt.

»Sind die Aschantis schon feindselig gegen Sie vorgegangen?«

»Nein.«

»Die Engländer?«

»Wir selbst haben noch gar keinen Engländer zu sehen bekommen.«

»Glauben Sie, daß die Engländer diese Insel in Besitz nehmen, Sie von hier vertreiben werden?«

Neumann blieb lange die Antwort schuldig, blickte finster brütend vor sich hin.

»Ich kann nur sagen: ich glaube es!« war dann seine Antwort.

Noch einmal möchte ich wiederholen: mir fehlte vollkommen das Bewußtsein, mit einem nur dreizehnjährigen Knaben zu sprechen.

Nein, das war ein alter Zwerg, und Zwerge sind bekanntlich oftmals gar kluge Köpfe!

»Hat Algots Ihnen Instruktionen gegeben, was Sie in diesem Falle tun sollen?«

»Nein.«

[406]

»Gar keine?« mußte ich verwundert nochmals fragen.

»Nicht wegen eines Angriffs durch Engländer. Nur wegen der Aschantis, falls die uns einmal angreifen sollten, etwa um ihr Gold uns wieder abzunehmen. Da hätten wir zunächst die schwarzen Prinzen als Geiseln gehabt. Mit deren Entfernung hat Kapitän Algots aber doch schon gerechnet. In diesem Falle sollte ich alle schwarzen Arbeiter sofort von der Insel jagen – jetzt sind sie von allein gegangen – und dann die Seeburg eben verteidigen. Das hätte ja auch gar nichts auf sich gehabt, wir haben ja Kanonen und andere Waffen genug.«

»Und wegen des Proviant, den die Aschantis Ihnen dann doch nicht mehr geliefert hätten, was jetzt auch alles eingetroffen ist?«

»Da hätten wir uns einstweilen, bis sich die Sache ändert, durch Fischfang versorgt – eben durch jenes Mittel.«

»Das ist nun auch hinfällig geworden.«

»Verdammt, daß es so gekommen ist!«

»Ja, wenn nun aber jetzt englische Kriegsschiffe kämen. Sie und alle ihre Leute zum Verlassen der Insel aufforderten – was würden Sie tun?«

Der kleine Mann nagte finster an seiner Unterlippe.

»Ich könnte nicht gehen,« sagte er dann.

»Sie würden einen Kampf aufnehmen?«

»Sicher!«

»Sie würden unterliegen – eben schon aus Mangel an Lebensmitteln. Man würde sie einfach aushungern.«

»So weit würde ich es nicht kommen lassen.«

»Was würden Sie sonst tun?«

Der Junge blickte mich mit seinen finsternen Augen fest an.

»Ich würde scheinbar nachgeben – die Feinde

[407]

müßten hierheraufkommen – so viel wie möglich – und dann ... würde ich die ganze Seeburg in die Luft sprengen.«

Ich war nicht bestürzt – ich hatte es vielmehr zu hören erwartet.

»Hat Kapitän Algots Ihnen dies befohlen?«

»Nein. Aber er hält es für ganz selbstverständlich, daß ich seine Seeburg nicht in die Hände von Feinden fallen lasse.«

»Er hätte Ihnen aber doch den Auftrag geben können, lieber alles in Sicherheit zu bringen, anstatt alles in die Luft zu sprengen, wonach kaum etwas wiedergefunden werden könnte.«

»Was alles? Wovon sprechen Sie?«

»Gehen wir doch nicht um den heißen Brei herum wie die Katzen,« sagte ich jetzt offen. »Algots muß hier doch immense Gelder und besondere Schätze an Gold und Schmucksachen angehäuft haben.«

Erst traf mich ein äußerst mißtrauischer Blick, der sich aber schnell verwandelte.

»Ja, das ist selbstverständlich. Aber . . . «

»Aber Sie selbst wissen nicht, wo er diese Schätze aufbewahrt,« kam ich ihm zu Hilfe, als er eine Pause machte.

Er brauchte es gar nicht erst zu bestätigen, Karlemann selbst hatte mir ja gesagt, daß niemand die von ihm angesammelten Schätze auffinden könne.

Das sah doch diesem deutschen Zigeunerknaben auch ganz ähnlich. Er allein wollte diese Schätze besitzen, sich an ihrem Anblick ergötzen, und fand er einmal seinen Tod, so sollten auch diese Schätze und Raritäten für die anderen Menschen verloren gehen. Für seine Eltern und Geschwister hatte er reichlich gesorgt.

Etwas ganz Aehnliches hatte ja auch bei mir und Blodwen vorgelegen, als wir unsere Millionen auf den Meeresboden versenkt hatten, noch mehr

[408]

aber trifft das bei allen den reichen Leuten zu, wie man sie besonders in England und Amerika findet, welche die kostbarsten Raritäten und Kunstschatze zusammenschleppen und sie ängstlich vor

den Augen der ganzen Welt verschließen, anstatt sie einer öffentlichen Sammlung einzuverleiben, wo sie sich doch auch täglich an ihren Anblick erfreuen könnten.

Aber dann machte ihnen das eben keine Freude mehr. Allein, ganz allein wollen sie alles haben – das ist erst der wahre Genuß.

Karlemann hatte damals seinem Stellvertreter nur eine kleine Summe zur Deckung von Unkosten hinterlassen. Es mußte ja fast täglich neues Geld oder Geldeswert einlaufen, die Inselbewohner bekamen doch auch sonst von den Aschantis alles geliefert.

Ueberhaupt, ich habe es schon mehrmals gesagt: während Karlemann manchmal das Geld mit vollen Händen hinauswarf, war er in anderer Beziehung ein richtiger Pfennigfuchser.

»Diese Schätze,« nahm Neumann wieder das Wort, »kommen hierbei auch gar nicht in Betracht.«

»Weshalb nicht?«

»Kapitän Algots hat alles, was ihm die Aschantis an Gold und Schmucksachen und dergleichen lieferten, immer ins Meer versenkt, an nur ihm bekannten Stellen, deren Lage er dann bestimmte.«

»Und ich versichere Ihnen, daß sich all diese Schätze noch auf dieser Leuchtturminsel hier befinden.«

Erstaunt blickte mich der Junge an.

»Woher wollen Sie das wissen? Nun ja, Sie waren immer ein guter Freund von unserem Kapitän und machten mit ihm wohl auch Geschäfte. Aber wir haben doch selbst zahllose Male gesehen, wie Algots allein in einem Boote davonfuhr, bei Nacht, womöglich bei mondloser, aber doch bei klarem Sternenhimmel, so daß noch eine geographische Ortsbestimmung möglich war, und das immer, wenn

[409]

die Aschantis wieder Gold und dergleichen gebracht hatten. Er selbst sagte es ja, daß er jetzt im Boote davonfahre, um dieses Gold ins Meer zu versenken.«

»So hat er einfach Sie und alle anderen auf eine falsche Spur lenken wollen, mit Wort und scheinbarer Tat.«

Hierbei erinnere ich, wie damals das Geld, welches mir Karlemann aufgezählt hatte, ebenfalls naß gewesen war, wenigstens zum Teil, und als ich ihn direkt gefragt, ob auch er sein Vermögen auf dem Meeresgrunde aufhebe, hatte er dies durch seine spöttische Bemerkung zugegeben: »ja, aber auf eine andere Weise als Sie, mir soll das nicht gestohlen werden.«

Also auch mich hatte er irreführen wollen. Denn bei unserem letzten Zusammensein, als Karlemann vollständig halbpart mit mir hatte machen wollen, hatte er mir reinen Wein eingeschenkt, und da hatte ich eben anderes zu erfahren bekommen.

»Ich glaube sicher, daß Kapitän Algots alles ins Meer versenkt hat,« wiederholte Neumann.

»Und ich weiß bestimmt das Gegenteil. Ich habe es von Algots selbst erst vor vierzehn Tagen erfahren.«

»Wie? Sie haben ihn gesehen, ihn gesprochen?« fuhr Neumann freudig empor.

Ich erzählte ihm von unserem Zusammentreffen in Charleston, allerdings nicht mehr, als nötig war.

»Algots ahnte schon, wie es hier noch kommen würde, und er beauftragte oder bat mich, hierherzufahren, um seine Interessen zu wahren. Anfangs wollte ich mich nicht darauf einlassen – jetzt bin ich hier, und ich werde zu retten versuchen, was noch zu retten ist.«

Wieder traf mich ein mißtrauischer Blick.

»So sind Sie hier als Stellvertreter unseres Kapitäns?«

[410]

»Ja.«

»Hat er Ihnen das schriftlich gegeben?«

»Sie wissen doch selbst, daß Algots niemals einen schriftlichen Kontrakt macht, überhaupt die Schreibung nicht liebt.«

»Allerdings, aber wie soll ich Ihnen da Glauben schenken?«

»Daß mir der vorsichtige und schlaue Algots einen genügenden Ausweis in die Hände gegeben hat, können Sie sich wohl denken.«

»Nun?«

»Kennen Sie das Geheimnis dieses Schreibtisches?«

Der Junge blickte verwundert auf den steinernen Tisch, neben dem wir saßen.

»Ein Geheimnis? Nein!«

»So will ich es Ihnen offenbaren, und Sie können wohl glauben, daß Algots dies keinem anderen als seinem Bevollmächtigten anvertraut hätte.«

Ja, Karlemann hatte es mir anvertraut, in der Hoffnung eben, daß ich dann mich mit ihm verbünden würde, und erst recht, wenn ich selbst das erblicken würde, was er mir damals nur mit trockenen Worten schildern konnte.

Daß ich auf alles das nicht eingegangen war, das kam eben von meiner bekannten Verachtung des schnöden Mammons – mir konnte man eine Million und noch mehr versprechen, wenn ich das Geld nicht gerade direkt brauchte, so waren mir ein Beefsteak und eine gute Zigarre lieber – doch das ist ja schon bekannt genug – und mit alledem hatte eben auch der schlaue Karlemann gerechnet, doch sicher ein ausgezeichnete Menschenkenner, daß er mich so in seine tiefsten Geheimnisse eingeweiht hatte, ohne noch bestimmt zu wissen, ob ich überhaupt darauf eingehen würde.

»Vielleicht kommen Sie doch noch einmal wieder

[411]

nach meiner Seeburg,« hatte er damals gesagt, und ... es war tatsächlich eingetroffen.

Es war ein sogenannter Diplomatschreibtisch, den man von dem Felsen hatte stehen lassen. Die Höhlungen waren jetzt mit hölzernen Kästen ausgefüllt worden.

Sie waren verschlossen, aber nun wußte ich schon die Mechanik, Karlemann hatte mir alles mitgeteilt, und die Sache war

auch einfach genug. Man brauchte nur eine obere, unverschlossene Schublade vollständig herauszuziehen, ein ganz kleines Ding, so ließen sich sämtliche andere öffnen.

Dies und alles Fernere war das Werk des Baumeisters Arndt gewesen, mit dem Karlemann wohl besondere Freundschaft gepflegt hatte, dieser mochte alles in seinen Freistunden mit eigener Hand gemacht haben.

Da nun Neumann nichts davon wußte, so hatte Arndt das Geheimnis auch mit in den Tod genommen.

Jetzt zog ich zwei besonders Schubladen von den zwölf vorhandenen auf, bis zur Hälfte, bückte mich, kroch etwas in die Höhlung des Schreibtisches, in welche man für gewöhnlich beim Sitzen seine Beine stellt.

Die Hinterwand war eben wieder von Stein. Selbst noch bezweifelnd, daß die Sache auch wirklich funktionieren würde, stemmte ich die Hand gegen diese Steinwand. – Wahrhaftig, sie ging ganz leicht zurück! Es war eine eiserne Tür, außen nur mit Zement belegt.

Daß ich dies alles hinter verschlossener Tür vornahm, ist selbstverständlich, und ich hatte auch schon vorher eine an der Wand hängende Lampe erspäht gehabt, mit Petroleum gefüllt.

Ich setzte sie in Brand, dann hatte ich noch einmal Mühe, meinen langen und breitschultrigen Leichnam durch die Höhlung des Schreibtisches zu zwängen

[412]

– dabei wurde mir ordentlich lächerlich zumute, solch ein Eingang, das war so echt karlemännisch, überhaupt nur für einen Zwerg berechnet, doch nicht für einen normalen Menschen – und überhaupt durch die Höhlung eines Schreibtisches kriechen zu müssen! – sodann konnte ich mich wieder aufrichten.

Es war ein weiter Raum, ein kleiner Saal, den meine Lampe erleuchtete.

Karlemann hatte mir nur angedeutet, daß Baumeister Arndt beim Bohren zufällig eine natürliche Höhle gefunden habe, und wie dann durch Aenderung des Planes vermieden worden sei, daß man etwa noch einmal auf diese Höhle stoße. So hatte Karlemann sie dann zu seiner geheimen Schatzkammer gemacht, den Eingang durch seinen Schreibtisch legend.

Um die Luftventilation kümmerte ich mich wenig. Ich sah nur, was hier alles aufgestapelt war! Ich will es einfach machen: Gold aller Sorten, in Stücken daliegend, darunter förmliche Klumpen, in Körnern, wie die Getreidehaufen, als Goldstaub in Kisten und ledernen Säcken, dann gleißender Schmuck aller Art, wie Karlemann schon dem Häuptling Kididimo abgenommen hatte, nur damals ihn verkaufend, um zu Gelde zu kommen – und was ich hier sah, stand jenem an Pracht durchaus nicht nach, waren bei der Feilscherei doch auch hauptsächlich nur Häuptlinge, andere schwarze Fürsten des Aschantireiches und selbst der König in Betracht gekommen, und dann hauptsächlich auch Elefantenzähne und Elfenbein in anderer Form die schwere Menge.

Wie alles angeordnet war, damit will ich mich gar nicht aufhalten. Es war ein kleines Museum – oder eine große Schatzkammer.

Wenn ich näher darauf eingehen wollte, so würde ich ja gar nicht fertig. Man denke nur an die goldenen Geräte, Töpfe, Teller und anderen Hausgegenstände, welche der Gewerbfleiß des goldenen Aschantireiches

[413]

erzeugt, immer doch nur in den Besitz des Königs, der anderen Häuptlinge und der sonstigen reichen Neger übergehend, denen Karlemann dafür mechanische Mäuse, Tschintschinmännchen und anderen Klimbim gegeben, wofür er die Häuptlingssöhne in turnerische Erziehung genommen, wilde Tiere und Hunde und Katzen dressiert hatte und dergleichen mehr!



Den ungefähren Wert dieser aufgehäuften Schätze konnte ich nicht taxieren. Da hatte mir auch Karlemann keine Angaben machen können. Er hatte eben nur von ganzen Kisten und Säcken voll Gold, Schmuck und dergleichen gesprochen.

Im übrigen verblüffte mich nur der erste Anblick, dann sah ich mich, meiner Natur entsprechend, ganz ruhig in der Schatzkammer um, mit ganz anderen Gedanken beschäftigt.

Ebenso schien es Neumann zu gehen, der mir gefolgt war.

»Hm. Das hätte ich allerdings nicht vermutet. Wer hat denn diese Kammer angelegt?«

Ich teilte ihm das mit, was ich vorhin von dem Baumeister gesagt habe.

»Und gerade hier darunter befindet sich die Pulverkammer.«

»Hat Algots Ihnen gesagt, daß Sie diese im höchsten Notfalle zur Explosion bringen sollen?«

»Nicht direkt. Aber es ist selbstverständlich, daß dies geschehen müßte, ehe ich die Seeburg in andere Hände fallen ließe, und selbst, wenn ich schon von diesen Schätzen wüßte.«

Der Junge hatte recht.

»Nun will ich Ihnen meine Ansicht mitteilen,« nahm ich dann wieder das Wort. »Wir wollen lieber nicht abwarten, bis die Engländer . . . «

Eine Bewegung Neumanns unterbrach mich; er hatte mit gespannten Zügen die Hand erhoben.

[414]

»Da wird an der Tür des Arbeitszimmers gepocht, man sucht mich!«

Auch ich hatte solche Töne vernommen, nur daß sie hier ganz anders klangen.

Schnell verließen wir die Kammer wieder, und nachdem ich mich unter dem Schreibtisch durchgezwanzt und die Oeffnung wie die Schubfächer wieder geschlossen hatte, öffnete Neumann die verriegelt gewesene Tür.

Es war Gottfried Klingelmann, genannt die züngelnde Schlange, welcher Einlaß begehrte. Die Jungen waren mir ja schon früher vorgestellt worden, und für so etwas habe ich ein gutes Gedächtnis.

Der jetzt fünfzehnjährige, aber klein gebliebene Junge sah ganz verstört aus.

»Drei englische Kriegsschiffe dampfen auf unsere Insel zu!« stieß er hervor.

In diesem Moment mußte ich auf Neumann blicken, was für eine Wirkung nämlich auf diesen die Meldung hervorbrächte – und wahrhaftig, der winzige Knirps steckte zunächst die Hände in die Hosentaschen, und dann sagte er ganz gelassen:

»So?«

Karlemann hatte wohl den richtigen ›Mann‹ gewählt, wenn er gerade auf den Jüngsten und Kleinsten sein Kommando übertragen.

Dann freilich eilte er wie ich schleunigst auf die Plattform des Felsens.

Zwei Korvetten, die eine gepanzert, mit Geschützturm, und ein großes Kanonenboot, vielleicht noch 2 000 Meter von der Leuchtturminsel entfernt, von der Küste her direkt auf diese zuhaltend, mit Kriegswimpel und englischer Flagge.

Das war es, was wir sahen. Sonst konnten wir noch nichts sagen.

Erwähnen will ich nur noch, daß mir die Panzerkorvette bekannt war, wenigstens durch Abbildung.

[415]

Der oder richtiger die ›Prinz Albert‹ war das jüngste Erzeugnis und der Triumph der englischen Schiffsbaukunst, es war das erste Schiff mit Geschützturm, überhaupt ein ganz neuer Typ, die schnelle Korvette sollte zugleich als Schlachtschiff dienen, mit ihren 10 000 Tonnen für damalige Verhältnisse ein kolossales Ding, und auch heute wäre sie nicht zu verachten – damals galt sie als

ein Wunder, und auch ich konnte diese schwimmende Festung mit ihrem von Geschützen aller Art starrenden Panzerturm nur ehrfürchtig anstaunen. Denn das sah in Wirklichkeit doch ganz anders aus, als auf einer Abbildung.

»Wehe, gegen wen diese Feuerschlünde speien!« mußte ich unwillkürlich flüstern, nicht gerade ein gutes Deutsch gebrauchend.

»Gegen wen?« meinte da Neumann an meiner Seite. »Nun, natürlich gegen uns.«

Ich blieb ihm die Antwort schuldig.

In einer Entfernung von etwa 1000 Metern stoppten die in einer Reihe stehenden Schiffe, blieben liegen, ohne Anker auszuwerfen, die wohl auch keinen Grund gefunden hätten. Signale wurden nicht gewechselt, auch der Insel wurde nichts zesignalisiert.

Es dauerte nicht lange, als vom »Prinz Albert«, der die Admirals- oder richtiger Kommodoreflagge führte, ein Boot ausgesetzt wurde, und ich erkannte schon durch das Fernrohr, daß der einsteigende Offizier die Adjutantenschärpe trug.

Der zehnriemige Kutter stieß ab, strebte der Insel zu. Die von der Küste kommenden Schiffe lagen sowieso der Einfahrt gegenüber.

Also wir hatten einen Abgesandten und Stellvertreter Englands zu erwarten, und es war nicht mehr viel Zeit, zu seinem Empfang Vorbereitungen zu treffen.

»Ich möchte Sie bitten, Herr Neumann, mir  
[416]

zu überlassen, diesen Herrn zu empfangen und mich mit ihm auseinanderzusetzen.«

»Selbstverständlich. Sie sind ja auch der Stellvertreter unseres Kapitäns.«

Diese Antwort freute mich. Ich hatte fast erwartet, dieser Wichelmann würde den Gernegroß spielen wollen, obgleich ich gar

nicht zweifelte, daß er diesen Offizier abgefertigt hätte, sprechen konnte er ja wie ein Alter.

Dann aber hätte ich nicht dabeisein dürfen, oder ich hätte eine jämmerliche Rolle gespielt.

»Welchen Bescheid Sie ihm geben würden, weiß ich ja.«

»Dann ist es gut! Tun Sie überhaupt, was Sie für gut finden, ich stelle mich unter Sie. Natürlich tragen Sie unserem Kapitän gegenüber dann auch die Verantwortung.«

In dieser Ablehnung einer Verantwortung konnte ich nur eine Klugheit, keine feige Schlauheit erblicken. Ueberhaupt war mir das Verhalten des Jungen viel lieber, als wenn er eben protzig als Machthaber aufgetreten wäre.

»Sie haben ja auch viel mehr Erfahrung in so etwas, da bin ich doch noch ein dummer Junge,« setzte da diese Perle von einem kleinen Igel noch hinzu.

Jetzt begaben wir uns eiligst hinab. Die Treppenanlage habe ich schon früher geschildert. Viel mehr war in letzter Zeit nicht hinzugekommen.

Wir traten eben aus dem Innern des Felsens heraus auf die unterste Galerie, als wir den Kutter schon durch die schmale Hafeneinfahrt steuern sahen.

Außer dem Adjutanten befanden sich in dem Boote, wie ich jetzt bemerkte, noch zwei andere Offiziere. Ersterer trug in der Hand eine an einer Stange befestigte englische Handelsflagge – also eine Fahne – und das Mitnehmen dieser englischen Fahne konnte ich mir schon erklären.

[418]

Ich hatte gerade noch so viel Zeit, um den halbwüchsigen Jungen, die sich hier unten befanden, einige Instruktionen zu geben, vor allen Dingen, sich ruhig zu verhalten, ich hätte hier das Kommando übernommen – aber so viel Zeit hatte ich nicht mehr, um noch einmal auf mein Schiff zu springen.

Nun, meine Offiziere und meine erwachsenen Jungen waren an Deck, und die brauchten nicht erst Instruktionen, die wußten schon, was sie zu tun hatten, wenn es drauf ankam, mochten sie sich jetzt auch behaglich an der Bordwand räkeln.

Der Kutter steuerte in den Kesselhafen ein. Und in diesem Augenblick gewährte ich ganz deutlich, was für erstaunte, bestürzte, wenn nicht erschrockene Gesichter die drei Offiziere machten, als sie plötzlich meine große, dreimastige ›Sturmbraut‹ erblickten, die ihren Namen groß und deutlich auf ihrem Hinterteil jenen gerade entgegenreckte.

Die drei Offiziere schienen einige schnelle Bemerkungen auszutauschen, dann ein Ruderkommando, das Boot machte eine unvermutete Schwenkung, legte in prachtvoll ausgeführtem Manöver bei, sofort sprangen die drei Offiziere heraus, standen auf der untersten Galerie, gute zwanzig Schritt von mir und uns allen entfernt.

»Im Namen der Königin von Großbritannien und Irland ergreife ich Besitz von dieser Insel für England!!« rief der mit der Adjutantenschärpe mit schallender Stimme und stieß gleichzeitig seine Fahne in einen zufällig dort liegenden Sandhaufen – Ballastsand.

Zu den uns trennenden zwanzig Schritten gebrauchte ich zehn, dann befand auch ich mich dort.

»Nanu, was ist denn hier los? Wer sind Sie denn? Was soll denn hier die Fahne bedeuten?«

Drei Paar Augen starrten mich erschrocken ein.

Das heißt – alles, was recht ist – diese drei

[419]

englischen Seeoffiziere mit ihren sonnenverbrannten und trotz aller Jugend schon mehr verwitterten als verwetterten Gesichtern mochten sonst nicht so leicht erschrecken, die wußten überhaupt nicht, was Furcht und dergleichen ist, die gingen einer feuerspeienden Batterie ebenso kaltblütig entgegen, wie dem fliegenden

Holländer oder einem sonstigen Spuk zu Leibe – ich war ihnen nur etwas gar zu plötzlich gekommen.

Der erste, der sich wiederfand, war der Adjutant, in seiner Bartlosigkeit noch einem Jünglinge gleichend und trotzdem schon durch die vielen Goldstreifen als Kapitän zur See gekennzeichnet.

»Wer sind Sie?«

»Das habe ich schon Sie gefragt, und Sie haben mir zunächst zu antworten!«

In den energischen Zügen des Jünglings zuckte es verdächtig, die kalten, klugen Augen blitzten wie zweischneidiger Stahl auf – aber er beherrschte sich. England oder dessen Stellvertreter weiß, wem es seine Vollmacht gibt, für sich sprechen und handeln läßt – das darf nicht so ein degenerierter Edelmann sein, der sich durch Tollheiten in seiner Heimat unmöglich gemacht hat.

»Das brauchten Sie eigentlich nicht zu wissen – *well*, Lord Leicester, Kapitän zur See, erster Wachoffizier an Bord Ihrer Majestät Panzerkorvette ›Prinz Albert‹ – und im Namen meiner Königin ergreife ich für England Besitz von dieser Insel!«

Imponieren ließ ich mir nun freilich nicht.

»Ja, wie so denn nur? Diese Leuchtturminsel hat doch schon ihren Besitzer.«

»Wen?«

»Tun Sie doch nicht so, als wenn Sie das nicht wüßten.«

»Ein gewisser Karl Algots hat . . . «

»Na also, Sie wissen es ja recht gut. Was fragen Sie denn da erst!«

[420]

» . . . mit dem Aschanti-Häuptling Kididimo einen Vertrag abgeschlossen, wonach dem Karl Algots diese Insel gehören soll. Aber einmal ist dieser Karl Algots noch ein unmündiger Knabe, zweitens ist dieser nur mündlich abgeschlossene Vertrag von dem König Aquassi Aquatuh niemals anerkannt worden . . . «

Ah, so wollten die Engländer wieder einmal die Sache drehen!

»Lassen wir doch das ganze Gerede,« fiel ich jenem ins Wort.  
»Wollen Sie jetzt diese Fahne hier wegnehmen?«

»Diese Fahne repräsentiert die englische . . . «

»Nicht? Na, dann tue ich's! Weg!«

Mit diesen Worten hatte ich die Fahne mit den englischen Farben, den sogenannten Unionsjack, aus dem Sandhaufen gezogen und . . . warf sie einfach ins Wasser.

Leider! Ich hätte es nicht tun sollen. Solch eine maßlose Beleidigung wäre nicht nötig gewesen.

Aber ich befand mich wieder einmal in jener Stimmung, da ich nicht weiß, was ich tue. Ich war ganz blind. Das heißt, nicht betreffs der Augen. Auf mich hätte jetzt jemand ruhig einschlagen können, ich hätte jeden Hieb pariert, ganz kaltblütig, obgleich in mir alles kochte und mein Kopf wie Feuer glühte.

Das sonst so gesunde Antlitz des jungen Lords wurde plötzlich aschgrau, er fuhr zurück, seine Hand an dem Degengriff.

Ich blieb trotz meiner inneren Hitze ganz ruhig. Nur die Sprungmuskeln meiner Beine spannten sich. Zum Stechen wäre der nicht gekommen.

Hinter mir polterte, trampelte es. Meine Jungen waren *unisono* über die Bordwand gejumpet.

Das war aber auch die einzige prompte, hastige Bewegung wie auf militärisches Kommando gewesen. Dann empfand ich eine starke Komik, die fast meine Lachlust anregte.

[421]

Fast alle hatten nämlich schnell beide Hände in den Hosentaschen versenkt, Mahlsdorf und der zweite nicht ausgeschlossen, und so schlenderten sie heran, ganz langsam, so halb von der Seite, über die große Zehe, mit ganz harmlosen Gesichtern, als ginge ihnen dies alles durchaus nichts an, als wollten sie nur so hinbumeln, um einmal zu sehen, was da eigentlich los wäre.

Wahrhaftig, in diesem Augenblicke amüsierte ich mich am meisten über das Verhalten meiner Jungen!

Ein Glück war, daß der Offizier seinen Degen stecken ließ und die englischen Matrosen ruhig auf ihren Duchten sitzen blieben. Sonst hätten die ganz eklige Haue bekommen, und daran war mir nichts gelegen.

Wieder beherrschte sich der Adjutant, sprang sofort ins Boot, die anderen ihm nach, die Fahne wurde aus dem Wasser gezogen – »Setzt ab! Laß fallen die Riemen! Ruder an!!!« – und fort ging es, ohne noch ein Wort wie »Das werden Sie noch bereuen!« oder dergleichen gesagt zu haben, und das gefiel mir nun wieder von diesen Engländern.

Jetzt, da ich es einmal getan hatte, bereute ich auch nichts. Und Vorstellungen zu machen hatte mir niemand. Höchstens Tischkoff als mein Kommodore, aber der hatte sich zwischen seinen Büchern vergraben und wußte vielleicht noch nicht einmal, daß wir uns nicht mehr in Amerika, sondern an der Küste Afrikas befanden. Denn mit meinem Kommodore war in letzter Zeit gar nichts mehr anzufangen. Er mußte sich gerade bei einer sehr schwierigen Stelle der Uebersetzung befinden.

Nur einer war mit meiner Handlungsweise nicht ganz zufrieden: Fritze Neumann.

»Ich hätte ihm die Fahne doch lieber gleich um die Ohren gehauen,« meinte dieser kleine Igel.

Ehe ich mit ihm und vielleicht mit anderen

[422]

beriet, was nun weiter zu geschehen habe, wollten wir doch lieber erst beobachten, wie das zurückkommende Boot empfangen wurde, ob man uns nicht etwa durch Flaggen etwas zu sagen habe.

Als wir oben waren, hatte das Boot auch den ›Prinz Albert‹ wieder erreicht, wir sahen sogar, wie der Adjutant dem Kommandanten Rapport erstattete, gleich an Deck.



Mochten so auch noch andere hören, welche Schmach der englischen Flagge widerfahren war – eine allgemeine Aufregung gibt es an Bord eines Kriegsschiffes natürlich nicht.

Wirklich, es dauerte gar nicht lange, als am Signalmast Flaggen hoch gingen, eine Reihe nach der anderen.

Im Leuchtturm war ein internationales Flaggenbuch vorhanden, und ich übersetzte.

»Innerhalb einer Stunde haben sämtliche Bewohner der Insel diese zu verlassen und sich an Bord dieses Admiralschiffes zu begeben. Auf Befehl! Lord Renington, Kommodore und Kommandant I. M. S. ›Prinz Albert‹.«

Hierzu waren fünf Flaggenreihen nötig gewesen – und doch ließ der Befehl nichts an Kürze zu wünschen übrig.

Nun waren wir kaltgestellt. Ja, wir konnten noch immer die Schatzkammer ausräumen und alles an Bord meines Schiffes verstauen, aber davonkommen konnte meine ›Sturmbräut‹ nicht mehr.

Daß ich mit meiner ganzen Mannschaft doch eigentlich nicht zu den ›Bewohnern‹ der Insel gehörte, auf solche Wortklaubereien wollten wir uns gar nicht erst einlassen. Kriegsschiffe sind manchmal eigensinnig, besonders wenn sie mit Kanonen gespickt sind.

»Ob sie uns wohl freien Abzug gewähren?« fragte nur der kleine Igel noch einmal.

[423]

»Das wohl sicher,« entgegnete ich, »wenigstens Ihnen und Ihrer kleinen Bande – mir und meinen ausgewachsenen Jungen wohl weniger. Aber auch Ihnen würde man erst die Taschen visitieren – also von wegen mitnehmen ist nichts.«

»Und dann würde man uns per Kriegsschiff in eine Korrekptionsanstalt für verwahrloste Kinder bringen, was?«

O, du ahnungsvoller Engel du!

Drüben wurde das Fragezeichen gehißt, ob wir auch verstanden hatten, und ich gab das Verstandenzeichen, aber nicht etwa durch die Ja-Flagge ausgedrückt, was zu Verwechslungen führen würde, so in meinem Falle.

Vielmehr setzte ich, ohne erst meinen kleinen Mitberater deshalb befragt zu haben, unter das Verstandenzeichen gleich die Nein-Flagge.

»Sie wollen die Insel nicht verlassen?« versicherte man sich drüben noch einmal.

»Nein!«

»Eine Stunde Bedenkzeit.«

Wohl, die würde vergehen – unterdessen aber mußten wir handeln.

Die vier kleinen Vertrauten Karlemanns traten zur Beratung zusammen, ich zog meine Offiziere ins Vertrauen, ferner aber auch zwei Matrosen, auf deren Rat ich schon manchmal etwas gegeben hatte.

So und so – ich erzählte ihnen von den hier angehäuften Schätzen, welche zu retten waren.

Ja, was war da zu tun? Vor allen Dingen mußten diese Sachen an Bord meiner ›Sturmbraut‹ gebracht werden.

Denn nehmen würden die Engländer die Insel ja doch, wenn nicht heute, dann über ein Jahr – wahrscheinlich aber schon eher.

Höchstens konnten die Schätze noch ins Meer versenkt werden. Aber nur dicht am Rande des

[424]

Felsens, man mußte sie einfach hinabwerfen. Denn ein Boot ließen die Kriegsschiffe jetzt doch nicht mehr hinaus.

Also lieber an Bord meines Schiffes.

Aber würden die Engländer meine ›Sturmbraut‹ durchlassen? Sie stand ja unter dem Schutze des Sternenbanners.

Na, davon wollten wir lieber gar nicht sprechen. Unter solchen Verhältnissen würden sich diese Engländer im Bewußtsein ihrer

Allmacht verdammt wenig aus der Heiligkeit des Sternenbanners machen.

Es gab überhaupt nur eins, wollten wir hier nicht wie die Maus in der Falle sitzen bleiben und Hungers sterben: jetzt mußte ich den mir aufgedrungenen Titel eines Blockadebrechers rechtfertigen! Nur nicht zum blockierten Hafen hinein, wie es gewöhnlich der Fall ist, sondern hinaus, und das ist ja auch oft genug die Aufgabe des Blockadebrechers.

Ueber die psychologische Bedeutung des Wortes ›Blockadebrecher‹ werde ich übrigens später noch ein Wort zu sagen haben.

Also, ich mußte eben versuchen, während der Nacht mit meiner ›Sturmbraut‹ hinaus und davon zu kommen, Karlemanns Schätze an Bord und sämtliche siebenunddreißig Jungen. Anderes blieb uns nichts übrig.

Die Nacht würde auch günstig dazu sein. Der Mond ging erst des Morgens auf, jedenfalls würde es auch einen bedeckten Himmel geben.

Wie das Hinausschleichen sonst ausfallen würde, das . . . blieb diesem Himmel überlassen, ob er bedeckt war oder nicht.

»Sie wollen signalisieren!« erklang der Ruf.

Die aufmerksam machende Flagge war am Signalmast der Panzerkorvette hochgegangen, und da ich gleich die betreffende Gegenflagge hißte, war ein

[425]

anderes Zeichen, das sich bis zum Kanonenschuß steigern kann, nicht nötig.

Ich war bereit, die Depesche zu empfangen.

»Ist das dort im Hafen liegende Schiff die ›Sturmbraut‹ von New-York?« wurde angefragt.

Aha, jetzt kam ich an die Reihe!

Ich bejahte.

»Früher in London beheimatet?« vergewisserte man sich noch einmal.

»Ja.«

»Wie heißt der Kapitän?«

»Richard Jansen,« buchstabierte ich prompt meinen Namen.

Ein Schlußzeichen kam nicht, die Fortsetzung ließ sehr lange auf sich warten, und dann meldeten die bunten Lappen:

»Die ›Sturmbräut‹ hat innerhalb einer halben Stunde den Hafen der englischen Insel zu verlassen! Auf Befehl! Lord Renington, Kommodore.«

Aha, konnte ich jetzt abermals sagen.

Dann packte mich der Uebermut, ich wählte drei Flaggen, knüpfte sie selbst an, zog sie hoch – und diese drei Flaggen sprachen aus:

»Nicht in die Hand!«

Diese Redensart war schon damals in Berlin beliebt und hatte sich von dort aus durch ganz Deutschland verbreitet, und als die vier Berliner Pflanzen den Sinn dieser drei Flaggen herausfanden, lachten sie denn auch aus vollem Halse.

Schade nur, daß ich den Berliner Dialekt so nicht wiedergeben konnte. Es mußten ja überhaupt englische Worte sein.

Daß aber auch die Engländer diesen Ausdruck richtig deuteten, das verriet, daß sie die Flaggen niederholten und keine weitere Frage stellten.

Jetzt gingen wir daran, die Schatzkammer auszuräumen. Alles wurde in Säcke verpackt und

[426]

mittels der Winde herabgelassen, direkt an Deck meines Schiffes.

Meine Jungen machten keine schlechten Augen, als sie das gleißende und flimmernde Zeug erblickten. Aber auch die Karlemanns staunten nicht wenig. Sie hatten all das Gold und Geschmeide immer nur einzeln kommen sehen, doch niemals zusammen, und sie hatten doch auch keine Ahnung gehabt, auf solchen immensen Schätzen herumzulaufen, wenn sie auf der Plattform des Felsenberges spazieren gegangen waren.

»Sie setzen wieder ein Boot aus, es kommt zu uns!« wurde da gemeldet.

Es war derselbe zehnriemige Kutter, ich erkannte in ihm Lord Leicester mit der Adjutantenschärpe.

Was wollten die? Nun, abermals nach der Insel, um mit uns zu unterhandeln.

Dazu gehörte ein außerordentlicher Mut. Das Flaggschiff hätte erst anfragen müssen, ob wir einen Abgesandten als unantastbaren Parlamentär anerkennen wollten, oder das Boot hätte gleich die weiße Parlamentärflagge mit roten Streifen führen sollen.

Nichts von alledem. Und das hieß für jeden Sachverständigen: da ihr die Insel nicht auf unseren Befehl räumen wollt, so seid ihr für uns Rebellen, mit denen überhaupt nicht parlamentarisch verhandelt wird!

Dennoch wagten sie sich zu uns!

Nun, allzuhoch darf man diesen Mut nicht anschlagen. Der Kommandant hatte befohlen, und die Soldaten gehorchten einfach. Und Mut ist bei einem Soldaten das Allerselbstverständlichste.

Wenn wir die nun als Geiseln hier behielten? Hatte nichts zu sagen, dann würden wir das später zu büßen haben. So sagten sich wenigstens die Nürnberger dort drüben, und das auch ganz mit Recht, wenn sie uns auch noch nicht hatten.

[427]

Doch ich wollte sie mit aller Höflichkeit empfangen – vorausgesetzt, daß sie selbst höflich waren.

Das Boot legte wieder neben dem Sandhaufen bei, nur daß dieser jetzt von der englischen Flagge verschont blieb.

»Wer hat hier im Namen aller zu sprechen?« begann der mit der Adjutantenschärpe ganz höflich.

»Ich!« ließ ich meine Bruststimme erklingen.

Ich mußte mir erst eine scharfe Musterung gefallen lassen.

»Sind Sie nicht Kapitän Richard Jansen von der ›Sturmbrat‹?«

»Bin ich!«

»Ja, inwiefern können Sie den Sprecher für alle machen?«

Ich drehte mich einmal um.

»Jungens, stehe und spreche ich hier nicht im Namen Algots'?«

Die Bestätigung meiner eigenen Leute wäre nicht nötig gewesen, nur die der kleinen Bengels, und diese geizten mit ihren Beifallsbezeugungen nicht.

»Wer ist denn dieser Kapitän Algots?« fragte da der Adjutant noch.

Das hätte er nicht fragen sollen, denn ich fühlte gleich den heimlichen Gedanken heraus, und da stieg mir auch gleich wieder das Blut zu Kopfe.

Doch ich blieb noch höflich.

»Kapitän Karl Algots, von dem wir doch immer gesprochen haben, dem Sie eben diese Insel streitig machen wollen.«

»Ach so, der unmündige Knabe Karl Algots!«

»Jawohl, ein Knabe ist er dem Alter nach noch, kann daher gesetzlich auch noch nicht mündig sein, hat aber schon drei Frauen.«

»Wer hat denn den zum Kapitän befördert?«

»Er sich selbst, und das von Gottes Gnaden.«

Bei mir erwachte schon wieder mein gewöhnlicher

[428]

Humor, und das war gut, er dämpfte den aufsteigenden Zorn.

Doch der englische Offizier blieb unerschütterlich.

»Sie machen wohl mit diesem Karl Algots gemeinsame Sache?«

»Jawohl, wir machen zusammen Kumpe.«

»Sie machen was zusammen?«

»Kumpe – Kompanie.«

Meine Jungen, diese verfluchten Bengels, fingen zu kichern an, nur der Engländer ließ sich nicht irritieren.

»Gut, dann sind Sie ja wirklich der richtige Mann, mit dem ich zu verhandeln habe. Alle diese Männer und Kinder haben Ihnen also zu gehorchen?«

»Alle!«

»Sie werden Ihnen auch gehorchen?«

»Unbedingt!«

»So befehlen Sie ihnen, daß sie sofort diese Insel verlassen.«

»Ja, mein bester Herr, da muß ich aber doch erst selbst die Absicht haben, diese Insel zu verlassen.«

»Das wollen Sie nicht tun?«

»Nee!«

»Weshalb nicht?«

Das war wieder so eine dumme Frage, wie ich sie nicht leiden kann.

»Weil diese Insel Kapitän Karl Algots' Eigentum ist, den ich hier vertrete,« entgegnete ich noch einmal gefügig.

»Hören Sie, Herr Kapitän Jansen,« begann da der Lord in ganz besonders mildem, sozusagen väterlichem Tone, »die Regierung von England hat mit dem König des Aschantireiches ein Bündnis geschlossen . . . «

»Nein, ich will nichts hören,« unterbrach ich ihn,

[429]

ich weiß ja doch alles, was Sie sagen wollen. Sie betrachten diese Leuchtturminsel als Englands Eigentum – aber ich bin eben gegenteiliger Meinung, diese Insel ist meines kleinen Freundes Algots Eigentum, und da ich sein Kompagnon bin, auch das meine.«

»Also, Sie wollen die Insel nicht verlassen?«

»Zum Teufel – nein!!«

»Dann müssen wir Gewalt anwenden.«

»Probieren Sie's nur!«

»Denken Sie denn wirklich, Sie können uns Widerstand leisten?«

»Das werden Sie ja sehen.«

»Ja, Widerstand leisten können Sie uns wohl – aber was meinen Sie, auf wie lange?«

»Das wird sich ja finden.«

»Wir haben keinen einzigen Schuß nötig.«

»O, bitte, genieren Sie sich nicht, immer schießen Sie los.«

»Wir wissen, wie knapp Sie an Lebensmitteln sind, und wenn auch Ihr Schiff ganz mit Proviant gefüllt wäre – wir hungern die Insel einfach aus, wir haben Zeit.«

»Wir auch. Nun, sonst noch etwas?« murrte ich jetzt ungeduldig.

Aber der phlegmatische Engländer ließ sich nicht stören.

»Bitte, Herr Kapitän – wir wollen beide doch ganz vernünftig zusammen sprechen – Sie tragen doch auch die Verantwortung für die anderen Menschen – für diese jungen Menschenleben – glauben Sie denn nicht, daß eine Belagerung der Insel für Sie und für alle ein böses Ende nehmen wird?«

Ja, der junge Lord sprach vernünftig – so wollte auch ich's sein – und dann tat von meiner Seite etwas Diplomatie Not.

[430]

»Wenn wir nun die Insel verlassen, was dann?«

»So werden Sie und alle zunächst erst an Bord eines der englischen Kriegsschiffe genommen.«

»Als Gefangene?«

»Hm. Wie man's nimmt. Eigentlich nicht,« war die zögernd gegebene Antwort.

»Jetzt wollen Sie mir etwas verheimlichen! Sprechen Sie doch offen.«

»Gut denn! Ich will auch gleich zur Hauptsache kommen, Ihnen die Bedingungen nennen, zu welchen alle, die sich hier befinden, vollständig freien Abzug haben.«

»Nun?«

»Auf dieser Insel befinden sich große Schätze an Gold, Elfenbein und Geschmeide.«



Aha! Ja, jetzt kam für diese Engländer wirklich die Hauptsache! Na, dieser junge Mann war wenigstens offen. Das gefiel mir.

»So?« sagte ich zunächst, um erst noch mehr zu erfahren.

»Jawohl! Dieses Gold und Geschmeide, meist Aschantihäuptlingen gehörend, ist ihnen von jenem Karl Algots abgenommen worden.«

»Abgenommen? Wie soll ich das verstehen? Dieses Wort hat einen eigentümlichen Klang.«

»Allerdings. Jener Knabe hat verstanden, den harmlosen Neger Gold und Goldeswert, am meisten Leibeschmuck, an dem sie eigentlich pietätvoll hingen, abzulocken, indem er den unwisenden Neger dafür wertloses Spielzeug anbot . . . «

»So?« fiel ich jenem spöttisch ins Wort. »Haben Ihnen diese harmlosen, pietätvollen Neger nicht auch erzählt, daß jener Knabe ihnen auf ihr Verlangen wilde Tiere zähmte und dressierte, ihre Söhne erzog,

[431]

wofür er ein Honorar zu verlangen hatte, und unter solchen Verhältnissen kein geringes?«

»Ganz gewiß. Und Karl Algots soll auch für seine Bemühungen den Verhältnissen entsprechend hoch bezahlt werden. Aber alles, was recht ist. Und daß er für elendes Spielzeug, das regelmäßig schon am anderen Tage zerbrochen war, den tausendfachen, den millionenfachen Wert annahm oder gar forderte, das war ein Unrecht. Kurz und gut: jetzt hat England diese Sache in die Hand genommen, und England hat nie ein Unrecht geduldet. Kurz und gut: Sie haben sämtliche Schätze, wie ich das alles zusammen nennen will, auszuliefern, sie werden nach England gebracht, und dann wird durch eine Kommission entschieden werden, wahrscheinlich sogar im Parlament, was den betrogenen Aschantis zurückzuerstatten und was jenem Knaben für seine Bemühungen davon einzuhändigen ist.«

Ich wäre doch bald herausgeplatzt, dem Sprecher ins Gesicht. Doch ich dachte, noch einen diplomatischen Schachzug zu machen.

Ach, hätte ich es doch nicht getan! Wäre ich doch lieber gleich bei der Wahrheit geblieben.

»Ja, das stimmt wohl alles, aber diese Schätze befinden sich nicht auf der Insel.«

»Wo denn sonst?«

»Karl Algots hat alles ins Meer versenkt, in einzelnen Portionen, an nur ihm bekannten Stellen. Auf dieser Insel ist absolut kein Geld oder Geschmeide oder ... «

Da prasselte es mit Wucht herab, und zwischen uns, die wir drei Schritte auseinander standen, lag ein geplatzter Ledersack mit Zepter und Krone und Stern und anderem Plunder, alles Gold und Diamanten und Elfenbein und Gott weiß was.

Oben am Schwebebaum, der noch nicht ganz herumgedreht gewesen, hatte noch solch ein Sack

[432]

gehangen, der Strick mochte gerissen sein, der Sack war gerade zwischen uns gestürzt, seinen kostbaren Inhalt wohlgefällig zeigend, und da brauchte man gar nicht nur an einen Teil zu denken – was man da zu sehen bekam, das genügte gerade, um schon von einem großen Schatze zu sprechen.

Na, ich war maßlos beschämt! Ich hatte doch gerade von »absolut kein Gold und Geschmeide« gesprochen. Da muß mich der Himmel so Lügen strafen! Mir wäre tausendmal lieber gewesen, der Goldsack hätte mich doch gleich totgeschlagen.

Im Leben werden ja noch ganz andere Notlügen gemacht – und nicht nur aus Not – im Kriege sind sie erlaubt, in der Diplomatie wird wahrscheinlich noch ganz anders geflunkert – aber ich war damals nun eben so ein eigentümlicher Kauz. Erschrocken war ich durchaus nicht, hatte mit keiner Wimper gezuckt – aber vor Scham mag ich rot wie ein gekochter Krebs geworden sein.

Da geschah etwas, was die Scham schnell von einem anderen Gefühl verdrängen ließ.

Der Lord und seine Begleiter waren natürlich erschrocken zurückgeprallt – dann standen sie da und starrten staunend diese glitzernden Kostbarkeiten an – und dann trat der Lord wieder einen Schritt heran, bückte sich, streckte die Hand aus, um das zuoberst liegende Stück, so ein diamantbesetztes Zepter, wie Karlemann schon dem Kididimo eines abgenommen hatte, aufzuheben.

Als ich diese Bewegung sah, da also erfaßten mich andere Gedanken.

Schnell setzte ich meinen Fuß auf dieses Zepter, beinahe hätte ich dem Lord, hätte er sie nicht rechtzeitig zurückgezogen, dabei auf die Hand getreten, und daß ich mir daraus nichts gemacht hätte, das sagte ich ihm auch.

»Hand weg!!« sagte ich also, oder ich mag mit  
[433]

meiner Bärenstimme auch ein bißchen gedonnert haben. »Jawohl, alle diese Schätze befinden sich hier auf der Insel. Noch zehnmal so viel. Und die gehören uns! Und ihr Engländer kriegt 'nen Dreck!«

Das war gut deutsch gesagt – wenn auch in englischer Uebersetzung.

Der Lord starrte mich wie geistesabwesend an, bis er sich wieder aufrichtete.

»Mister Richard Jansen, Kapitän von der ›Sturmbraut‹?«

Was wollte der Kerl, daß er noch einmal so fragte?

»Jawohl, das stimmt, das bin ich!«

Jetzt langte der in die Rocktasche, brachte ein Band zum Vorschein, legte es umständlich um seinen linken Oberarm.

»Wissen Sie, Herr Kapitän, was das bedeutet?«

»Nee!«

Es war eine blaue Binde, in der Mitte ein weißer Klecks und da drin wieder etwas Schwarzes.

»Das ist das Abzeichen, welches mir als englischem Offizier im Auslande das Recht gibt, Verhaftungen vorzunehmen. Jetzt bin ich englischer Kriminalbeamter.«

Ach so, ja! So etwas hatten wir auch einmal auf der Steuermannsschule zu hören bekommen, auch so eine Binde hatte man uns gezeigt, sie war von Hand zu Hand gegangen. Aber man kann doch nicht alles im Kopfe behalten Doch jetzt erinnerte ich mich wieder.

»Na und?«

»Sind Sie nicht aus dem Zuchthaus von Portland entsprungen?«

»Jawohl!« sagte ich, ganz fröhlich, oder ganz erstaunt.

Was wollte der Mann nur eigentlich von mir? Der hatte wohl plötzlich den Verstand verloren?

[434]

Mit einem Male fing ich zu lachen an.

»Ach Gott, jetzt geht mir ein Seifensieder auf – Männicken, Sie wollen mich wohl hier verhaften?!«

»Allerdings! Sie stehen hier auf englischem Boden und . . . «

»Na, nun lassen Sie sich aber nicht auslachen!!«

Er war auf mich zugetreten.

»Ich verhafte Sie im Namen der englischen . . . «

Bei diesem letzten Worte wollte er mir die Hand auf die Schulter legen. Das hätte der Unglücksvogel nun freilich nicht tun sollen.

Plötzlich war der junge Mann von der Galerie verschwunden, lag im Wasser, machte da Schwimmbewegungen.

Und ich konnte wahrhaftig nichts dafür. Das hatte ich wenigstens nicht gewollt! Ich hatte doch nur seine Hand beiseite geschoben – na ja, ich mag ein bißchen derb dabei gewesen sein – aber ihn gleich ins Wasser werfen, nein, das hatte ich wirklich

nicht beabsichtigt. Der arme junge Mann hatte heute entschieden seinen Unglückstag,

Na, nun war nichts mehr daran zu ändern. Er schwamm nach dem Boote hin, wurde von den Matrosen hineingezogen, und dann . . . »Setzt ab! Laß fallen die Riemen! Ruder an!!!« – fort ging es wieder.

Der pudelnasse Adjutant tat mir aufrichtig leid! Der mußte das nun doch alles seinen Vorgesetzten berichten, seine Kameraden, alle erfuhren es, diese Blamage . . .

Da machte der junge Lord leider noch eine eigene Dummheit dazu.

Als das Boot eben in die Wasserstraße einsteuern wollte, wandte sich der Lord noch einmal um, schüttelte die geballte Faust zurück

»Wehe!! Noch heute wird diese Insel in Grund und Boden geschossen!«

[435]

Seht, das hätte der junge Mann nicht noch rufen sollen. Er hätte lieber den Mund halten sollen.

Nun blieb ich ihm aber auch nicht die Antwort schuldig.

»Na, da schießen Sie mal,« rief ich ihm also nach, »schießen Sie nur nicht daneben!«

Und der Felsenkessel hallte wider von dem brüllenden Gelächter aus mehr denn sechzig Kehlen.

Es waren sicher nicht meine Worte, die so belacht wurden; das war doch gar kein Witz gewesen.

Indem ich den jungen Mann ins Wasser geworfen, hatte ich ihn blamiert, und ich wäre jederzeit bereit gewesen, ihn deswegen um Entschuldigung zu bitten. Jetzt zuletzt aber hatte er sich selbst blamiert, das war seine eigene Schuld,

Denn es war doch lächerlich, diese ganz aus einem einzigen Felsen bestehende Insel in Grund und Boden schießen zu wollen.

DER VERHÄNGNISVOLLE SCHUSS UND WEITERES, WAS ICH NICHT  
GEWOLLT HABE.

Nachdem das Boot wieder aufgenommen worden war, trennten sich die drei Schiffe. Das Kanonenboot – aber ein solches mit zwei Schornsteinen und hundertfünfzig Mann an Bord! – fuhr näher heran und legte sich dann quer vor den Ausgang der Riffstraße, während die beiden Korvetten in entgegengesetzter Richtung langsam um die Insel herum zu dampfen begannen, immer fleißig das Lot gebrauchend.

Ich betrachte mir eben, auf der Plattform in der Nähe der Leuchturmsinsel stehend, nach gehaltenem Mittagessen behaglich meinen silbernen Zahnstocher gebrauchend, das kolossale Panzerturmschiff, dieses Wunder der damaligen Zeit, dessen Bild und [436]

Beschreibung alle illustrierte Zeitungen füllten – da sehe ich von dem Turm aus ein Rauchwölkchen aufsteigen, und ehe ich noch den Knall höre, sehe ich schon den großen Vogel geflogen kommen.

Der weit entfernte Kanonendonner vermischte sich mit einem höllischen Prasseln und Knattern und Puffen in meiner dichten Nähe.

Aha, sie machten also Ernst! Richtig, die uns gegebene Frist von einer Stunde war ja auch gerade verstrichen. Sie wollten also wirklich die ganze Insel in Grund und Boden schießen!

Nun, damit hatte es noch gute Weile. Die Granate war an der Felswand zur Explosion gekommen, dicht unter mir, aber ich hatte nicht gemerkt, daß der Felsen auch nur im geringsten gewackelt hätte.

Nein, so ein von Gotteshand geschaffener Felsen ist doch etwas anderes als ein von Menschen zusammengekleistertes Mauerwerk! Wenn sie keine Verschwender waren, so sparten sie ihre Munition.

Aber sie taten es eben nicht. Der ›Prinz Albert‹ knallte weiter, und jetzt fing auch die andere Korvette, die ›Lady of Fife‹, welche unterdessen die andere Seite der Insel erreicht hatte, zu böllern an.

Ja, dann freilich mußten doch einige Vorsichtsmaßregeln getroffen werden. Niemand durfte sich mehr auf dem Plateau aufhalten, und dann war in Erwägung zu ziehen, daß eine Granate doch einmal ihren Weg durch eine Fensteröffnung finden konnte. Das wäre freilich nur Zufall gewesen, so genau schießt nicht einmal ein Chinese aus seiner ledernen Kanone, aber ... die Möglichkeit war eben doch vorhanden.

Ein Glück oder eine Gunst der Natur war es übrigens, daß die Wasserstraße zwischen den Riffen und Barrieren eine kleine Krümmung machte, welche genügte, um den Blick von draußen in den Hafen

[437]

zu versperren, und konnte man nicht hineinblicken, so konnte man doch auch nicht hineinschießen, denn die um die Ecke schießende Kanone war damals noch nicht erfunden.

Freilich konnten sie auch über die Steinwände oder über das ganze Felsplateau hinweg Granaten in den Hafen werfen, Mörser waren dazu gar nicht nötig, jedes andere Geschütz konnte nach und nach für einen Bogenschuß eingestellt werden.

Dann allerdings wäre vor allen Dingen meine ›Sturmbraut‹ gefährdet gewesen. Nun, da konnte man nichts ändern, das mußte man mit Ruhe abwarten.

So ein blindlings abgegebener Bogenschuß aber, wenn er treffen soll, will doch etwas heißen. Und außerdem schienen die Belagerer gar keine solche Absicht zu haben, sie betrachteten meine ›Sturmbraut‹ wohl schon als ihr Eigentum, das sie nicht beschädigen wollten, auf dem Plateau selbst war noch keine einzige Granate krepirt, sie böllerten nur immer gegen die Felswände, da vielleicht einen Fleck im Gestein als Ziel wählend, schossen nur

einmal ihre Geschütze ein, und das Kanonenboot sagte überhaupt nichts.

Aber ein Schuß durch eine der Fensteröffnungen konnte eben doch einmal möglich sein, und dort oben standen nicht nur die Geschütze, sondern dicht daneben befand sich auch die reichliche Munition, Pulverkartuschen und Granaten, und ich traute Neumanns Versicherung doch nicht recht, daß die explosions sicher untergebracht seien, dicht bei jedem einzelnen Geschütz, oder ich verstand seine Beschreibung nicht. Und wenn einmal so ein ganzes Munitionslager explodierte, dann freilich konnte das böse werden, dann konnte ein Teil der obersten Felsendecke in die Luft fliegen, abgesehen von den Stickgasen, die sich dann im Innern des ausgehöhlten Felsens entwickeln mußten.

Kurz, ich wollte das einmal besichtigen. Außer  
[438]

Neumann und einigen seiner Getreuen begleitete mich mein zweiter Ingenieur, der als ehemaliger Artillerieoffizier am meisten von der ganzen Kanoniererei verstand.

Nun, Neumann hatte recht. Karlemann oder seine Baumeister hatten die Munitionskammern in einer Weise angelegt, mehr ins Innere des Felsens hinein, daß eine Explosionsgefahr ganz ausgeschlossen war.

Da ich nun einmal hier oben war, wollte ich mir auch gleich die Geschütze ansehen, Karlemann hatte deren sechzehn, rund um den Felsen montiert, lauter mächtige Dinger – mit Kleinigkeiten ließ sich Karlemännchen ja niemals ein.

Das hier, bei dem ich gerade stand, war ein Fünfzehnzöller, welcher Zweiunddreißigpfünder schoß. Meine waren bedeutend kleiner – Zwölf- und Vierundzwanzigpfünder.

Und da durch die Geschützpforte war gerade so hübsch der ›Prinz Albert‹ zu erblicken, wie hinten und vorn und aus dem Panzerturm immer der Pulverrauch emporstieg.



Das mächtige Schiff sah von hier oben wie ein niedliches Spielzeug aus, das da unten auf dem blauen, spiegelglatten Wasser schwamm. Trotzdem bewegte es sich tüchtig, immer von einer Seite auf die andere, trotz der totenstillen See. Das machte der Rückstoß der Geschütze.

Als ich mir das so betrachtete, da juckt es mich doch plötzlich im Herzen und juckt es mich in den Fingerspitzen.

»Wir könnten den Engländern doch einmal zeigen, daß auch wir Geschütze haben,« sage ich.

»O ja, das können wir.«

»Na, da wollen wir das Ding doch einmal laden.«

Gut! Neumanns Gesellen bringen auf einer

[439]

kleinen Schubkarre Kartusche und Granate angefahren, sie exerzieren wie die ausgebildeten Artilleristen, die Abreißschnur wird in den Zünder gehakt, alles ist fix und fertig zum Abfeuern, nur auf die Entfernung muß das Geschütz noch eingestellt werden, ehe das Zielen losgeht, wovon bekanntlich bei der ganzen Schießerei das Treffen abhängt, und was daher die Hauptsache sein soll.

»Na, Kienock, wie weit schätzen Sie denn die Entfernung?« fragte ich meinen zweiten Ingenieur. »Tausend Meter, was?«

»Es dürfte näher sein. Haben Sie nicht ein Biometer hier, Herr Neumann?«

Der kleine Igel wußte gar nicht, was ein Biometer ist – ich aber auch nicht.

Es ist ein Instrument, ein Fernrohr, welches, wenn es in einer gewissen Weise eingestellt wird, die Entfernung des betreffenden Gegenstandes bis auf einen Meter angibt. Da es aber ganz fest stehen muß, kommt es nur bei der Festungs- und Feldartillerie in Betracht, auf dem Schiffe ist es ganz unbrauchbar, dieses ist doch immer etwas unruhig, und so hatte auch ich kein Biometer an Bord gehabt.

»Sie meinen, es sind keine tausend Meter?«

»Sicher nicht. Höchstens neunhundert. Stellen Sie das Visier darauf ein. Dann können Sie ja bei jedem Schuß, wenn die Kugel aufs Wasser schlägt, die Entfernung verbessern.«

Ich aber dachte anders, wie wir gleich sehen werden; ich selbst schätzte die Entfernung auf weniger als tausend Meter, und dennoch stellte ich das Visier auf die Tausend ein – aus einem Grunde, den wir gleich sehen werden.

Kienock schien das nicht bemerkt zu haben, sonst hätte er mich doch gleich auf meinen vermeintlichen Irrtum aufmerksam gemacht.

[440]

»Diesem Panzerschiffe ist nun freilich nichts anzuhaben,« sagte er statt dessen, während ich in gebückter Stellung visierte. »Wenigstens nicht mit diesem Kaliber. Das sind die allermodernsten Panzerplatten, ungeheuer dick, auf ganz besondere Weise gehärtet – die haben ganz andere Proben bestanden als nur mit einem Zweiunddreißigpfünder.«

»Meinen Sie?« fragte ich, nur so, um etwas zu sagen, immer noch visierend, mit der Hand winkend, wodurch ich von den Jungen das Geschütz tiefer und höher schrauben ließ. Auch ich verstand ja schon etwas vom edlen Geschützexerzieren.

»Sicher. Und selbst wenn die Granate trifft und ein Loch unter Wasser reißt, hätte das nicht viel zu bedeuten.«

»Wieso nicht?«

»Das ganze Schiff ist in wasserdichte Kammern eingeteilt.«

»Also wie die ›Great Eastern‹.«

»Ja, aber gleich in zweiunddreißig Kammern. Und ein einziger Druck auf einen Knopf, der sich auf der Kommandobrücke befindet, genügt, um sämtliche Schotten gleichzeitig zu schließen. Elektrisch!«

»So so. Na – na,« – jetzt hatte ich das Schiffchen schon im Visier! »Höher, noch ein bißchen höher – so – so . . . «

»Halten Sie auf das Hinterteil – die Maschine ist ganz hinten angebracht – das ist auch die empfindlichste Stelle,« rief Kienock.

»I wo, ich werde doch nicht das schöne Schiffchen . . . «

»Ja, Herr Kapitän,« rief da Kienock erstaunt, »Sie haben ja doch auf tausend Meter eingestellt! So weit ist das keineswegs!«

»Na ja, was denken Sie denn von mir,« entgegnete ich gutmütig, »ich werde doch das schöne

[441]

Schiffchen, das an die zehn Millionen Taler gekostet hat, nicht kaputt machen.«

Erstaunt blickte mich Kienock an. Doch sein Staunen verging schnell. Er kannte meinen Charakter ja zur Genüge.

»Aber einen tüchtigen Puff könnten Sie ihm doch wenigstens beibringen, damit die merken, daß auch wir scharf schießen können.«

»Nun, da genügt ja schon, wenn ich ihnen eine Granate über den Kopf schicke, dann werden sie sich bald weiter zurückziehen, daß sie einem nicht so die Ohren vollböllern. Aber dieses schöne Turmschiffchen anschießen – nee, Kienock, nee, is nich bei mir zu machen. Und es hätte ja gar keinen Zweck, Sie sagen es doch selbst.«

So sprach ich – und ich brauche wohl nicht erst zu versichern, daß es aus ehrlichstem Herzen kam. Ich war damals eben eine Seele von einem Menschen, die personifizierte Gutmütigkeit selbst.

»Halt, brrrr!« kommandierte ich dann, nicht gerade reglementsmäßig. Das Schließen der winkenden Hand zur Faust zeigt der Bedienungsmannschaft an, daß das Ziel gefunden ist.

[442]

Und nun ein Ruck an der Reißleine, ich sprang vor dem zurücksausenden Geschütz zur Seite und . . .

Herrgott im Himmel, war das ein Krachen in dem engen Felsengewölbe! Und dieser Pulverqualm!

Die beiden Ingenieure hatten schon etwas von der Artilleriekunst verstanden, als sie diese Gänge als Batterie anlegten, für Abzugskanäle war genügend gesorgt, und trotzdem mußten wir schnell an die runden Fenster springen und den Kopf hinausstecken, wollten wir nicht ersticken.

Uebrigens hat auch die in den Felsen gehauene Festung von Gibraltar, mit mehr als tausend Geschützen armiert, die zum größten Teil in Ketten hängen, Batterien, welche ganz unverwendbar sind, die Bedienungsmannschaft würde in den Pulvergasen ersticken, zumal bei Südwestwind.

Also auch ich steckte meinen Kopf schnell durch ein Abzugsfenster.

»Da – da – da – da!!« schrie Kienock aus dem benachbarten Fenster. »Was ist denn das?!«

»Nicht möglich!« hauchte ich, und ich fühlte, wie eine eiskalte Todesfaust an mein Herz griff.

Ich hatte das, was ich nicht glauben wollte, doch selbst gesehen! Denn solch ein aus der Kanone geblasener Vogel durch-eilt gar schnell die Luft, weit, weit schneller als der Schall, der doch schon 380 Meter in der Sekunde macht – und so hatte ich noch beobachten können, ganz deutlich, wie die Granate dicht vor dem ›Prinz Albert‹ aufgeschlagen war, ganz dicht, das Wasser hatte eben noch etwas aufspritzen können – vorn in der Nähe des Mittelmastes – ein Unterwasserschuß – und da begann auch schon das Vorderteil des Panzerkolosses hinabzugehen, schneller und immer schneller!

Was soll ich sagen? Wie soll ich es schildern?

Die Augen genügten, um alles bis ins kleinste beobachten zu können, und sie schauten Schreckliches!

[443]

Das Vorderteil ging hinab, hinten hob sich das Schiff. Und plötzlich wimmelte das ganze Deck von Menschen in wirrem

Durcheinander, alles stürzte nach dem Hinterteil, das sich jetzt mehr hob.

Auf der Kommandobrücke etwas wie ein wilder Kampf um irgendeinen Gegenstand.

Und dann ein Brüllen des Entsetzens.

»Die Schottendichtung versagt!!! Das Schiff sinkt!!! Heizer an Deck!!! Klaaar bei allen Booten!!!«

Bis hierher hörte ich es. Oder gaukelten es mir meine Ohren nur vor, weil ich ahnte, schon wußte, was dort passiert war? Sprachrohre konnten es in der klaren Luft auch wirklich bis hierhertragen.

O, wie soll ich schildern, was meine vor Schreck und Entsetzen weit aufgerissenen Augen erblickten?

Die Nase des Schiffes war schon im Wasser verschwunden, und jetzt begann auch der ganze übrige Rumpf sich zu senken, schneller und schneller und immer schneller.

In fieberhafter Hast wurden die Boote ausgeschwungen, die Matrosen sprangen hinein, gar nicht mehr an ein Hinablassen denkend, sie nur von allem Tauwerk befreiend und dann zum muskelsprengenden Ruderschlag bereit, um noch rechtzeitig aus dem furchtbaren Strudel herauszukommen.

Und dann aus Luken hervorstürzende rußige Gestalten, ebenfalls in die Boote springend.

Und dazwischen durch das Sprachrohr gedonnerte Kommandos, gellende Bootsmannspfeifen.

Denn das muß man den Engländern lassen – Seeleute Klasse Eins A. Sollen sie auch nicht, diese Inselsöhne, die schon seit Jahrhunderten alle Meere beherrscht haben!

Ich bekam es hier zu sehen. Die Verwirrung war nur eine scheinbare – oder war sie vorhanden

[444]

gewesen, so hatten Kommando und Bootsmannspfeife sofort wieder Ordnung hineingebracht.

Jeder Mann in das ihm zugewiesene Boot! Keine Ausnahme! Es ging alles glatt wie am Schnürchen.

Wäre nicht gerade ich es gewesen, der dies alles verschuldet – dieses Rettungsmanöver wäre für mich ein erhebender Anblick gewesen.

Aber so!

Und da ging der ›Prinz Albert‹ mit seinen 10 000 Tonnen hinab – nun lugte noch der Turm hervor, dann war auch dieser weg – und dann verschwanden die Mastspitzen . . .

Das Wunder der modernsten Schiffbaukunst war nicht mehr!

Ein einziger Schuß hatte es vernichtet!

Und ich war es gewesen, der diesen Schuß abgegeben hatte! –

–

Und ich sollte etwas vielleicht noch Furchtbareres zu schauen bekommen, durch meine Schuld hervorgerufen – furchtbar in nur ganz anderer Weise.

Was ist furchtbarer: wenn man sieht, wie ein spielendes Kind totgefahren wird, oder wenn man dabeisein muß, wie der Tod des Kindes der Mutter gemeldet, ihr das tote Kind gebracht wird? Ich glaube wohl, das letztere.

Gegen zwanzig Boote waren es, welche auf der jetzt schäumenden Wasserfläche schwammen, und wenn die ganze Besatzung glücklich hineingekommen und kein Boot mit hinabgezogen worden war, so mußten es etwa neunhundert Mann sein, die plötzlich ihr Schiff verloren hatten, innerhalb von fünf, von drei Minuten!

Der ›Prinz Albert‹ hatte sich nördlich von der Insel befunden, die ›Lady of Fife‹ lag südlich, das Kanonenboot östlich vor der Hafeneinfahrt.

Keines dieser beiden anderen Schiffe ahnte

[445]

etwas von dem, was unterdessen auf der Nordseite passiert war.

»Die ›Lady of Fife‹ schoß nach wie vor Granaten an unsere Felswand, auf dem Kanonenboot, dem ›Lizzard‹, wusch die Mannschaft an Deck gerade ihre Eßschüsseln aus, auf der Kommandobrücke spazierten die Offiziere hin und her, manchmal durch Fernrohr und Krimstecher nach der Insel blickend.

Alles sorgloser Friede, wenn auch zum Kampfe gerüstet.

Da kommt hinter der Felsenecke ein Boot hervorgerudert, fünfzig Mann darin.

Die Offiziere auf der Kommandobrücke stutzen.

Ja, was ist denn das?! Sind das nicht englische Kriegsschiffsmatrosen? Wie kommen denn die hierher?

Und da kommt ein zweites Boot hervor, ein drittes, ein viertes

...

Und da sehe ich, wie auf der Kommandobrücke des Kanonenbootes der eine Offizier, der mit den meisten Streifen, also wohl der Kommandant, langsam die Arme hebt, immer höher – und wie er sie hebt, so sinkt er langsam zusammen – immer tiefer – bis er auf den Knien liegt, die Arme zum Himmel erhoben – und meine geistigen Ohren vernehmen sein flüsterndes Stöhnen bis hierher:

»Gerechter Gott – die ganze Mannschaft des ›Prinz Albert‹ – in den Booten! – der Stolz Englands ist gesunken!!!«

Und dann sehe ich weiter, wie der erste Kutter das Kanonenboot erreicht hat, ein Offizier, die Aermel ganz mit Goldstreifen bedeckt, klettert die wenigen Sprossen des Fallreeps empor – wohl hatte er schon graue Haare, aber als ich ihn vorhin auf der Kommandobrücke der Panzerkorvette beobachtet habe, da war er noch ein rüstiger Mann gewesen, elastisch in jeder Bewegung – und jetzt plötzlich ist er ein gebrochener Greis, der kaum noch die wenigen Sprossen

[446]

hinauf kann – taumelnd wankt er über Deck – der Kapitän eilt von der Kommandobrücke herab, fängt ihn auf – sie liegen einander

an der Brust, die beiden befreundeten Waffengefährten – ich höre ihr leises Weinen bis hierher . . .

»Die mir anvertraute Panzerkorvette, der Stolz Englands, der ›Prinz Albert‹ ist gesunken! In den Grund geschossen! Von dem dort oben – von Richard Jansen, von dem Kapitän der ›Sturmbraut‹!«

Sagt das der gebrochene Greis, Lord Renington, wirklich?

Die Entfernung ist so groß, und doch gellt es mir ganz deutlich in die Ohren. Noch heute! – –

Daß ich mich schon oben auf der Plattform befand, wußte ich gar nicht. Sonst hätte ich ja aber auch nicht nach der anderen Seite hin beobachten können.

Und da sah ich Tischkoff stehen, mit einem Fernrohr nach dem Kanonenboote blickend.

»Bei Gott, Tischkoff, das habe ich nicht gewollt!« stöhnte ich.

Er schob das Fernrohr gelassen zusammen und blickte mich ebenso an.

»Was wollen Sie denn? Sie machen sich wohl, gar Vorwürfe? *Nonsense!* Sie sind doch manchmal wirklich ein kurioser Kauz. Haben die uns nicht auch beschossen? Und im übrigen ist Ihnen England großen Dank schuldig. Ich habe ja gleich gesagt, daß der ›Prinz Albert‹ nichts taugt. Die unteren Panzerplatten sind viel zu schwach gewesen und sind überhaupt gar nicht geprüft worden. Und die Kommission, die dieses Kriegsschiff abgenommen hat, war einfach bestochen. Das aber ist der Fluch, wenn man für den Bau solch eines Kriegsschiffes zwischen Privatwerften ein Konkurrenzausschreiben macht und es dann womöglich der billigsten übergibt. Daß so etwas nicht wiederkommt, daran sind Sie schuld,

[447]

mit einem einzigen Schusse. Faktisch, Kapitän Jansen, Sie haben den Stein endlich ins Rollen gebracht, England ist Ihnen nur Dank schuldig. Und die ganze Schottenvorrichtung versagt! Es ist ja ein



unerhörter Skandal! Nun denken Sie bloß mal an, wenn so etwas während einer richtigen Seeschlacht passierte, das Admiralsschiff sackt durch einen einzigen Schuß innerhalb dreier Minuten weg! Die Schlacht ist verloren, die Zukunft des ganzen Landes kann bedroht sein. Ein Glück für England, daß dieser verhängnisvolle Schuß einmal so hier nebenbei im Frieden gefallen ist, wo es weiter keine bösen Folgen hat. Was ist denn weiter dabei? Ein paar Panzerplatten und einige Geschütze sind weg. Ein paar Menschenleben. Bah! Dafür sind wir Seeleute. John Bull stampft auf die Erde und hat ein Dutzend anderer solcher Panzerschiffe, aber gebrauchsfähiger als dieses jämmerliche Kinderspielzeug.«

So sprach Tischkoff.

Ja, dieser Mann wußte zu sprechen. Gerade in seiner ruhigen, freundlichen Weise wirkte es doppelt mächtig.

Statt des bisherigen Entsetzens bemächtigte sich meiner plötzlich eine wilde Lustigkeit.

»Na, bedanken wird sich England wohl nicht bei mir!« lachte ich.

»Nein, das allerdings nicht. Ich sprach auch nur von Dank schuldig sein. Nicht jede Schuld wird ja beglichen.«

»Und jetzt bin ich vogelfrei.«

»Ja, das sind Sie. Jetzt ruht England nicht eher, als bis es Sie beim Schlafittchen hat. Sprechen Sie Malaiisch, Herr Kapitän?«

Ich verneinte verwundert. Was hatte das mit meiner Sicherheit zu tun, daß ich Malaiisch können sollte? Fand ich vor dem allmächtigen England etwa Schutz in Holländisch-Indien?

[448]

»Hm. Schade! Hm,« brummte da mein Kommodore nachdenklich. »Mit Goliath habe ich schon gesprochen. Der kennt es auch nicht. Es handelt sich nämlich um einen Ausdruck in der malaiischen Sprache – na, ich lasse es einstweilen aus, werde schon noch daraufkommen, muß es einmal beschlafen.«

Und Tischkoff ging davon, stieg hinab, vergrub sich wieder zwischen seinen Schweinslederbänden.

Ich mußte ihm nachlachen. Ich balge mich hier mit meinen Gefühlsempfindungen herum, und der hat mich wohl nur aufgesucht, um mich zu fragen, ob ich ihm ein malaiisches Wort übersetzen könnte!

Und meine Leute?

Ach, ich Narr, daß ich von mir selbst immer auf andere schloß! Meine Jungen waren ganz außer dem Häuschen.

»Unser Käpt'n hat den ›Prinz Albert‹ in den Grund geschossen – mit einem einzigen Schusse – so was kann doch nur unser Käpt'n – hip hip hurra für unsern Käpt'n!«

So wurde ich empfangen, und Madam Hullogan wollte durchaus mit mir irisch Jig tanzen, trat mir schon ein paarmal mit ihren Seestiefeln gegen die Schienbeine.

Zum ersten Male verweigerten mir meine Jungen den Gehorsam – sie wollten nicht aufhören zu jubeln. Endlich hatte ich sie doch zur Ruhe gebracht.

»Hört, Jungens – zunächst sitzen wir hier in der Falle . . . «

»Wir segeln die beiden anderen heute nacht einfach auch noch über den Haufen,« wurde geschrien.

»Und dann sind wir vogelfrei.«

»Käpten, das sind wir doch schon lange!«

»Na, endlich vogelfrei!« setzte noch Mahlsdorf mit einem Seufzer der Erleichterung hinzu.

»Ja, aber wir werden kein Plätzchen mehr auf  
[450]  
der Erde finden, wo man uns nicht verfolgen wird, und nicht nur von England aus.«

»Auf der Erde? Na, dann bleiben wir eefach auf'm Wasser. Wir haben doch auch unsern Klabautermann an Bord,« war die vernügte Antwort.

Na, wenn freilich die Sache so stand, da konnte ich mir eine lange Rede ersparen.

Und meine nächsten Worte, die ich sprach, die Augen zum Himmel gerichtet, die waren:

»Am Fockmast schwabbelt wieder ein Zeising, ihr Himmelhunde!! Stürmann, seid Ihr hier an Bord eines klargetakelten Schiffes oder wäht Ihr Euch in einem Schweinetrog?« – –

Auch die ›Lady of Fife‹ war von dem Unglück ihres gepanzerten Schwesterschiffes benachrichtigt worden.

Neue Szenen des Jammers! Schrecklich, wenn solch stahlharte Männer jammern. Das ist noch etwas ganz anderes als der Ausdruck des Schmerzes eines Weibes.

Auch dies beobachtete ich – doch jetzt war ich schon gefeit.

Dann dampfte die Korvette mit dem Kanonenboote, die getretete Mannschaft zwischen sich verteilt habend, nach der Küste zu ab. Kein einziger Schuß wurde mehr abgegeben. Aber wir sahen geballte Fäuste schütteln.

Und verlassen wollten sie uns auch nicht. Die Entfernung von der Insel wurde nur auf eine Seemeile vergrößert, dort blieben sie wieder liegen, die Hafeneinfahrt im Auge behaltend.

Ja, mein einziger Schuß hatte ihnen Respekt eingeflößt. Er war ja auch danach angetan gewesen.

Dann sahen wir ein Boot, wohl eine Dampfpinasse, abgehen, wirklich nach der Küste. Dort mochten noch andere Kriegsschiffe liegen, vielleicht auch suchte sie einen englischen Hafen auf.

[451]

Was die Engländer sonst vorhatten, wie sie gegen uns vorgehen wollten, wußten wir natürlich nicht. Die beiden Schiffe blieben ruhig dort liegen, gaben keinen Schuß mehr ab, wenn er uns wohl auch noch erreicht hätte. Sie lagen da wie die Katze vor dem Mauseloche. Und daß die uns nicht locker ließen, das war nun sicher!

Der Nachmittag verging.

Wir hatten absolut nichts mehr zu tun. Volle Dampfspannung, auch die siebenunddreißig Jungen waren schon an Bord der ›Sturmbraut‹ untergebracht. Essen und schlafen. Natürlich mit Ausnahme der Wachen.

So brach die Nacht an. Plötzlich, wie immer in diesen Breiten. Innerhalb von fünf Minuten war aus klarer Tageshelligkeit die schwärzeste Finsternis geworden. Da darf man wohl schon von ›plötzlich‹ sprechen.

Und dort, wo wir vor fünf Minuten noch die beiden Schiffe hatten liegen sehen, sollten jetzt die weißen Toplaternen, die farbigen Seitenlichter und die vielen Bollaugen leuchten.

Aber von alledem nichts! Was jedem Handelsschiff bei schwerster Strafe verboten, nämlich bei Nacht die Lichter und Feuer zu löschen oder nur zu verdecken, kann sich ein Kriegsschiff leisten. Zumal wenn es sich wirklich auf dem Kriegspfade befindet.

Und wer vogelfrei ist, der Desperado zur See, kann es sich ebenfalls leisten!

Weshalb hatten die beiden Kriegsschiffe die Lichter gelöscht? Weil sie etwas gegen uns vorhatten.

Da hieß es schnellstens handeln! Gerade jetzt war die günstigste Zeit, jetzt, da der Gegner noch weit entfernt war.

Ehe die Kriegsschiffe die Seemeile zurückgelegt haben konnten, mußten wir schon draußen sein, und dann mit Volldampf . . . ahoi, auf das weite Meer

[452]

hinaus, in die weite Welt hinein – freie Seezigeuner wie vorher – nur nicht mehr so gemütlich – gehetzte Seewölfe, Hyänen des Meeres.

Alles war bis ins kleinste vorbereitet. Und Karlemanns kleine Bande war auch für die finsterste Nacht einexerziert. Alles klappete, stets war der Korkfänder am richtigen Platze, die Taue gingen von Hand zu Hand.

Wie ein gespenstisches Ungetüm einer phantastischen Einbildung schwebte die ›Sturmbräut‹ durch die von Riffen begrenzte Wasserstraße. Kein Knirschen, kein Plätschern, kein Laut.

Da ein Knall, gar nicht so stark, keine hundert Meter zu hören – nur in dieser Todesstille wie ein Kanonenschuß wirkend.

Eine zu straff gespannte Trosse war gebrochen – oder gerissen, wie man auf dem Lande sagt, ein Tau. Es wurde durch ein neues ersetzt.

Wie lange dauerte es? Noch so gedeckt, wagte ich doch kein Streichholz anzuzünden, um nach der Uhr zu sehen. Für mich eine Ewigkeit, in Wirklichkeit vielleicht drei Minuten.

Und dann ging es weiter. Und dann waren wir draußen, hatten die Barrieren hinter uns.

Tief aufatmend stand ich auf der Kommandobrücke. Gottlob, es war geglückt! Vor uns lag für uns Vogelfreie das freie Meer!

Ich zischte in das Sprachrohr hinein. Das einmalige Zischen war für den ersten Ingenieur, welcher unten schon lange mit dem Ohre am Sprachrohr stand, das ausgemachte Zeichen für sofortigen Volldampf, für volle Kraft.

Der Maschinist zischte zurück und drehte den Hebel.

Leise begannen die eisernen Planken zu zittern, leise hörte man die Maschine pfauchen.

Man kann sofort vollen Dampf geben, aber  
[453]

natürlich nicht sofort volle Fahrt oder volle Kraft erreichen. Das muß nach und nach gesteigert werden.

Viertel Kraft – halbe Kraft – dreiviertel Kraft – volle Kraft mit voller Fahrt und ...

Und da ein Krach, ein Schmettern, Prasseln und Splittern ...

Und dann ein gellendes Heulen und Brüllen von Hunderten von Menschen ...

Und dann ein blendendes Licht, von einem Scheinwerfer ausgehend, Magnesiumlicht oder gar schon elektrisch.

Dieser Scheinwerfer befand sich an Bord der ›Lady of Fife‹, und was er beleuchtete, das waren die zwei Hälften eines Schiffes, die im nächsten Augenblick im Wasser verschwanden – und dann Holztrümmer und dazwischen schwimmende Menschen.

»Der ›Lizzard‹ ist gerammt worden!!!« gellte der Schrei.

Ja, wir hatten das englische Kanonenboot übersegelt.

### VOGELFREI!

Freundlich lag mit goldenem Scheine die Morgensonne auf Deck der ›Sturmbräut‹, und Tischkoff betrat es zu seinem gewöhnlichen Spaziergang.

»Mr. Tischkoff, jetzt muß ich Sie einmal sprechen!«

Ich war eisern – und er lächelte mich gutmütig und überlegen wie immer an.

»Aber, mein lieber Kapitän, ich bin für Sie doch immer zu sprechen!«

Na, das hatte ich bisher nun weniger gemerkt.

»Was gibt es denn? Eine schlechte Nacht gehabt? Sie sehen ja recht verdrießlich aus.«

Verdrießlich! Hahaha! Da mußten ja alle Teufel der Hölle mitlachen!

[454]

»Wissen Sie eigentlich, Mr. Tischkoff, was heute nacht passiert ist?«

»Nein, was denn?«

Himmelbombenelement noch einmal!!

»Wir haben das Kanonenboot gerammt, übersegelt, glatt durchgeschnitten.«

»Ach so, ja, das weiß ich. Wenigstens daß wir ein Schiff rammten. Der Stoß war ja tüchtig genug, und dann hörte ich auch das Schreien. Ja, das habe ich gemerkt.«

O, daß doch jeder gute Mensch solch eine Seelenruhe haben möchte!

»Welches von den beiden Schiffen haben Sie denn gerammt?«  
Also auch das wußte er noch nicht, hatte sich noch gar nicht darum gekümmert!

»Den ›Lizzard‹, das Kanonenboot.«

»So so. Nicht wahr, es war gleich, nachdem Sie aus der Wasserstraße heraus waren?«

Ich schilderte kurz.

»So so. Also glatt durchgeschnitten?«

»Glatt in zwei Hälften.«

»Und Ihre ›Sturmbraut‹? Bedeutende Havarie gehabt? Daß sie noch seetüchtig ist, merke ich ja.«

»Ja, Mr. Tischkoff, es geschehen noch immer Zeichen und Wunder.«

»Das weiß ich. Vielleicht mehr, als die aufgeklärte Menschheit denkt. Aber wieso ein Wunder in Ihrem Falle?«

»Die ›Sturmbraut‹ hat auch nicht den geringsten Schaden erlitten!«

»Bah,« schnalzte mein Kommodore verächtlich mit den Fingern, »Ihre ›Sturmbraut‹ ist bester Stahl, und dieses sogenannte Kanonenboot mit Panzerung war nur morsches Holz mit etwas Stahlblech daraufgenagelt. Wiederum sollte Ihnen England dafür dankbar sein, daß Sie dieses elende Fahrzeug endlich  
[455]

aus der Welt geschafft haben. England sollte überhaupt einmal tüchtig mustern und ausrangieren, sonst könnte sein Stolz einmal gedemütigt werden. Also gar keine Havarie gehabt?«

»Gar nichts. Oder wenn ich ganz pedantisch sein will: in der Pantry sind zwei Teller zerbrochen.«

Tischkoff betrachtete seinen Aermel und schnipste von dem feinen, blauen Tuche ein Stäubchen weg.

»In der Pantry? So. Apropos, da fällt mir ein – auch kein Mann zu Schaden gekommen?«

»Kein einziger Finger gequetscht.«

»Dann ist also auch noch der Steward zu haben. Ich dachte nämlich, weil ich vorhin mehrmals vergeblich klingelte . . . «

»O, ich bitte um Entschuldigung – ich selbst habe den Steward mit einem Auftrage in die Proviantkammer geschickt, ich werde ihn sofort holen lassen.«

»Dann sagen Sie ihm doch gleich, bitte, er möchte meine Segeltuchschuhe gipsen, ich will sie dann anziehen.«

Sprach's und wandte sich, um seinen Spaziergang fortzusetzen. Also daß seine Schuhe tadellos weiß waren, das war ihm jetzt die Hauptsache!

Aber ich vertrat ihm zum zweiten Male den Weg.

»Nein, Mr. Tischkoff, ich muß Sie doch noch verschiedenes fragen!«

»Aber bitte, Herr Kapitän, ich stehe doch immer zu Ihrer Verfügung,« antwortete er lächelnd ebenso zum zweiten Male, nur mit einem Nachsatze: »Mit Ausnahme, wenn ich . . . nun, Sie wissen schon. Mit was kann ich denn dienen?«

»Ja, Mr. Tischkoff, was soll nun aus uns werden?«

»Ja, Herr Kapitän, das müssen doch Sie wissen.«

[456]

»Wir sind vogelfrei.«

»Das glaube ich wohl.«

»Bald wird nicht nur jedes englische Kriegsschiff, sondern auch jedes andere, sobald es die ›Sturmbraut‹ erblickt, auf uns Jagd machen.

»Daran ist nicht zu zweifeln.«

»Auf meine Festnahme oder meine Vernichtung wird England eine Prämie setzen.«

»Ohne Zweifel.«

»Und ist diese Prämie hoch genug, daß es sich lohnt, so dürfte es bald Abenteurer zur See genug geben, aber auch sonst ganz friedliche Handelskapitäne, die sich ganz darauf legen, auf mich Jagd zu machen, um sich diese Prämie zu verdienen.«



»Das ist sehr wohl möglich.«

»Und, Mr. Tischkoff, unter solchen Verhältnissen wollen Sie noch bei mir an Bord bleiben?

Es mußte ein ehrliches Staunen sein, mit dem mich dieser seltsame Kauz anblickte.

»Ja, warum denn nicht?! Oder wollen Sie mich gern los sein?«

»Ganz im Gegenteil; aber, wie gesagt, wir werden bald wie die wilden Tiere von allen Seiten gehetzt werden.«

»O, das wäre zu Lande etwas ganz anderes, aber an Bord empfindet man ja so etwas gar nicht, da sitzt man bequem in seiner Kabine und geht an Deck spazieren.«

»Und doch dürften wir es bald empfinden. Ich darf ja keinen Hafen mehr anlaufen. Woher soll ich Proviant bekommen?«

»Ja, mein lieber Herr Kapitän, das freilich ist Ihre Sache! Sie werden schon etwas zu essen bekommen, und ich bin mit allem zufrieden. Wenn ich nur meine Ruhe habe, und ich habe mich hier nun so hübsch eingewöhnt . . . «

»Zum Teufel noch einmal!« wurde ich jetzt aber

[457]

doch etwas ungeduldig, obgleich ich dabei lachen mußte. »Wissen Sie denn nur wirklich gar nicht, wo ich hinaus will?«

»Nein.«

»Nun, Sie haben doch gesagt, Sie wollen mein Kommode sein, ich soll mich Ihrer Führung anvertrauen, ich würde nicht schlecht dabei fahren, ich könnte Sie jederzeit um Rat fragen. Also nun einmal heraus damit!«

So hatte ich zu Mr. Tischkoff noch nie gesprochen. Ich hatte ihn ja förmlich angeschnauzt.

Und es half! Vorläufig genügte mir, daß er ein ›Hm‹ brummte und die Hand sinnend ans Kinn legte. Er dachte nach. Doch schon etwas erreicht! Und es sollte denn auch kommen – wiederum etwas völlig Unerwartetes. Er war und blieb eben der Mann der Ueberraschungen.

»Hm. Auf seiten der Konföderierten gegen die Union zu kämpfen, dazu haben Sie wohl keine Lust? Denn dort werden Sie jetzt doch mit offenen Armen aufgenommen.«

Jetzt wurde er kurz und bündig. Wie er in alles schon eingeweiht war, darüber mich zu wundern, hatte ich jetzt keine Zeit.

»Nein, ich möchte nicht zu den Sklaventreibern gehalten haben, es würde später meine Erinnerung an frühere Zeiten für immer trüben.«

»Ganz meine Ansicht. Uebrigens haben Sie sich da sehr gut ausgedrückt. Hm. Und auf seiten der Union?«

»Kennen Sie denn nicht den Fall von Charleston?«

»Ich weiß alles.«

Noch immer wunderte ich mich nicht. Schließlich konnte er es ja auch nachträglich erfahren haben, nur nicht von mir.

»Na, die Union würde mich nicht schlecht empfangen!« mußte ich lachen.

[458]

»Ja, da haben Sie recht, das ist auch nichts. Und trotzdem können Sie für die Union gegen die Sklaventreiber kämpfen.«

»Ohne Kaperbrief – gesetzt überhaupt den Fall, daß die Union einen solchen ausstellt?«

»Ohne Kaperbrief.«

»Das ist dann offene Seeräuberei. Da würde ich sogar von der Union gehangen werden. Dann könnte ich ebenso gut irgendein anderes Handelsschiff angreifen.«

»Ganz und gar nicht. Sie fahren eben unter nordamerikanischer Flagge – oder unter englischer – lassen sich von einem konföderierten Kaper angreifen – und Sie kapern wieder den Kaper. Ist das nicht ganz einfach? Notwehr ist doch natürlich erlaubt, und dann kann es Ihnen doch auch nie an Proviant fehlen.«

Sprach's und ging davon.

Und ich starrte ihm nach.

Weiß Gott, das war eine Idee!! So einfach, und ich war nicht selbst darauf gekommen! Aber so ist es ja immer mit den allereinfachsten Ideen!

Daß ich später doch noch von allein darauf gekommen wäre, davon will ich lieber nicht sprechen, sonst würde ich zu jenen gehören, welche ebenfalls ein Ei stehen lassen können – wenn sie es einmal gesehen haben.

Vor allen Dingen hatte ich jetzt ein bestimmtes Ziel. Das war an sich schon viel wert. Es ging nordwestlich auf die Küste von Nordamerika zu. Erst mußte ich doch wissen, wie es dort oben stand.

Im Laufe des Tages kamen mir zwei Schiffe in Sicht, die mir aber nichts erzählen konnten. Ein drittes dagegen meldete mir auf Anfrage:

»Union hat Konföderation Krieg erklärt. Kalifornien zur Union übergetreten. Kriegsflotte hält zur  
[459]

Union. Dampft nach Süden. Unionistischer General Jackson von General Santa Palo bei Rio Pino vollständig geschlagen. Linienschiff ›Tennessee‹ von konföderierten Kapern genommen.«

Na, da war es ja schon losgegangen. Und das sah ja für die Nordstaaten nett aus. Auf See ein Linienschiff und zu Lande eine Schlacht verloren.

Den Rio Pino konnte ich auf der Karte nicht finden. Doch was ging mich überhaupt die Landwirtschaft an? Und die Lage zur See auch nur insoweit, als ich selbst dabei in Betracht kam. In so etwas bin ich nun wieder Egoist bis zur Fingerspitze.

Jedenfalls aber würde mich die Union ganz gut brauchen können, mit oder ohne Kaperbrief. Wenn ich nur recht viele konföderierte Kaper unschädlich machte. Ich wurde sozusagen Kontra-Kaper.

Im Laufe der Tage erhielt ich noch mehrmals von Schiffen Mitteilungen vom Kriegsschauplatze, immer trauriger für die Union

lautend, doch will ich den Leser durchaus nicht mit Kriegsnachrichten langweilen. – – –

Es war kurz vor dem 20. Breitengrade.

Nach einer finsternen Nacht graute der Morgen und ging schnell in hellen Tag über.

Ich stand auf der Kommandobrücke. War seit fünf Tagen nicht mehr aus den Stiefeln gekommen, in keine Koje – immer auf dem Sofa im Kartenhause geschlafen.

Schon im letzten Viertel der Nacht hatten wir östlich von uns immer die Toplaterne eines Dampfers gesehen – jetzt stand er da, unverkennbar ein Kriegsschiff, war doch durch das Fernrohr auch schon der Wimpel zu unterscheiden.

Aber am Wimpel, das ist eine sehr lange, streifenartige Flagge, die an der Mastspitze weht, ist noch nicht die Nationalität zu erkennen.

[460]

Soeben wurde Flaggenparade abgehalten, unter Trommelwirbel wurde am Heck die Flagge gehißt, alle an Deck befindlichen Matrosen nahmen stramme Haltung an, die Posten präsentierten, die Offiziere salutierten. Und diese Flagge war die englische!

Dann, nachdem die heilige Flagge so als persönliche Stellvertreterin Ihrer Majestät der englischen Königin geehrt worden war und die Trommler ihren dreimaligen Gang um den Hauptmast beendet hatten, diente sie als Begrüßungszeichen, indem sie etwas gesenkt und wieder hochgezogen wurde, und da kein weiteres Schiff in Sicht war, so konnte nur das meine in Betracht kommen.

Ich ließ das Sternenbanner hissen und erwiderte den Gruß.

Jetzt wurde die Kriegsflagge noch höher gehißt, was bedeutete: melde uns deinen Namen und Heimatshafen.

Gut, ich tat es. War doch gespannt, was für eine Wirkung das erzielen würde. Doch es war ja kaum zu erwarten, daß dieses Kriegsschiff schon von meinen letzten Streichen etwas wissen konnte.

Also ich hite die betreffenden Flaggen – ›Sturmbraut‹ New-York – dabei gab ich auch schon den Befehl, die Maschine anzustellen. Auf vollen Dampf hatte ich während dieser Tage immer gehalten.

Und siehe da – diese Erregung an Deck, auf der Kommando-brücke! – und dann der signalisierte Befehl: streicht die Segell!

Da gab es nun freilich nichts. Vielmehr floh ich schon mit geschwellten Segeln dem Norden zu, unterstützt von der mächtig arbeitenden Schraube.

Da blitzte es drüben auf. Ein Warnungsschu? Nein, gleich der erste ein scharfer! Ich sah die Granate über das Wasser hüpfen – freilich ganz wo anders, als wo wir uns befanden.

Nun aber war es auch klar; dieses Kriegsschiff  
[461]

wußte schon mehr, als daß dies nur die ›Sturmbraut‹ von New-York sei.

Sofort ein scharfer Schuß – dann waren wir auch bereits für vogelfrei erklärt, und dieses Kriegsschiff wußte schon darum.

Jetzt hieß es möglichst schnell außer Schußweite kommen. Denn das Kriegsschiff sandte uns Granate auf Granate zu, gab ganze Breitseiten ab.

Aber mit dem Treffen ist es auf dem Schiffe eine verfluchte Geschichte. Man stelle sich die Sache nur vor. Wie selten ist die See einmal so ruhig, daß wirklich Korn visiert werden kann, und schon der Rückstoß des ersten Schusses genügt ja, um das Schiff in Schwankungen zu bringen, und zwar in ganz tüchtige, eine halbe Stunde würde es dauern, ehe sich das Schiff wieder beruhigt hat – vorausgesetzt natürlich, daß nicht nochmals gefeuert würde, und doch auch nur bei todesstillen See – wie da nun das Geschütz immer auf und ab geht, mehr noch natürlich die Mündung – einmal blickt diese unter sich ins Wasser hinein, dann wieder zum Himmel empor – nur die zehntel, hundertstel Sekunde muß wahrgenommen werden, da das Ziel durchs Visier geht – ach, wie

selten trifft da ein Schuß – ach, was für Munition wird nicht bei so einer Seeschlacht verplatzt, ehe einmal ein feindliches Schiff zum Sinken gebracht werden kann, nur einmal getroffen wird!!

Kurz – immer vorbei! Hauptsächlich immer zu kurze oder zu weite Schüsse.

Und meine schlanke Jacht machte wohl noch einmal so viel Knoten wie der schwere Kriegskasten dort – nach einer Viertelstunde erreichten uns die Granaten nicht mehr.

Ich hatte keine donnernde Antwort gegeben, hatte die Munition gespart. Hinterher bereute ich es.

[462]

Hätte lieber zeigen sollen, daß ich ein wirklicher Desperado war und mit mir nicht spaßen ließ.

Im übrigen will ich nicht zu weitschweifig werden.

Es ging nach Norden hinauf – da tauchte ein anderes englisches Kriegsschiff auf, welches ganz offenbar mir den Weg abschneiden wollte.

Und da zeigte sich auch im Süden eins. Drei oder vielleicht noch mehr englische Kriegsschiffe suchten mich einzukreisen.

Ob die sich erst verständigt hatten, oder wie sonst, weiß ich nicht. Was ging das auch mich an? Es galt Haut und Schiff zu retten.

Ich begrüßte das nördliche Schiff mit einigen Granaten, freilich ohne zu treffen, nicht immer war ich von solch fabelhaftem Glücke begünstigt, dann wandte ich mich westwärts.

Daß mir auf dieser Seite kein Kriegsschiff den Weg versperren konnte, wußte ich. Denn kaum eine Stunde westwärts begann die große Fucusbank, und zwar gerade die undurchdringliche Region, der grüne Tod mit seinen alles umschlingenden Armen.

WIEDER AUF DER ›FREIHEIT VON INDIEN‹.

Und eine Stunde später hatte ich die grüne, so friedlich aussehende Wiese vor mir, sich unübersehbar nach drei Himmelsrichtungen erstreckend.

Mächtig regte sich in mir die Erinnerung.

Was machte wohl die ›Indianarwa‹, die Freiheit von Indien mit ihrer exotischen Gesellschaft?

War das Riesenschiff flott gemacht worden?

Wenn sich dieses in der Welt herumtrieb, hätte man doch etwas davon hören müssen.

Ja, die ›Great Eastern‹ machte schon als Passagierdampfer viel von sich reden, nicht gerade im besten

[463]

Sinne, sie war schon einmal auf einer Sandbank aufgelaufen, nur mit schwerster Mühe wieder flottgemacht worden – aber von einem Doppelgänger hatte man nichts erfahren.

Und da fiel mir etwas ein, was eigentlich sehr nahe gelegen hatte: solch eine Fucusinsel, das wäre so ein Versteck für mich, für einen Desperado zur See!

Die große Fucusbank galt außerhalb der bekannten Fahrstraßen als unpassierbar. Und niemand hatte ein Interesse daran, sie zu untersuchen. Denn es war ja überall derselbe wuchernde Fucus. Botaniker und Zoologen konnten ihre Untersuchungen gleich an den Grenzen anstellen. Daß sie Inseln barg, davon ahnte niemand etwas.

Ich hatte dem Maharadscha oder dessen Stellvertreter versprochen, niemals wieder eine der Inseln zu besuchen. Eigentlich aber doch nur wegen der Ambra, überhaupt handelte es sich nur um Wahrung des Geheimnisses.

Warum sollte ich dem Maharadscha, wenn er sich noch dort befand, nicht einmal einen Besuch abstatten? Ich hatte überhaupt nun bald wieder meine Leibrente von 10 000 Pfund Sterling zu beanspruchen.

Hatte ich ihm nicht auch versprochen, ihm Hilfe zu leisten, sobald er es begehrte? Dies war allerdings noch nicht eingetreten, aber konnte ich da nicht auch seinen Schutz beanspruchen?

Kurz, mein Entschluß war gefaßt – und außerdem blieb mir jetzt gar nichts anderes übrig, als in die Fucusbank einzusteuern, wollte ich nicht den englischen Kriegsschiffen in die Hände laufen.

Also eines der wohlerhaltenen Messer wurde eingesetzt, die ›Sturmbraut‹ begann das grüne Gewinde zu durchsäbeln.

Der Tod wird als Knochengerippe mit einer Sense abgebildet – hier drehte sich die Sache herum,  
[464]

jetzt war es meine ›Sturmbraut‹, die dem grünen Tode mit der Sense zu Leibe ging.

Für uns alte Mannschaft bot diese Fahrt ja nichts Neues. Wir amüsierten uns mehr über das Staunen der siebenunddreißig halbwüchsigen Bengels.

Ich nahm sie einmal vor.

»Das ist unser Geheimnis, verstanden?«

Selbstverständlich! Um unser aller Hals lag ja ein und derselbe Strick, dessen Schlinge wir mit gemeinsamen Kräften offen halten mußten.

Nach drei Tagen Fahrt bekamen wir den Berg der eigentlichen Ambrinsel in Sicht, auf der wir als Schiffbrüchige gelebt hatten.

War mir damals nicht gesagt worden, der Maharadscha besäße die Mittel, diese Insel verschwinden zu lassen, und er würde dies auch tun?

Richtig, der Berg war noch vorhanden, aber von der viele Quadratmeilen umfassenden Insel selbst war nichts mehr zu sehen!

Wie der Maharadscha oder seine Leute das zustande gebracht hatten, war mir ein Rätsel. Nun, Kapitän Simmer hatte mir ja gesagt, daß das Ganze nur schwimmendes oder auf Fucusgewächsen ruhendes Land sei, da mußte man mit Pulver viel machen können.



Von Ambra war nichts mehr zu bemerken.

Schon dieser isolierte Berg hatte uns Desperados ein vortreffliches Asyl geboten. Er besaß ja auch eine ergiebige Quelle.

Ich beschloß, zu landen. Doch bald gewährte ich die Unmöglichkeit.

Damals hatte sich um die ganze Insel ein freier Wasserstreifen gezogen. Um diesen stehen gebliebenen Berg fehlte er. Ueberall wucherte der Fucus in üppigster Fülle, kletterte hoch die Felsen hinauf. So wären auch wir eingesponnen worden, und das vielleicht rettungslos in kürzester Zeit. Hier durfte man

[465]

ja nirgends still liegen, mußte immer in Bewegung bleiben. Ich hätte den Versuch in Booten machen können, wie damals bei dem eingesponnenen Wrack, aber ich verzichtete. Denn als Anlegeplatz für ein Schiff kam dieser Berg nun nicht mehr in Betracht.

Weiter ging es westwärts. Und noch an demselben Tage in früher Nachmittagsstunde tauchte ein anderer Berg auf, der nach der geographischen Berechnung der gesuchte war.

Zwei Stunden später konnten wir alles mit bloßen Augen unterscheiden. Hier war die von einem freien Fahrwasser umgebene Insel noch vorhanden, allerdings viel kleiner als jene, nur eine geographische Quadratmeile.

Und dort lag auch noch das ungeheuere Schiff von 35 000 Tonnen, die ›Freiheit von Indien‹!

Aber wenn ich nicht irrte – Mahlsdorf und alle anderen bestätigten übrigens meine Ansicht – so lag sie jetzt an einer anderen Stelle, war etwas mehr nach Osten verholt worden.

Auf der Insel, wo für gewöhnlich ein so reges Leben herrschte, mußte Kaffee- oder Teepause gehalten werden. Kein Mensch war auf den Feldern zu erblicken, auch zwischen den Hütten alles wie ausgestorben.

Wir fuhren auf den Riesendampfer zu, kamen in die freie Wasserstraße.

Das Deck war von hier unten aus ja nicht zu erblicken.

Ich beobachtete zunächst Karlemanns Pygmäen, amüsierte mich über ihr Staunen beim Anblick dieses Riesendampfers.

»So phlegmatisch die Indier auch sein mögen,« meinte da Mahlsdorf, »ein oder der andere könnte doch einmal über die Brüstung schauen.«

Ja, jetzt wurde auch ich stutzig. Wo blieb das frühere Schwatzen und Summen, welches die tausend Menschen verursacht hatten? Todesstille. Auch die

[466]

früheren Fahrzeuge fehlten, nur noch eine einzige jener Galeerenjachten lag da. Und die Messinggeländer ungeputzt. Es machte überhaupt alles so einen verwahrlosten Eindruck.

Die Treppe hing herab – nicht nur ein Fallreep, sondern eine richtige Treppe.

Wir fuhren langsam heran, ich stieg hinauf.

Kein Mensch!

Die ›Indianarwa‹, die ganze Insel war verlassen worden!

Weshalb?

Wohin mochte sich der Maharadscha mit seiner ganzen Gesellschaft begeben haben?

Eine offene Frage.

Ich rollte zwei daliegende Taubündel auf, warf die Enden hinab, half mit, die ›Sturmbräut‹ zu befestigen.

Dann rief ich die ganze Freiwache und die Jungen herauf. In der Koje lag jetzt natürlich niemand.

Nicht gerade, daß ich mich gefürchtet hätte, das Schiff allein zu durchsuchen – aber dieses war groß, und ich dachte immer an meine Leute, deren Neugierde oder Wißbegierde doch ebenso groß war, wie die meine.

Das Schiff war geräumt worden. Das heißt, man hatte es in gesäubertem Zustande verlassen. Nicht in hastiger Flucht. Damals, als ich die ›Indianarwa‹ zuerst betreten, hatte es hier ganz anders

ausgesehen. Nein, alles war vor dem Verlassen erst geordnet worden. Nur ein wenig Staub, den die feuchte Seeluft auf dem Lande aufkommen ließ.

»Ja, Mahlsdorf, was soll das bedeuten?«

»Der edle Maharadscha hat uns in seiner Allwissenheit die ›Freiheit von Indien‹ als Räuberversteck hinterlassen,« war die etwas spöttische Antwort.

»Jedenfalls könnten wir keine bessere Zufluchtsstätte  
[467]

finden als dieses Schiff hier,« entgegnete ich. »Ja, Mahlsdorf, das wäre so etwas für uns, hier brauchten wir uns nicht erst Hütten zu bauen.«

»Warum sollen wir nicht hierbleiben und uns häuslich einrichten?«

»Wenn aber der Maharadscha nun mit seiner Gesellschaft zurückkommt?«

»Ja, wo mag der jetzt sein?«

»Herr Kapitän!« rief es da von unten.

Es war die Stimme des zweiten Steuermanns gewesen, ich beugte mich über die Bordwand. Er hatte die Lotleine in der Hand.

»Was gibt es?«

»Der Dampfer sitzt tief im Schlamm, auch unsere ›Sturmbräut‹ berührt ihn schon, hier ist kaum vier Meter Tiefe.«

O, dann saß dieser Koloß allerdings dicke drin! – Dann war der vielleicht überhaupt nie wieder freizubekommen.

Wie war der aber nur hierhergeraten?

Ich öffnete im Vorbeigehen eine Kammer, welche früher die hölzernen Eimer enthalten hatte – alles war in tadelloser Ordnung, ebenso daneben die Kammer mit den Lampen.

Dann begab ich mich mit Mahlsdorf auf die Kommandobrücke. Das ist für den Kapitän doch immer das erste.

Instrumente, Karten – alles vorhanden, alles geordnet. Auch verrostet war noch nichts. Doch man durfte deshalb nicht auf eine Zeitdauer des Verlassenseins schließen. Diese Instrumente sind mit einem besonderen Lack überzogen, die Messinggeländer und Klinken hingegen waren sehr blind, einige Gewehre in der Wafenkammer zeigten auch schon etwas Rost, während früher alles und jedes immer sorgfältig geputzt worden war – in welcher Weise, das habe ich schon früher geschildert. Es hatte hier eine Arbeitsverteilung

[468]

wie auf einem Kriegsschiff geherrscht, nur mehr freiwillig.

»Kapitän, hier liegt ein Brief für Sie!« rief da Mahlsdorf.

Wahrhaftig, auf dem Tische im Kartenhaus lag auffällig ein Brief, oder zunächst ein weißes Kuvert.

»An Mr. Richard Jansen, Kapitän der ›Sturmbräut‹« stand mit geschnörkelten Buchstaben darauf. Ich schlitzte es mit dem Messer auf – der Inhalt bestand in hundert Hundertpfundnoten und in einem Ringe.

Da hatte ich ja meine Leibrente wiederum pünktlich erhalten!

Das erstmal hatte ich sie in meinem Geldschrank gefunden, auf rätselhafte Weise dahineingekommen – jetzt lag die Summe schon hier auf dem verlassenen Schiffe für mich bereit.

Geheimnisvolle Menschen! Aber mir ganz gleichgültig.

Und der Ring? Schon der Goldreifen war von außergewöhnlichen Dimensionen, gerade recht gut an meinen Zeigefinger gehend, dabei außerordentlich stark, und obendrauf ein grüner Stein – ein grüner Pflasterstein – das ganze zusammen ein richtiger Totschläger.

In den grünen Stein war etwas graviert – oder eingeschnitten, wie es bei Edelsteinen wohl heißt, und das nennt man dann eine Gemme.

Es war ein Schiff. Und bei näherem Hinsehen erkannte ich auch ohne Lupe, daß es nur dieses Schiff hier sein konnte, die ›Indiarnarwa‹. Alles bis in die kleinsten Teile war ausgeprägt, was man freilich erst unter der Lupe erkennen konnte. Ein wunderbar feiner Schnitt! Doch in so etwas hat ja der Indier etwas los, der fummelt sein ganzes Leben lang an so etwas herum.

[469]

Was sollte das bedeuten?

»Das heißt einfach,« sagte Mahlsdorf, nachdem ich es ihm gezeigt hatte, »daß der Maharadscha Ihnen dieses verlassene Schiff zum Geschenk gemacht hat.«

Ja, das war so einfach, daß man gar nicht nötig gefunden hatte, mir deswegen noch etwas Schriftliches zu hinterlassen.

Das Kuvert war an mich adressiert, und in ihm befand sich der Siegelring, an dem gewissermaßen die ›Freiheit von Indien‹ hing. *Well*, in diesem Falle nahm ich das Geschenk dankbar an.

Ja, ich war grenzenlos erfreut. Hier hatte ich eine Zufluchtsstätte gefunden, wie ich sie mir versteckter und bequemer gar nicht wünschen konnte.

Nun mußten wir uns weiter umsehen.

Trinkwasser! Das war die nächste Hauptfrage.

Wie schon damals erwähnt, hatte ich mich bei meinem ersten Aufenthalt hier um die internen Angelegenheiten wie auch um die Proviantfrage gar nicht zu kümmern brauchen.

Frisches Wasser war in Hülle und Fülle vorhanden gewesen. An Deck war ein Hahn, und wenn man den drehte, so kam gutes Wasser heraus, und solcher Hähne hatte es noch mehrere gegeben. Sogar das ganze Schwimmbassin war ja mit Frischwasser gespeist worden.

Das wußte ich, und dann hatte ich auch erfahren daß das Wasser dort von dem Berge käme, durch eine steinerne Röhrenleitung hergeführt.

Ich begab mich an Deck, drehte den Hahn – das Wasser floß nach wie vor. Dann war es ja gut.

Die Leitung würden wir später aufzusuchen haben, falls einmal eine Reparatur nötig war, obgleich ja die Indier ihre steinernen Wasserleitungen

[470]

wie ihre Tempel und andere Bauwerke für die Ewigkeiten bauen.

Zur weiteren Untersuchung des Riesenschiffes mußten wir uns trennen. Jeder spionierte auf eigene Faust, um mir dann Bericht zu erstatten. Besonders den vorwitzigen Jungen gab ich den Rat, zusammenzuhalten, daß sie sich nicht in dem Labyrinth von Etagen, Korridoren und Kammern verirrten, und wußten sie doch einmal weder aus noch ein – dann natürlich immer jede Treppe nach oben benutzen.

Was wir fanden, fasse ich kurz zusammen.

Womit wir Europäer unsere Schiffe verproviantieren, davon war wenig vorhanden. Fleisch gar nicht, Hülsenfrüchte spärlich, dagegen Reis, getrocknete Frucht des Brotbaumes, Sago und dergleichen indische Vegetabilien in kolossaler Menge, ebenso Salz, Zucker, Kaffee und Tee.

Tabak, sowohl fein geschnitten als in großen, gelben Blättern, wie er aus der Wasserpfeife geraucht wird, in ganzen Ballen.

Dann besonders viel Decken und Teppiche, einige Posten neuer Kleidungsstücke, aber nur indische.

Alles andere waren nur Kleinigkeiten, wohl nur zufällig zurückgelassen. Auch die Küchen und Geschirrschränke waren ausgeräumt worden.

Sonst war das ganze, ungeheuere Schiff außerhalb der bewohnbaren Räume, die sich freilich ohne einen Plan gar nicht zählen ließen, ganz mit Steinkohlen angefüllt.

Ein überraschender Anblick erwartete mich im Maschinenraum.

Die kolossalen Maschinen waren total verrostet. Wenigstens zum Teil. Und eben das war auffällig. Andere Teile waren wiederum noch ganz blank.

Kein Zweifel, hier war eine Säure ausgegossen worden. Schon Essig genügt, um solchen Rost zu  
[471]

erzeugen. Man hatte den Dampfer hier ausfahren lassen, dann die Maschinen unbrauchbar gemacht.

Denn hier konnte nichts wieder geputzt werden. Alles fest eingerostet. Auch fehlten viele unersetzbare Teile.

Die ›Freiheit von Indien‹ saß hier fest, bis die Elemente ihr Zerstörungswerk vollendet hatten, was aber unter Umständen noch einige Jahrhunderte währen konnte – und das war unverkennbar auch die berechnete Absicht gewesen.

Nun, ich war trotzallem zufrieden. Dieser Maharadscha war ein Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle.

Von den juwelenfunkelnden Kostbarkeiten, die ich einst hier erblickt, war nichts mehr zu sehen. Da hatten sie auch kein Stückchen vergessen.

Na, daraus machte ich mir verdammt wenig. Ich hatte ja selbst einen ganzen Haufen solchen Kram an Bord und wußte jetzt nicht, was ich damit anfangen sollte.

Um zu diesem Resultat zu gelangen, hatten wir den Rest des ersten Tages und dann noch einen zweiten gebraucht – und da waren noch längst nicht alle Räume untersucht worden.

Am dritten Tage begaben wir uns an Land, das ich ja auch früher noch nicht betreten hatte – höchstens einmal, wenn ich so das ganze Schiff außenbords abgegangen war, etwa um die Reinigungsarbeiten zu kontrollieren.

Dort, wo einst Reis und anderes Gemüse angebaut worden, war schon alles verwildert. Manneshoch stand das grüne Reisstroh,

das aber schon keine Aehren mehr trug. Der Reis ist eine Kulturpflanze, und die Kultur war bereits wieder abgeschüttelt worden. Und dann Gras und Unkraut in üppigster Fülle.

Ich überlegte mir, was man in diesen Breiten  
[472]

wohl anpflanzen könne, unserem Geschmacke mehr zusagend.

Da sprang vor mir ein Büffel auf, der in dem hohen Grase versteckt gelegen hatte. Nein, kein Büffel, kein Stier oder Bulle, sondern ein regelrechter, für die Mast berechneter Ochse, aber schon verwildert.

Und da änderten sich meine Gedanken sofort.

Was zum Teufel, wollten wir freien Seezigeuner etwa Bauern werden? Das wurde hier einfach alles wild gelassen, das gab ein Jagdgebiet, auf dem wir uns nach der Heimkehr mit dem Gewehr amüsieren konnten! Ja, das war eher etwas für Seezigeuner. Proviant wollten wir schon auf andere Weise bekommen, als daß wir unser Brot selbst bauten.

Jagdwild war sogar schon in schwerer Menge vorhanden. Vorläufig nur etwas einseitig, ohne große Auswahl.

Es blieb nicht bei dem einen Ochsen, wir stöberten noch ganze Herden auf, aus Kühen bestehend, die schon unter der Obhut eines Stieres standen, der sie jetzt zur Flucht vor uns anführte. Und besonders auf dem Berge wimmelte es von Schafen, die sich gar nicht mehr so dumm benahmen, schon Wachen ausgestellt hatten. Dann auch ziemlich viel Geflügel, Hühner, Gänse, Enten und dergleichen, von den Indiern zurückgelassen, alles bereits vollkommen verwildert.

Wenn wir da noch etwas anderes Wild einführten, wie Antilopen und dergleichen, so hatten wir ein Jagdgebiet von einer geographischen Quadratmeile, wie man es sich nur im wilden Nordamerika bei Sommerszeit wünschen kann, ohne die dort dazugehörigen Unannehmlichkeiten wie Klapperschlangen und dergleichen Tierchen, selbst Stechmücken fehlten hier gänzlich – kurz



alles, wie ich es mir immer in meinen Jugendträumen gewünscht hatte.

Zunächst suchten wir die Wasserleitung und  
[473]

fanden sie, verfolgten die steinernen Röhren bis zur idyllisch gelegenen Quelle.

Und dann suchte ich auch gleich noch die Steinkohlengruben!

Mir war früher nicht etwa davon gesagt worden, daß hier Steinkohlen gegraben würden. Wir hatten bei unserem früheren Aufenthalt hier nie Kohlen gebraucht, keine zu sehen bekommen, hatten uns nicht darum gekümmert, woher die ›Indianarwa‹ ihre Kohlen bezog.

Woher ich da jetzt auf die Vermutung kam, daß hier Kohlen gegraben wurden?

Weil ich vorhin die Kohlen gesehen hatte. Und das war eine ganz eigentümliche Kohle, sofort ins Auge fallend. Felsenhart wie Anthrazit und von ganz merkwürdiger Struktur. Die Entstehung aus Fucus, der versteinert war – oder wie die Kohlen nun überhaupt entstanden sein mögen – war unverkennbar.

Dann hatten wir die Kohlengruben auch offenbar auf einer Fucusinsel zu suchen, und doch wohl auf dieser hier.

Wir fanden dann auch eine schwarze Spur, und sie führte uns richtig in ein regelrechtes Kohlenbergwerk.

So, nun brauchten wir die andere Welt nicht mehr! Einen besseren Zufluchtsort wenigstens konnten sich See ... räuber, hätte ich beinahe gesagt – vogelfreie Seezigeuner nicht wünschen. – –

Wieder war eine Nacht vergangen. Heute mußte ich entscheiden, wie wir uns hier einrichten wollten.

Ich gedachte, die ganze kleine Bande der Jungen hier zu lassen, unter Aufsicht eines Matrosen, der sie zu beschäftigen hatte. Arbeit würde es ja zunächst noch geben.

Die Jungen würden ganz gern hierbleiben. Es konnte ja auch Gemüse, Salat und dergleichen

[474]

gepflanzt werden, wie es hin und wieder noch in gutem Zustande zwischen dem Unkraute zu finden war.

Die Bengels – wie ich sie jetzt zum Unterschied von meinen eigenen Jungen nennen will, welchen Ausdruck ich nun einmal nicht lassen kann, und das Wort ›Knabe‹ liegt mir nicht, da muß ich immer an so einen geputzten Zieraffen denken – die Bengels hatten schon während der Nacht in dem Riesenschiffe geschlafen. Sich in den unzähligen Kabinen zu verkriechen, sich auf den Teppichen herumzuwälzen, das war ja nun so etwas für sie – und viele meiner Matrosen und Heizer, denen ich einmal völlige Freiheit gegeben, hatten da ebenfalls mitgemacht. Es wurde ja auch immer Neues aufgestöbert, worunter z. B. das Auffinden einer ganzen Kollektion von Pflanzensamen nicht das unwichtigste war.

Als ich an Deck kam – d. h. an Bord meiner ›Sturmbraut‹ – trat mir Mahlsdorf entgegen, hinter sich einen Matrosen.

»Herr Kapitän, hier Sambo hat mir eine eigentümliche Meldung gemacht.«

Ich hatte ja nicht etwa ausschließlich deutsche Leute an Bord. Sambo war ein spanisch-amerikanischer Kreole, der früher als Matrose auf englischen Schiffen gefahren war. Ein tüchtiger, intelligenter Kerl. Seinen eigentlichen Namen weiß ich nicht mehr. Wir nannten ihn Sambo. Wenn zwei Matrosen ein und denselben Namen haben, so wird der eine stets umgetauft, den richtigen erfährt man gar nicht oder vergißt ihn, zuletzt er selber. Und Vatersnamen gibt es an Bord überhaupt nicht, die stehen nur in der Schiffsliste, in der sogenannten Musterrolle, und meine kam sehr bald abhanden, um nie wieder ersetzt zu werden.

»Was für eine eigentümliche Mitteilung?«

»Sambo behauptet, er sei heute früh in eine Kabine gekommen – drüben auf der ›Indianarwa‹,

[475]

wo er geschlafen hat – und da hätte es stark nach Zigaretten gerochen.«

»Keine Kabine, es war eine Kammer, halb mit Teppichen gefüllt,« verbesserte Sambo, »und als ich die Tür aufmachte, schlug mir ein Zigarettenrauch entgegen.«

»Na,« entgegnete ich, »hier sind früher so viele Zigaretten geraucht worden, da ist schon möglich, daß es noch nach dem Zeuge riecht. Besonders in Teppiche sackt sich der Tabaksqualm hinein.«

»Nein, das war ganz frischer Zigarettenrauch, den ich roch.«

Wenn Sambo das behauptete, so hatte das etwas auf sich. Der Südamerikaner war hierin Sachverständiger.

Damals war das Zigarettenrauchen noch nicht so üblich wie heutzutage, wenigstens nicht in Deutschland, überhaupt nicht im nördlichen Europa. Wohl hatte sich die gestopfte Papierrolle schon den Orient, Spanien, Italien, zum Teil auch Frankreich erobert; im südlichen Amerika wurde sie gequalmt – aber wer damals etwa in Deutschland mit solch einem weißen Papierzigärrchen auf der Straße gesehen wurde, der galt von vornherein als ein Stutzer, als ein Fatzke.

Kurz und gut, es war tatsächlich ganz ausgeschlossen, daß bei mir an Bord jemand eine Zigarette geraucht hätte. Höchstens Sambo selbst hätte in Betracht kommen können, da hätte er aber erst solchen feingeschnittenen Tabak und brauchbares Papier haben müssen – und dann hätte ich ihm auch jedenfalls diese Zigarette, wenn er sich an Deck blicken ließ, aus dem Munde geschlagen – aus jenem oben erwähnten Grunde. So sind nun einmal in der Welt die sich immer ändernden Moden.

Nun aber war an Bord der ›Indianarwa‹ wirklich solch feingeschnittener Tabak gefunden worden,

[476]

auch dazu geeignetes Papier in ganzen Kisten, von den Indiern waren ja hier auch fortwährend Zigaretten geraucht worden.

»Da hat eben doch jemand eine Zigarette dadrin geraucht.«

»Herr Kapitän,« nahm wieder Mahlsdorf das Wort, »ehe Sambo zu mir kam, hat er selbst seine Kameraden und auch die Jungen gefragt, ob jemand während der Nacht in jener Kammer geschlafen und eine Zigarette geraucht habe, und erst als alle verneint hatten, ist er mit seiner Behauptung zu mir gekommen.«

Ja, ich hatte Sambos Mitteilung überhaupt von vornherein nicht gleichgültig aufgefaßt. Dieser Kreole war ein tüchtiger Kerl, bei dem alles, was er sprach und tat, Hand und Fuß hatte.

»Mit was für einer Behauptung?« fragte ich nochmals, natürlich nicht ohne Grund. Denn daß da eine Zigarette geraucht worden sein sollte, das wußte ich ja nun schon, und schließlich hatte das doch gar nichts weiter auf sich.

»Daß in jener Kammer ein Fremder gewesen sein soll, noch heute nacht.«

Das war es, was ich nur hatte hören wollen! Ich hielt es nicht für möglich – und doch, ich hatte diese Behauptung jetzt erwartet.

»Nicht möglich!!« rief ich trotzallem.

»Sambo behauptet es.«

»Hast du denn wirklich schon sämtliche Leute und Jungen gefragt, Sambo?«

»Wann?«

»Vorhin beim Frühstück, als doch alle zusammen waren.«

»Hast du auch gesagt, weshalb du so fragtest?«

»Nein.«

»Ich meine, hast du deinen Argwohn

[477]

ausgesprochen, hier konnte noch ein Indier zurückgeblieben sein?«

»Nein. Ich wollte erst den Herrn Kapitän oder doch den Steuermann deswegen sprechen.«

Sambo schilderte, wie er beim Frühstück so vom Zigarettenrauchen angefangen hätte, bis er sich auf ganz harmlose und ebenso geschickte Weise davon überzeugt hatte, daß heute nacht niemand eine Zigarette geraucht habe.

Nur ob jemand in jener Kammer geschlafen habe, das hatte er nicht fragen können, solche Teppichkammern gab es noch mehrere, da hätte er alle erst nach der betreffenden hinführen müssen, denn deren Lage war in dem Riesenschiffe nicht so einfach zu beschreiben.

»Brav so, Sambo!« lobte ich. »Nun, Mahlsdorf, laßt noch einmal alle Leute zusammentreten – im Zwischendeck.«

Da sich jetzt noch alle Mann auf der ›Sturmbräut‹ befinden mußten, um auf die Arbeitsverteilung zu warten, war das bald geschehen. Keiner fehlte.

»So und so,« sagte ich, »wer von euch hat heute nacht in einer Kammer der ›Indianarwa‹ zugebracht, im zweiten Deck gelegen, die halb mit Teppichen gefüllt war, und hat darin Zigaretten geraucht?«

Ich sah lauter verwunderte oder schon bestürzte Gesichter. Und das war begreiflich. Denn jetzt wurde gemerkt, daß ihr Kamerad Sambo vorhin doch nicht nur so harmlos gefragt hatte.

Niemand wollte sich schuldig fühlen.

»Von einer Schuld ist da gar keine Rede,« fuhr ich fort, als eine ähnliche Aeüßerung gefallen war, »es handelt sich um etwas ganz anderes. In jener Kammer ist heute nacht eine Zigarette geraucht worden, oder mehrere, und da liegt die Vermutung nahe, wenn's nicht einer von euch gewesen ist, daß sich an

[478]

Bord der ›Indianarwa‹ . . . ein Fremder befindet, daß da ein Indier zurückgeblieben ist!«

Hei, das gab eine Ueberraschung! Jetzt versicherte jeder in ganz anderer Weise, von meinen Leuten sowohl wie von den Bengels, daß er keine Zigarette geraucht habe.

Geraucht war wohl genug worden, aber keine jener Papierröllchen, und nun vergewisserte ich mich noch, daß außer Sambo kein einziger imstande war, sich solch eine Zigarette selbst zu drehen, und fertige waren noch gar nicht gefunden worden.

»Es kann aber doch auch solcher türkischer Tabak in einer Pfeife geraucht worden sein, Sambo,« begann ich wiederum zu zweifeln; »denn genommen haben sich doch die Leute von dem gefundenen Tabak, das gestehen sie ja, und da ist ja auch gar nichts weiter dabei – und dann ist das doch gar nicht von so einer Zigarette zu unterscheiden, der Tabak riecht eben, wie er riecht.«

»O nein, Herr Kapitän,« entgegnete Sambo, »das unterscheidet mich und jeder andere Zigarettenraucher oder der sonst damit Bescheid weiß sofort – es ist das Papier, welches so eigentümlich riecht.«

Um eine Probe zu machen, hätte ich mir erst von jenem Schiffe solche Papierblättchen besorgen lassen müssen. Ich hielt es nicht für nötig.

Ich instruierte die Mannschaft, zu der jetzt auch die siebenunddreißig Bengels gehörten, sie sollten noch einmal das ganze Schiff untersuchen, natürlich unauffällig wie zuvor, Papier und Bleistift in der Hand, um den Inventarbestand aufzunehmen – diesmal aber das Augenmerk mehr darauf zu richten, ob Spuren vorhanden seien, von denen man auf die Anwesenheit eines heimlichen Bewohners des Dampfers schließen könne. Eigene Spuren mußten deswegen, von jetzt an sorgsamst vermieden werden.

Was bemerkt würde, sei sofort dem Steuermann  
[479]

zu berichten, hier an Bord der ›Sturmbräut‹. Daß ein Fremder festzunehmen sei, war selbstverständlich.

Die erwachsenen und unerwachsenen Jungen zerstreuten sich, ich selbst begab mich mit Sambo hinüber, um erst einmal jene Kammer aufzusuchen, deren Lage sich der Kreole gemerkt haben wollte.

Was ich von alledem denken sollte, wußte ich selbst noch nicht recht. Mein Zweifel war stark. Eine Nachlässigkeit aber wäre gewesen, diesem Verdachte gar keinen Raum zu geben. Jedenfalls wollte ich noch diesen ganzen Tag daransetzen, um Nachforschungen zu halten. Länger freilich würde ich hier nicht verweilen, morgen früh ging es bestimmt fort – es sei denn, es trat noch etwas ganz Besonderes dazwischen.

Und dieses ganz Besondere sollte denn auch sehr bald kommen.

Im zweiten Deck, noch unter dem sogenannten Zwischendeck liegend, bezeichnete Sambo eine Tür als die betreffende.

Ich öffnete sie, sah richtig den engen Raum halb mit orientalischen Teppichen gefüllt – aber obgleich das Bollauge mit der Glasscheibe geschlossen war, und obgleich ich eine ziemlich gute Nase besaß, konnte ich nichts von einem Tabaksduft bemerken.

»Der hat sich schon versackt,« meinte Sambo, »das geht gerade bei Teppichen sehr schnell, wie der Herr Kapitän ja selbst sagte.«

»Hast du dich denn nicht nach Zigarettenstummeln umgesehen?«

»Das wohl.«

»Und keinen gefunden?«

»Nein.«

Ich kletterte einmal hinauf auf den Stoß – nichts zu sehen – schlug ganz zufällig eine herumgeklappte Ecke zurück – und wahrhaftig, da lag unter dem Teppich ein Zigarettenstummel!

[480]

Ich kann gar nicht sagen, wie mich der Anblick dieses abgekauten, jetzt vertrockneten Papierstummels berührte!

»Der ist allerdings schon lange vertrocknet,« meinte Sambo, das Korpusdelikti mit Kennerblicken untersuchend. »Aber das braucht ja auch nicht gerade der zu sein, den der Mann heute nacht weggeworfen hat. Seit wir hier sind, ist der Mann eben sehr vorsichtig, beseitigt immer alle Spuren.«

Da hatte Sambo in allem recht. Uebrigens hatte ich schon bei einem früheren Falle bemerkt – – doch ich brauche ihn wegen seiner Geringfügigkeit gar nicht zu schildern – daß dieser Kreole große Anlagen zum Detektiven besaß, er hatte überhaupt so etwas Schleichendes, Spionierendes an sich, mußte jeden fremden Gegenstand mit ganz besonderen Fingern vorsichtig aufheben und ihn mit ganz besonderen Augen betrachten, obgleich er sonst ein durchaus aufrichtiger Charakter war.

»Aber seine Zigarette hat er heute nacht doch wieder geraucht!« setzte Sambo noch hinzu, und ich widersprach ihm nicht mehr.

Doch was nun? Razzia zu veranstalten, wobei es kein Durchschlüpfen gab, war in diesem Riesenschiffe mit seinen zahllosen Korridoren, Treppen und Kabinen, wenn einem dazu nur siebzig Mann zur Verfügung standen, ganz ausgeschlossen, oder doch ganz aussichtslos.

Auf gut Glück suchen, immer suchen, anderes blieb uns nicht übrig.

Es war bald schon wieder Mittagsstunde, ich wollte mich an Bord der ›Sturmbräut‹ zurückbegeben, nach fruchtloser Wanderung durch dumpfe, finstere Gänge und Winkel, in denen ich stundenlang herumgekrochen war, als ich von einem der kleinen Bengels angerannt wurde, der da auch mit einer Laterne

[481]

herumgekrochen war, jetzt es aber sehr eilig gehabt hatte.

»Kapitän, Kapitän,« flüsterte er hastig, als er mich erkannte, »wir haben was gefunden!«

»Ihn selbst?«

»Nein, aber wo er wohnt!«

Ich folgte dem Jungen – noch tiefer ging es in das Reich der Nacht hinab. So schien es wenigstens. In Wirklichkeit aber befanden wir uns noch immer hoch über der Wasserlinie. Der Irrtum, dem selbst ein Seemann wie ich unterworfen war, kam daher, weil



das Vorbild der ›Great Eastern‹ über dem eigentlichen Deck nicht weniger als noch fünf andere Aufbaue hatte, deren jeder wieder ein Zwischendeck für sich bildete, mit Korridoren und Kabinen und allem.

Heute sind ja alle die großen Passagierdampfer so gebaut und eingerichtet, mit ungeheueren Aufbauten – erstes Promenadendeck, zweites, drittes Promenadendeck, erstes, zweites Sonnendeck – damals aber gab's so etwas noch nicht, eben nur bei der ›Great Eastern‹ war das schon einmal probiert worden, und die kannte ja auch ich noch nicht. Hatte wohl schon viel davon gehört, Abbildungen gesehen, aber eine Vorstellung von der Wirklichkeit hatte ich mir nicht machen können, und wenn ich den Ausblick durch ein Fenster verlor, nicht ganz genau die Treppen zählte, die Schritte nicht maß, dann wußte auch ich alter Seebär noch immer weder aus noch ein in diesem Riesenkasten, so viel ich auch schon darin herumgekrochen war.

»Ist es denn weit von hier?«

»Ja, ziemlich weit – zwei Treppen tiefer – und dann nach hinten – oder 's mag auch vorn im Schiff sein, das weiß man hier ja niemals.«

»Ja, findest du dich denn aber da auch wieder zurück?«

[482]

»Nu, ich habe mir doch hier Zeichen gemacht.«

Wahrhaftig! Erst jetzt bemerkte ich, daß der Knirps seinen Wegweiser hatte.

Ist es nicht das Märchen von Hänsel und Gretel, wo der Junge beim Gang in den Wald immer Steinchen hinter sich fallen läßt, um dann den Rückweg finden zu können?

Dieser schlaue Dreikäsehoch hier hatte es ganz ähnlich gemacht. Nahe jener Stelle waren Kohlen gewesen, er hatte kleine Stückchen davon mitgenommen, solche aller paar Schritte hinter sich fallen lassen, um dann von Deck aus den Weg wieder nach

dort finden zu können, und nach diesen Stücken suchte er nun immer eifrig mit seiner Laterne, fand sie auch ohne Schwierigkeit.

Uebrigens waren sie zu dritt gewesen, die beiden anderen Jungen waren dort zurückgeblieben.

Ich fragte jetzt noch nicht weiter, was dort eigentlich als ›Wohnraum‹ gefunden worden sei. Wenige Minuten später sah ich es ja selbst.

Es war eine Kabine im unteren Deck, deren Bollauge wenig über dem Wasserspiegel lag.

Ja, hier wohnte oder hatte jemand gewohnt, sich häuslich eingerichtet gehabt, und zwar kein Indier!

Eine Lagerstätte aus Teppichen und Decken, Kochtöpfe, ein großer Spiritusapparat, Konservenbüchsen, kleine Kisten mit Reis und Hülsenfrüchten, Seife, Handtuch, ein Rasieretui . . . möge das genügen, was wir erblickten.

Es sah alles höchst unordentlich aus, wie in einer Zigeunerhütte.

Woher ich nun sofort zu dem Schlusse kam, es könne kein Indier sein, das kann ich gar nicht so erklären. Es lag wie in der Luft. Jedenfalls, so glaubte ich wenigstens, hätte alles ganz anders ausgesehen, wenn hier ein Indier gehaust hätte.

[483]

Ich dachte lebhaft an einen jener früheren europäischen Matrosen, die nach und nach zum Indier geworden waren, wenigstens dem Aeußeren nach, oder, sagen wir: der Faulheit nach. Aber doch nicht so ganz in ihren Gewohnheiten.

Wie dem aber auch sei – vor allen Dingen galt es, Einzelheiten näher ins Auge zu fassen, um womöglich eine Zeit zu bestimmen, seit wann diese Behausung verlassen sein konnte.

Wieder war es Samba, der sich als scharfsichtiger Detektiv bewies.

Diesmal aber widmete er seine Aufmerksamkeit nicht den Zigarettenstummeln, welche zahlreich herumlagen wie die abgebrannten Streichhölzer, sondern er griff gleich nach dem Rasierpinsel.

»Der ist noch feucht – hier ist noch Seife daran – der Mann hat sich erst heute rasiert!«

Dem war nicht mehr zu widersprechen. Ja, nun war es ganz klar: hier befand sich wirklich noch ein Mann von der früheren Besatzung der ›Indianarwa!‹

Auf mich machte die nun unwiderlegbare Tatsache einen höchst niederschlagenden Eindruck!

Nun durfte ich dieses Schiff auch nicht eher verlassen, als bis ich diesen geheimnisvollen Einsiedler näher kennen gelernt, sagen wir gleich: ihn gepackt hatte.

Mindestens durfte ich nun nicht bloß diese halbwüchsigen Bengels darauf zurücklassen. Und wenn auch noch so viele von meinen handfesten Leuten zurückgeblieben waren – ich selbst hätte dann doch an Bord meines Schiffes, nachdem sich dieses entfernt, keine ruhige Stunde mehr gehabt.

Denn der Betreffende mußte doch unbedingt von dem Hiersein so vieler Menschen wissen. Und dann mußte er doch auch schon bemerkt haben, daß wir keine barbarischen Unholde waren.

[484]

Weshalb versteckte er sich da? Weil er eben einen Grund dazu hatte, und das konnte nur ein böser sein. Jedenfalls ein Mann, der mit Absicht nicht den allgemeinen Auszug der Kinder Israel, mitgemacht hatte. Wahrscheinlich, um alleiniger Besitzer der zurückgelassenen Schätze oder sonstiger Sachen zu werden, und sei es auch nur, um ein faules Leben bis zu seinem Ende zu führen und sich an den Spirituosen delectieren zu können, von denen wir einen großen Vorrat gefunden hatten.

Und das alles stimmte um so mehr, wenn ich an einen jener europäischen Matrosen dachte.

Und wenn ich nun Leute zurückließ, konnte der Kerl nicht den Plan fassen, diese einmal bei Gelegenheit zu beseitigen? Dazu war nicht nötig, daß er das ganze Schiff in die Lust sprengte. Man brauchte nur an Gift zu denken.

Kurz und gut, jetzt mußte der Kerl unbedingt erwischt werden, sonst hätte ich doch niemals Ruhe gehabt.

Aber wie ihn nun hier in diesem Labyrinth finden, wenn er nicht gefunden werden wollte?

#### EIN ALTER BEKANNTER.

Unter solchen höchst unangenehmen Gedanken war ich noch einmal auf den Gang hinausgetreten.

Dieser war durch einige offenstehende Kabinen, die hier unten alle leer waren, noch etwas erleuchtet.

Da sah ich dort hinten, wo dieser Gang von einem anderen gekreuzt wurde, eine Gestalt vorbeihuschen.

Im ersten Augenblick dachte ich, daß es einer meiner Leute sei, ich wollte ihn schon mit einem ›hallo!‹ anrufen, aber mit jener Schnelligkeit, mit der

[485]

sich nur Gedanken folgen können, erinnerte ich mich, doch eigentlich keinen behosten Mann gesehen zu haben, das war eher eine Frauengestalt gewesen, in einen langen Rock gehüllt, wie ihn auch männliche Türken und Indier tragen ... und da schoß ich auch schon, nicht gerade mit Gedankenschnelle, aber doch mit menschenmöglichster Eile, den Korridor entlang.

Und wahrhaftig, dort huschte die Kittelgestalt weiter, war gerade jetzt in das Licht eines Bollauges gekommen.

»Steh oder ich schieße!!« schrie ich, eben den beliebtesten Warnungsruf gebrauchend, obgleich ich gar nicht an meinen Revolver dachte.

Die Gestalt verschwand wiederum in einem Seitengange – ich ihr nach – da war es plötzlich finster – und ich keine Laterne bei

mir – aber ich stürzte im Finstern weiter, denn die vermummte Gestalt war keine zehn Schritte von mir entfernt gewesen – plötzlich verlor ich den Boden unter den Füßen, polterte eine Treppe hinunter – und wie ich wieder ebenen Boden unter den Füßen hatte, da hatte ich auch gleichzeitig Fleisch und Knochen zwischen den Fäusten, die von einem Gewande umhüllt waren.

Ich war am Ende der Treppe direkt auf sie gestürzt, wahrscheinlich zu meinem Glücke, wenn diese fleischigen Knochen auch durchaus nicht weich waren, im Gegenteil, sie fühlten sich recht hart an, recht kräftige Muskeln, und sie bewegten sich, wollten sich frei machen, was es bei mir nun freilich nicht gab.

»Licht her, ich habe ihn!!!« donnerte ich mit allem Aufgebot meiner nicht eben schwächlichen Lunge.

Der Ruf ward gehört, ein Lichtlein kam, schwebte die Treppe herab, ich nahm dem Jungen die Laterne ab.

»Nun wollen wir doch mal sehen, wen wir da  
[486]

eigentlich erwischt haben,« sagte ich, schon wieder in der besten Stimmung.

Da ich zunächst nur das Hinterteil sah, drehte ich ihn fein säuberlich herum, bis ich das Gesicht vor mir hatte – und wie ward mir beim Anblick dieses jüdischen Gesichtes mit dem schwarzen Stutzbarte . . .

»Bei allem was lebt – mein durchgebrannter Schiffsarzt – Doktor Selo!!!«

Er bestätigte es nicht, hatte es auch gar nicht nötig – er war es! Ich erkannte doch meinen ehemaligen Schiffsarzt wieder!

Ergebungsvoll hatte er die Augen geschlossen.

»Na, freuen Sie sich denn gar nicht ein bißchen, mich endlich einmal wiederzusehen? Sie haben doch von mir auch noch drei Monate Heuer zu bekommen.«

Nur ein Stöhnen antwortete meinen spöttischen Worten.

Dann sackte ich ihn auf und trug ihn nach oben, gleich bis in meine Kajüte hinüber, und als Doktor Selo so wieder vor mir auf dem Sofa saß, im hellen Sonnenlichte, noch ganz derselbe, nur in einem indischen Talare, da erst kam das Staunen über mich, wie das Schicksal es doch seltsam gefügt hatte, daß ich diesen Halunken gerade hier auf der verlassenen ›Freiheit von Indien‹ mitten in der Fucusbank wiederfinden mußte!

Aber lange dauerte dieses Staunen nicht bei mir.

»Na, wollen Sie mir nun nicht Auskunft geben, wie Sie eigentlich hierherkommen?«

Nein, er wollte nicht, er stierte mich nur an und kniff die schmalen Lippen zusammen.

»Fühlen Sie sich schwach? Wollen Sie etwas genießen? Eine Tasse Kaffee? Ein Glas Wein?«

Es ist merkwürdig, was ein wohlmeinendes Wort alles bewirken kann! Umsonst wird ja auch nicht der blutigste Verbrecher während der

[487]

Untersuchungshaft ganz freundlich behandelt – bis er sein Geständnis abgelegt hat.

Mit einem Male veränderte sich der Ausdruck der Augen.

»O, Herr Kapitän Jansen, ich habe schwer gelitten!« kam es stöhnend hervor.

Wollte er mich bei meiner schwachen Seite packen? Natürlich, er mußte ja mein gutes Herz kennen gelernt haben.

Gut, ich wollte ihn bei diesem Glauben lassen. Freilich konnte er sich in diesem Falle auch etwas täuschen.

»Wie kommen Sie denn nur hierher? Erst muß ich das wissen.«

Ich hatte im Klange meiner Stimme dafür gesorgt, daß er nicht den Mut verlor.

»O, Herr Kapitän – ich habe furchtbar gegen Sie gesündigt,« stöhnte er von neuem.

»Lassen wir das alles – erst muß ich durchaus wissen, wie Sie hierhergekommen sind.«

»Sie wissen – damals die Geheimschrift, die wir bei dem Klauterermann fanden!«

»Ja, die Sie mir stahlen,« mußte ich jetzt doch sagen, denn eine allzu große Verstellung wäre nur schädlich gewesen.

»Und die 10 000 Pfund Sterling – und die Anweisung auf eine Million . . . « ergänzte der Schuft ganz sachgemäß.

»Ist mir jetzt alles ganz gleichgültig – Sie wissen doch selber, wie verächtlich ich von jeher über den schnöden Mammon gedacht habe, und ich brauche ihn jetzt weniger denn je – ich will nur wissen, wie Sie hierhergekommen sind, aber nun ein bißchen rasch, sonst verliere ich doch noch die Geduld.«

»O, ich bin schmäählich geprellt worden!« erklang es von neuem jammernd.

»Geprellt, wieso?«

[488]

»Ich hatte die Geheimschrift entziffert . . . «

»Ach was!« stellte ich mich unwissend, denn daß ich das Konzept seiner Uebersetzung gefunden, wenigstens soweit es geographische Ortsbestimmungen betraf, davon wußte jener wahrscheinlich noch gar nichts. »Nun, was war es denn?«

»Es war eine Aufzeichnung, wo auf dem Meeresgrunde gesunkene Wracks mit wertvoller Ladung, mit großen Schätzen liegen sollten, bis zurück aus dem 17. Jahrhundert stammend.«

Also hatte die Geheimschrift noch viel nähere Angaben enthalten. Natürlich, das war ja auch ein ganzes Buch gewesen, Selo hatte daraus nur die geographischen Ortsbestimmungen gezogen, welches Konzept er verloren hatte, wahrscheinlich, wie gesagt, ohne daß ihm bewußt war, daß er dies an Bord der ›Sturmbräut‹ zurückgelassen hatte, daß wir dies gefunden haben könnten.

»Nun, und?«

»Ein Jahr lang, länger noch habe ich all diese verzeichneten Stellen aufgesucht, über die ganze Erde verteilt, und immer bin ich betrogen worden.«

»Wieso betrogen?«

»Stets fand ich an der betreffenden Stelle eine Meerestiefe, bei der es kein Hinabtauchen gab – und auf diese Weise habe ich all die 10 000 Pfund und was ich sonst noch besaß, verbraucht – alles ganz unnötig verpulvert!«

Etwas wie Lachlust wandelte mich an. Nämlich wie der das so jämmerlich hervorbrachte. Faktisch, dieser Schuft war so egoistisch, daß er glaubte, er wäre wirklich bedauernswert, man hätte ihn wirklich betrogen.

Freilich gehört wohl ein besonderer Charakter dazu, um so etwas begreifen zu können.

»Nun, und wie sind Sie dann hierhergekommen?«

[489]

»Es war auch eine geographische Bestimmung vorhanden, welche für die Mitte der großen Fucusbank galt.«

Stimmte! Ich habe ja schon damals erwähnt, daß mir Karlemann gar kein so ganz neues Geheimnis anvertraute.

»Nun, und?«

»Ich habe sie aufgesucht, ganz zuletzt.«

»Weshalb ganz zuletzt?«

»Es sollte hier nur Ambra zu finden sein . . . «

»Nur Ambra, sagen Sie?«

»In den Wracks lag anderes verborgen, bares Geld und Goldbarren, wenigstens zum größten Teil, Juwelen – und das war mir doch lieber als Ambra.«

»Hm, da haben Sie allerdings recht. Nun und weiter?«

»Und dann wußte ich auch gar nicht, wie man in die Fucusbank hätte eindringen sollen.«

»Zuletzt aber fanden Sie doch das Rezept dazu?«

»Ja.«



»Wie?«

»Ich erfand für einen Dampfer, den ich charterte, dieselbe Messervorrichtung, wie ich sie schon an Ihrer ›Sturmbräut‹ erblickt habe.«

Darüber brauchte ich mich nicht besonders zu wundern. Wer ernsthaft mit dem Gedanken umging, die Fucusbank außerhalb der bekannten Wasserwege zu durchqueren, würde immer auf solch eine Messervorrichtung kommen. Das lag viel näher als jene Gleitvorrichtung, mit der sich meine Vorgänger hier geholfen hatten, mochte letztere vielleicht auch praktischer sein.

»Sie charterten also einen Dampfer?«

»Ja, mit meinem letzten Gelde.«

»Und drangen hier ein?«

»Von Osten her.«

[490]

»Wann war das?«

»Vor sechs Wochen.«

»Erzählen Sie ausführlicher!«

»Es war ein elender Kasten, der kaum sechs Knoten machte, in diesen Schlinggewächsen trotz der scharfen Messer keine drei. Wie eine Schnecke kamen wir vorwärts. Dabei immer die furchtbare Angst, daß die Maschine versagte, also stecken zu bleiben, denn dieser Fucus umschlingt alles, was . . . «

»Ich weiß, ich weiß. Sie brauchen mir keinen wissenschaftlichen Vortrag über Ihre Expedition zu halten. Bleiben Sie bei der Hauptsache.«

»Statt einer viele Quadratmeilen großen Insel, wie in dem Manuskript angegeben, fanden wir nur einen Berg, der auch nicht anzulaufen war, sonst wären wir umschlungen worden, und außerdem von Ambra keine Spur zu erblicken.«

Stimmte alles.

»Nun weiter?«

»Enttäuscht segelte ich westwärts, um den günstigen Wind auszunützen. Am anderen Tage erblickten wir wieder einen Berg – diesen hier. Und da, angesichts dieses Berges, aber noch weit, weit von ihm entfernt, brach etwas an der Maschine, rettungslos – und Windstille . . .«

Das Grausen schien ehrlich zu sein, von dem der Arzt befallen wurde.

»Und da ist das Schiff wohl eingesponnen worden?« kam ich ihm zu Hilfe.

»Ja. Und innerhalb von vierzehn Tagen war es gesunken. O, es war schrecklich, wie es so Zoll für Zoll in die Tiefe hinabgezogen wurde!«

Selo schüttelte sich, und ich konnte es begreifen.

»Aber Sie sind doch gerettet worden.«

»Nur ich.«

»Nur Sie? Wie kam das?« fragte ich mit berechtigtem Mißtrauen, denn ich mußte doch gleich

[491]

wieder an einen Schurkenstreich denken, den dieser Mann verübt hatte.

»Ach, was haben wir nicht alles versucht, uns aus der grünen Umklammerung wieder zu befreien! Alles vergeblich. Natürlich setzten wir Boote aus – auch sie waren schon in den nächsten Minuten umklammert, jedes Boot wurde innerhalb einer Viertelstunde hinabgezogen. Und am vierzehnten oder fünfzehnten Tage verloren wir die Deckplanken unter den Füßen, sofort rankte der Fucus an unseren Beinen empor.«

»Nun, und Sie selbst?«

»Ja, an mir ist ein Wunder geschehen. Ich stand zufällig auf einem sehr großen Lukendeckel, der nicht befestigt war. Tiefer und tiefer sank der Dampfer – ich aber stand – auf dem Lukendeckel. Dieser schwamm. Die Ueberwucherung war hier auch gar nicht so bedeutend. Der Fucus fand an den glatten Rändern eben keinen

Halt. Und da kam mir ein rettender Gedanke. Ich konnte eben noch eine lange Hakenstange auffischen – und ich fand Grund! – und wahrhaftig, der Lukendeckel schusselte als Floß über das grüne Zeug hin . . . «

»Und die anderen?«

»Die mußten zurückbleiben, die waren dem Tode geweiht.«

»Konnten Sie denn keinen einzigen mitnehmen?«

»Das Floß hätte nicht zwei Männer getragen. Außerdem waren alle anderen schon eingeklammert, und wie sie auch winkten und schrien, ich konnte ihnen nicht helfen.«

Er mochte recht haben – jedenfalls wollte ich hierüber kein Richter sein.

»Und so kamen Sie bis hierher?«

»Ja. Noch am Abend desselben Tages erreichte ich diesen Berg, hatte auch schon diesen Riesendampfer  
[492]

gesehen. Aber ich landete dort mehr östlich an dem Inselberge.«

»Sie fanden mit der Stange fortwährend Grund, daß Sie das Floß immer fortschieben konnten?«

»Immer. Das eben war ein Glück. Sonst wäre ich doch noch verloren gewesen.«

Daß das Wasser hier überall ziemlich seicht war, hatte auch ich schon bemerkt. Mit einer etwa acht Meter langen Stange mußte man da überall Grund finden, während diese Tiefe schon wieder für solch einen Riesendampfer genügte.

»Nun, und was weiter?«

»Ja, dann befand ich mich eben hier auf diesem Dampfer, in dem ich zu meinem Staunen das erste Vorbild der ›Great Eastern‹ erkannte.«

»Wie lange befinden Sie sich nun schon hier?«

»Seit fünf Tagen.«

»Also am zweiten oder dritten Tage, an dem Sie sich hier befanden, sind wir gekommen?«

»Das war an meinem dritten Tage.«

Nun, da hatte Selo ja nicht sehr lange zu warten brauchen. Freilich, er hatte doch auch immer noch auf seine Bartfrisur gehalten.

Da fiel mir etwas ein, was ich bald vergessen hätte.

»Sind Sie denn nicht einmal auf die Kommandobrücke gekommen?«

»Doch.«

»Und haben da nicht auf dem Tisch im Kartenhause einen Brief liegen sehen?«

»Einen Brief? Nein.«

Dann hatte er den an mich adressierten Brief eben übersehen. Ein weiteres Wunder erblickte ich nicht hierin.

So, das war das eine gewesen, nun kam etwas anderes daran, und dabei würde es unter Umständen weniger gemütlich zugehen.

[493]

»Also Ihr ganzes Geld haben Sie bei diesen Goldgräberexpeditionen zur See verpulvert?«

»Alles!«

»Die ganzen fünf Millionen?«

»Die ganzen fünf Millionen?« wiederholte Selo mit ausgezeichnet erkünsteltem Staunen, ich konnte auch nicht den geringsten Schreck oder sonst etwas anderes bemerken. »O nein, so reich bin ich nie gewesen. Ich erzählte Ihnen doch einmal, daß ich enterbt worden bin. Alles, was ich in langen Seereisen als Schiffsarzt gespart habe, betrug keine fünfhundert Pfund Sterling, und dann kamen noch die zehntausend Pfund hinzu, die ich Ihnen in meiner Verblendung . . . «

»Lassen wir doch diese Lappalie,« unterbrach ich ihn. »Sie haben doch all das Geld gestohlen, welches ich damals, als noch Lady Blodwen bei mir war, während der Fahrt von London nach Kapstadt nach und nach auf dem Meeresgrunde versenkt habe.«

Jetzt riß dieser Halunke vor Staunen sogar seine runden Augen weit auf.

»Welches Sie – versenkt haben?! Davon weiß ich doch gar nichts!«

»Na, nun stellen Sie sich mal nicht so!« wurde ich jetzt ungeduldig. »Es waren an die fünf Millionen – und dann der Schmuck, den damals Lady Blodwen von dem kleinen Algots erstanden, den Sie selbst taxierten, das Zepter und das Brustgehänge . . . «

»Ich weiß, ich weiß – den Karlemann dem Häuptling Kididimo abgenommen hatte,« war er mir auch noch behilflich.

»Na, wohin haben Sie dieses Geld und diesen Schmuck gebracht? Oder das ist doch nicht etwa auch schon alle geworden?«

»Ich? Hingebracht?« wiederholte er in immer größerem Staunen. »Ja, wie soll ich denn das nur verstehen?!«

[494]

Meine Geduld hatte ihre letzte Grenze erreicht.

»Na, nun verstellen Sie sich mal nicht. Ich will Sie sofort überführen, Ihnen ist nämlich dabei etwas höchst Unangenehmes passiert.«

»Mir? Etwas Unangenehmes? Ja, Herr Kapitän, was meinen Sie denn nur eigentlich?!«

»Wo ist denn der grüne Saphirring, den Sie früher immer trugen?«

Selo betrachtete seine linken Finger, an denen nur noch ein kleiner Diamantring funkelte.

»Den Saphirring? Den – den – – habe ich in Alexandrien einer Dame verehrt – ein kleines Abenteuer . . . ja, Herr Kapitän, woher können Sie denn davon wissen?!«

Diese zuletzt schnell gesprochenen Worte waren mit einem erstaunten Augenaufschlag gegen mich von solcher Natürlichkeit begleitet gewesen, daß man weiß Gott an diesem Spitzbuben bald irre werden konnte.

So weit ging es nun freilich bei mir nicht.

»Ja ja, der ist in meinen Besitz gekommen.«

»Ist nicht möglich!! Haben Sie die Mademoiselle Blanche kennen gelernt? Doch nicht gar in Alexandrien? Oder wie sonst?«

Ich hatte bereits geklingelt, der Steward kam, und dieser genügte, denn wenn Bernhard auch ein tadelloser Schiffskellner war, früher sogar wohl ein richtiger Hotelkellner, so ließen seine Knochen und Muskeln doch nichts zu wünschen übrig – also ich deutete ihm an, daß dieser Herr, unser ehemaliger Schiffsarzt, hier ruhig sitzen zu bleiben habe, während ich schnell einmal in meine Kabine ging und den Geldschrank aufschloß.

In einer halben Minute war ich zurück, der Steward konnte wieder gehen.

»Erkennen Sie diesen Ring als den Ihrigen?«

Selo nahm ihn, drehte ihn hin und her.

[495]

»Nein, das ist nicht meiner. Nur etwas ähnlich. Mein Stein war viel größer, und dann vor allen Dingen waren hier um die Fassung solche Schnörkel . . . «

Er beschrieb noch weiter den Unterschied.

Ich hatte schon geahnt, daß all dies nichts helfen würde, wenn sich der Kerl aufs Leugnen legte. Ja, wenn der Ring graviert gewesen wäre, etwa gar mit seinem Namen! Das war aber eben nicht der Fall.

Trotzdem zweifelte ich natürlich nicht einen Augenblick an seiner Schuld.

»Es ist Ihr Ring!!« sagte ich mit starkem Nachdruck. »Und – diesen – Ihren – Ring – habe ich auf dem Meeresgrunde gefunden, dort, wo meine Kassetten mit Goldstücken hätten liegen sollen – und wo Sie nur den Abdruck der Sohle Ihres Taucheranzugs zurückließen – und wo Sie diesen Ring von Ihrem Finger verloren!!«

Wenn diese Worte einen Eindruck auf ihn machten, so war es nur der der Verblüfftheit.

Dann tat er, als müsse er sich erst aufraffen.

»Herr Kapitän, wir wollen doch ruhig zusammen sprechen,« sagte er dann.

»Ich spreche ganz ruhig,« entgegnete ich, unwillkürlich lächeln müßend. Jetzt schien der auch noch den Spieß herumdrehen zu wollen, so ungefähr, wie damals der edle Franzose mit seiner Tante.

»Sie haben damals Geld ins Meer versenkt?«

»Ja.«

»Und auch jenes Geschmeide des Häuptlings Kididimo?«

»Ja.«

»Und das alles ist Ihnen gestohlen worden?«

»Ja.«

»Und Sie glauben, daß ich der Dieb sei?«

»Ja.«

[496]

Da hob Selo die rechte Hand mit zwei gespreizten Fingern empor.

»Ich schwöre bei Gott dem Allmächtigen, daß ich gar nicht gewußt . . . «

Er wurde durch einen Knall unterbrochen. Dieser Knall rührte daher, daß ich ihm eine knallende Ohrfeige verabreicht hatte. Ich hatte ihn nicht falsch schwören lassen wollen. Denn der schwor doch für drei gute Groschen sechs falsche Eide.

Selo war halb aufs Sofa gefallen, richtete sich wieder auf und tat, als wolle er seinen ehemaligen unvermeidlichen Klemmer wieder fest auf die Nase drücken, den er jetzt freilich nicht mehr trug. Im übrigen benahm er sich äußerst gelassen.

»Ja, Herr Kapitän, wenn Sie allerdings zu dergleichen Brutalitäten greifen wollen – unter der Folter würde ich wahrscheinlich sogar ein Geständnis in dem von Ihnen gewünschten Sinne ablegen – natürlich ein falsches – nur um vorübergehend von den Schmerzen erlöst zu werden. Ich würde Ihnen vielleicht eine Stelle angeben, wohin ich diese Schätze gebracht hätte – und wenn

Sie hinkämen, wäre nichts da – und so würde ich unter Tortur immer wieder wissentlich falsche Angaben machen, obgleich ich von alledem gar nichts weiß. Ich bin unschuldig.«

Der Mann sprach da eine Wahrheit aus, die ich mir hinter die Ohren schreiben konnte. Aehnliches hatte ich mir überhaupt schon selbst gesagt.

Nein, zu einer Tortur wollte ich nicht greifen. Ich bin überhaupt kein Freund von so etwas. Einmal eine Mauschelle, einmal ein bißchen an den Haaren reißen und dergleichen, auch einmal die Knute, ja – – aber auf glühende Kohlen stellen und so – nein.

»Trotzdem sind Sie der Dieb.«

»Sie irren.«

[497]

»Sie sagen: ich irre – und ich sage: ich irre mich nicht – und wenn wir so dabei bleiben, können wir bis an unser Lebensende hin und her zerren. Nein, dazu habe ich keine Lust. Wissen Sie was? Liefern Sie mir das Geld und den Schmuck wieder aus, Sie sollen den vierten Teil davon abhaben. Auf mein Ehrenwort! Ich geb's Ihnen auch schriftlich.«

[498]

Das war gesprochen wie . . . es einem Richard Jansen aus Danzig ganz ähnlich sah.

Vielleicht sogar hätte ich auch noch etwas mit mir handeln lassen.

»Sie irren, ich weiß von diesem Diebstahle gar nichts!« entgegnete er aber.

»Ich sichere Ihnen absolute Straffreiheit zu.«

»Ich bin unschuldig.«

»Gut! Nun hat's bei mir geschnappt. Sie bleiben natürlich mein Gefangener, ich werde Sie etwas knapp halten – vielleicht überlegen Sie sich die Sache noch.«



Selo wurde in eine Kabine gesperrt, Goliath bekam seine Aufwartung und Bewachung, dann rief ich alle Mann zusammen, Karlemanns kleine Garde erklärte sich mit Freuden bereit, hier bleiben zu wollen, um Robinsons zu spielen; bei der Aufforderung wegen eines erwachsenen Mannes meldete sich der Matrose Paul, den ich auch für den geeignetsten hielt, um die Rolle des Oberhauptes zu spielen; ich unterhielt mich mit ihm noch eine Stunde, ihm Instruktionen erteilend – dann dampfte die ›Sturmbraut‹ westwärts davon.

#### MIT ANDEREN AUGEN BETRACHTET.

Wir wollen Kapitän Jansen und seine ›Sturmbraut‹, während des langen Waffenganges gegen die Kaper der Konföderation nicht Schritt für Schritt begleiten. Das würde bald zu eintönig werden. Denn die Art, die Listen und offenen Kämpfe, wie er einen Kaper nach dem anderen nahm, ähnelten sich im Grunde genommen doch immer.

Aber eins fehlt uns noch: unseren Helden einmal mit anderen Augen zu betrachten, als mit seinen eigenen, wie es eine Selbstbiographie doch immer tut.

[499]

Denn zuletzt bekommt man da ein ganz anderes Bild.

Richard Jansen war eine ausgesprochen humoristische Natur, und als er als alter Mann seine Erlebnisse in dem Leuchtturm niederschrieb, da hatte sich offenbar seine Frohnatur noch immer nicht geändert – ja, da betrachtete er alles schon von einem ganz anderen Standpunkte, da war sein Charakter geläutert, von seiner Erhabenheit blickte er lächelnd auf seine früheren Torheiten herab; was ihm früher bitteren Schmerz und Seelenpein verursacht, das war jetzt für ihn ein Nichts geworden, und es ist ja bekannt genug, wie man sich in späteren Zeiten, wenn alles vorbei ist, viel mehr des Angenehmen erinnert, die Unannehmlichkeiten vergißt der Mensch viel schneller.

Das ist ja auch der Grund, weshalb uns immer unsere Kinderzeit so lieblich dünkt. Vielleicht ist das durchaus falsch. Wer in der selbsterkennenden Lebensweisheit schon weit vorgeschritten ist, der kann zu dem Urteil kommen, daß er als zehnjähriges Kind, nämlich wenn er einmal seine Schularbeiten nicht gemacht oder irgendeinen an sich ganz harmlosen Streich begangen hat, ganz genau dieselben schweren Sorgen gehabt hat, wie dreißig Jahre später als gereifter Mann, wenn er sich etwa vor einer Geschäftskrisis sieht, deren schlechter Ausgang seinen Ruin bedeuten kann.

Im Grunde genommen ganz, ganz genau dieselben Sorgen!

Denn wieder nach dreißig Jahren, als siebzigjähriger Greis, wird er, wenn er wirklich in der Erkenntnis des Lebens gewachsen ist, ebenso wieder über jene Lappalien lächeln, die ihm damals vor dreißig Jahren solche Sorgen gemacht haben, und vielleicht wird er jetzt schwermütig seufzen: Ach, war das damals eine glückliche Zeit, als ich noch alle Zähne im Munde hatte! Was hat gegen einen kranken Magen

[500]

doch solch eine Kleinigkeit wie ein Bankerott zu bedeuten?!

So wollen wir aus der im Leuchtturm gefundenen Kiste einmal ein anderes Manuskript herausnehmen.

Es ist die ebenfalls persönlich gehaltene Erzählung eines Steuermanns namens Emanuel Martin, jedenfalls eines Deutschen, welcher auf dem Segler ›Arizona‹, ein Schiff von 1200 Tonnen, unter Kapitän Kipling, als konföderierter Kaper den Seekrieg gegen die Union mitmachte – bis er zu Kapitän Jansen übertrat, dessen Freund wurde.

Wir haben nur noch zu erwähnen, daß Martin wohl schon viel von der ›Sturmbraut‹ und dessen Kapitän gehört, diesen aber noch nie selbst gesehen hatte, denn die ›Arizona‹ hatte damals auch nicht in Charleston gelegen.

Und nun beginnen wir ohne weiteres mit der Erzählung dieses Mannes, ohne uns auf sein früheres Leben einzulassen.

Am Morgen des 22. Mai, auf der Höhe von Kap Hatteras und etwa auf dem 70. Längengrade, sichteten wir eine Bark, welche mit dem steifen Südwinde von Osten nach Westen ging.

Die Erregung unter uns war sofort eine gewaltige. Denn diese Bark konnte als Ziel doch nur einen unionistischen Hafen haben, und wir gedachten den Schaden gutzumachen, den wir durch das Entgehen der deutschen ›Hortense‹, die uns im letzten Augenblick noch aus den Zähnen gekommen war, gehabt hatten.

Auch ging unser Trinkwasser bedenklich zur Neige.

Kapitän Kipling rief die Offiziere und Maate zusammen.

Ja, diese Bark konnte unserer vollgetakelten ›Arizona‹ nicht entgehen. Durch den Südwind, der so stehen bleiben würde, hatten wir sie vollkommen in der Gewalt, konnten ihr den Weg abschneiden, wo

[501]

und wie wir wollten, und die nur mäßig bewegte See ließ ein gefahrloses Entern zu.

Erst aber mußten wir wissen, wen wir vor uns hatten, freilich schon darauf gefaßt, eine falsche Auskunft zu bekommen.

Denn damals war ja auf dem Atlantischen Ozean alles eine einzige Lüge – oder sagen wir gemäßigter: eine Maskerade.

Wir selbst machten es ja ebenso. Kapitän Kipling ließ das unionistische Sternenbanner hissen, grüßte und meldete: ›Kentucky‹ – Boston – Kapitän Frank.

Jetzt würden die drüben in dem internationalen Schiffsregister vergebens nach einem ›Kentucky‹ suchen, in Boston beheimatet, von einem Kapitän Frank geführt.

Es wäre ja ein wunderbarer Zufall gewesen, wenn wirklich solch ein Schiff mit einem Kapitän dieses Namens existiert hätte, und Kapitän Kipling wählte die falschen Namen immer gleich aus dem Stegreife.

Hinwiederum brauchte man dort drüben nicht gleich an eine Mystifikation zu denken. Damals schossen ja die neuen Schiffe aus dem Meere empor, wie die Pilze aus der Erde.

Die Bark zeigte die englische Flagge, grüßte und meldete: ›Malabar – Cardiff – Kapitän Castle!

*Well*, nun waren wir unserer Sache sicher. Denn ein englisches Schiff, welches damals nach einem nordamerikanischen Hafen steuerte, zeigte nicht seine Flagge, wenn es diese nicht wirklich führte.

Andererseits konnte man dann denken, daß es eben keine Kriegskonterbande an Bord hätte. Aber was sonst, wenn es nach einem nordamerikanischen Hafen ging?

Doch darüber konnte man sich ja leicht Klarheit verschaffen.  
[502]

Wir brauchten nur die Maske fallen zu lassen, uns als konzessionierter Kriegskaper erkennen zu geben.

Also herunter die falsche Flagge, dafür die blaue der Konföderation gezeigt, mit dem Kriegswimpel, und dann den Befehl gegeben:

»Streich die Segel!!!«

Hei, gab das eine Verwirrung an Deck der Bark! Wir konnten es durch das Fernrohr deutlich unterscheiden. Wie eine Herde aufgeschuchter Gänse stoben sie durcheinander.

Dann kam eine Antwort:

»Spirituslack nach Cuba!«

Aber während sie so ihre neutrale Friedlichkeit versicherten, schwenkten sie schon nach Norden herum, die Matrosen flogen die Wanten hinauf, um den letzten Fetzen Leinwand zu setzen, der noch anzubringen war.

Und wir taten dasselbe. Denn nun war es ja erwiesen: ein Engländer, der einem unionistischen Hafen Kriegskonterbande bringen wollte, jedenfalls Getreide. Denn sonst hätten sie doch nicht zu fliehen brauchen.

Aber wenn die Bark auch wirklich Spirituslack geladen hätte – dieses Wort genügte schon, um die Augen unserer Matrosen in wilder Glut aufleuchten zu lassen, jede Muskel gespannt zu machen. Denn wir hatten eine gar verwegene Bande an Bord, noch schlimmer als verwegen, viele Novascotiamen, welche hinter dem Schnaps her waren, wie der Teufel hinter den Seelen, und unser Branntwein war schon längst zu Ende, die versprochene Tagesration konnte nicht mehr ausgegeben werden – und so hätten die jetzt sogar den Spirituslack gesoffen.

Wir also hinter der Bark her! Daß wir ihr an Schnelligkeit ganz bedeutend überlegen waren, konnten wir in den ersten zehn Minuten erkennen.

Und eine halbe stunde später waren wir in Rufweite.

[503]

»Streicht die Segel!!«

Keine Antwort, nur abermals ein wirres Durcheinander.

Im Westen tauchte eine Takelage auf. Wir beteten, mehr zum Teufel, als zu Gott, daß es kein englisches oder amerikanisches Kriegsschiff sein möge, welches uns den Spaß wieder so versalzen könnte, wie damals bei der ›Hortense‹.

Doch die Takelage verschwand bald wieder, kein einziges anderes Fahrzeug war in Sicht.

Wir lösten einen Schuß, nach dem Mittelmast gerichtet. Er ging fehl, wäre überhaupt gar nicht nötig gewesen, wir hätten nur unseren eigenen Schaden angerichtet; denn bereits ging die weiße Flagge hoch, die Segel wurden gestrichen.

Weitere zehn Minuten später hatten wir die Bark am Enterhaken.

Die Mannschaft erwartete uns ruhig, die Kommandobrücke war verlassen.

Wie es weiter geschah, kann ich nicht erzählen.

Ich gehörte diesmal mit zur Entermansschaft, Kapitän Kipling beteiligte sich nie persönlich am Kampf – was ihm oft genug verdacht wurde – also ich als erster hinüber, nicht an Kampf denkend, den Entersäbel nur so am Handgelenk hängen habend.

Da taucht vor mir ein krummbeiniger Kerl auf, grinsend, hat in beiden Händen etwas wie das Mundstück eines Schlauches – ja wohl, ein kurios gekleidetes Weibsbild, unter dessen buntem Rock große Seestiefel hervorsehen, schleift ihm den Schlauch nach – und wie ich das noch anstarre, nur die Bedeutung des Schlauches nicht erklären kann – »Los doch, Enoch, ist sich die Luderbande schon . . . « schreit da das Weib mit gröhlender Mannesstimme, wie es auch einen Schnauzbart hatte – was es sonst noch schreit, höre ich nicht, da sehe ich nur noch, wie aus dem Schlauchmundstück ein milchweißer Strahl

[504]

hervorbricht, alles gleich in eine Dampfwolke hüllend – ich fühle einen brennenden Schmerz am Halse . . .

»Kochendes Wasser!« schreit es in meinem Innern. »Die empfangen uns mit kochendem Wasser!!«

Und da habe ich auch schon meinen Entersäbel fest in der Faust, schwinge ihn auf den krummbeinigen Spritzer – in demselben Augenblick springt ein anderer auf mich ein, ein junger Mann, will mir eins mit einem Gummiknüppel abgeben – mein Entersäbel ändert mitten im Hieb seine Richtung, ich komme dem Gummiknüppel zuvor, mein Säbel saust jenem auf den Kopf . . .

Da erhalte ich selbst von anderer Seite über den Schädel einen Schlag, daß mir das Feuer aus den Augen spritzt . . .

»Verdammt, hier sind wir an die Unrechten gekommen!« denke ich noch, dann verläßt mich das Bewußtsein.

Als ich wieder zu mir kam, war ich an Händen und Füßen gefesselt. Aber lange konnte ich nicht bewußtlos gewesen sein, denn der Kampf war noch im besten Gange. Das heißt, wenn man da überhaupt von einem Kampfe sprechen durfte.

Wir hatten eben einmal unsere Meister gefunden. Mit kochendem Wasser hatten sie uns empfangen, und jetzt waren die drüben auf unserer ›Arizona‹.

Obleich ich später erfuhr – und schon jetzt merkte ich es mit eigenen Augen – daß die Pumpe mit ihrem heißen Wasser gar nicht so arg gehaust hatte, wie sie es hätte tun können – anders geführt, wären wir samt und sonders im Augenblick in rote Krebse verwandelt worden – hatte es doch gerade genügt. Nur einige Tröpfchen des kochenden Wassers auf die nackte Haut, und niemand dachte noch an einen Kampf, jeder hatte sich hinter irgendeinen Gegenstand geworfen, nur um diesem kochenden Tode zu entgehen.

[506]

Aus diesen Verstecken wurden jetzt unsere Matrosen wie die Kinder hervorgezogen, um gebunden zu werden, höchst selten dachte einer noch an Widerstand, nur ein einziges Mal mußte noch der kurze Gummischlauch gebraucht werden, kein einziger Schuß fiel mehr.

Ja, doch noch einer, und diese Szene fesselte auch meine Hauptaufmerksamkeit und gab mir die Ueberzeugung, daß ich keine halbe Minute bewußtlos gelegen haben konnte.

Kapitän Kipling hatte wie gewöhnlich auf der Kommando- brücke gestanden, um das Ganze übersehen zu können, nur, im Notfalle oder auch aus blutigem Uebermute mit seiner langen Entenflinte ein Wort mitzusprechen. Die Kommando- brücke mit der starken Holzwand zu umkleiden, daß er selbst geschützt stand, hatte er diesmal nicht für nötig befunden.

Aber daß es so kommen würde, hatte er natürlich so wenig wie ein anderer von uns erwartet – und nun stand er da, die lange Büchse in der erstarrten Hand, mit entsetzten Augen auf das Deck seines Schiffes stierend . . .

Da kam eine lange Gestalt die Treppe hinaufgesetzt, ein wahrer Riese, mit zwei Sätzen war er die zwölf Stufen oben, stand unserem Kapitän gegenüber – da kam Leben in diesen, mit einem Wutschrei ließ er die Entenflinte fallen, sein blanker Revolver blitzte in seiner Hand, ein Knall, ein Feuerstrom . . .

»Schade um den langen Burschen,« dachte ich, »unser Kapitän verfehlt sein Ziel nicht. Wer soll denn überhaupt bei solcher Nähe danebenschießen?«

Wenn der Riese aber auch tödlich getroffen sein mochte, so viel Kraft hatte er doch noch, um dem Kapitän die Faust zwischen die Augen zu setzen, mit einer Wucht, daß ich den schmetternden Krach bis hierher hörte, es klang, als ob ein irdener Topf berste, und Kipling stürzte denn auch hin wie ein Stier.

[507]

Dann aber wunderte ich mich doch baß, wie der lange Kerl auch noch die Kraft besaß, sich über den Gefallenen zu beugen – denn das sah gar nicht danach aus, als wolle er selbst tot über sein Opfer stürzen – und dann richtete er sich wieder auf, strich sich die Haare aus der Stirn – ja, und dann sprang er sogar leichtfüßig die Treppe wieder herunter!

Kann denn das ein Mensch, der eine Revolverkugel in die Stirn oder ins Herz oder sonst in einen empfindlichen Körperteil bekommen hat? Denn von einem Vorbeischießen konnte da doch eigentlich keine Rede sein, und mit Platzpatronen befaßte sich Kapitän Kipling auch nicht.

»Alles klar?« wandte sich der Lange, der durchaus nicht tot gehen wollte, und in dem ich nun wohl den Kapitän der Bark erkennen mußte, an einen anderen Mann, auch von recht stattlicher Größe, der aber neben jenem wie ein Zwerg aussah.

»Alles klar, Käpt'n!«

»Ist schon berichtet worden?«

»Vom zweiten Kapitän, der dort liegt.«

»Wieviele Köpfe?«



»Neununddreißig.«

Stimmte. So stark war unsere ganze Besatzung, den Kapitän mit eingeschlossen.

»Alle unschädlich gemacht?«

»Alle. Nur der eine liegt drüben bei uns. Ich selbst gab ihm eins über den Schädel.«

»Tot?«

»Weiß noch nicht, Käpt'n.«

»Wie sieht's sonst aus?«

»Ganz gut, Käpt'n!« war die gemütliche Antwort. »Wohl nur zweien ist das Fell total abgebrüht worden.«

»Schon tot?«

»Nee, wohl noch nicht ganz. Ich habe sie gleich über Bord werfen lassen.«

[508]

So sprach der, den ich später als Mahlsdorf, als den ersten Steuermann kennen lernte, der mein nächster Vorgesetzter werden sollte.

Jetzt sah ich auch deutlich das Gesicht des riesenhaften Kapitäns – von der Sonne kupferrot gebrannt, mit einem weißblonden Schnurrbart – und in diesem Augenblick mußte ich mir verwundert die Frage vorlegen, ob dieses Gesicht mit den regelmäßigem Zügen eigentlich gutmütig, grenzenlos gutmütig zu nennen sei, oder ob sich darin eine furchtbare Wildheit ausprägte.

Es war eben in diesem Gesicht ein Widerspruch, der sich gar nicht mit Worten ausdrücken läßt.

In demselben Augenblick aber sah ich, wie durch dieses gutmütige und doch so wilde Antlitz ein seltsames Zucken ging – es sah fast aus, als wolle der Mann in ein krampfhaftes Weinen ausbrechen.

Im nächsten Moment war das freilich wieder vorbei, und dann wurden die Züge, abermals etwas ganz Neues, plötzlich eisern.

»Ihr habt's ja selbst so gewollt, Kapitän,« meinte der Steuermann noch, dabei die Achseln zuckend. »Wem nun einmal nicht mehr zu helfen ist – über Bord damit, 's ist doch auch das beste. Erstens muß die Empfindung eine ganz angenehme sein, mit den schmerzenden Brandwunden gleich ins kalte Wasser – und dann ist's doch in einer halben Minute vorbei. Ans Schwimmen denkt so einer nicht mehr.«

»Und meine Jungen?«

»Gemeldet ist noch nichts. Tot oder gefährlich verwundet ist jedenfalls keiner.«

Da wußte ich anders zu erzählen, sah es mit eigenen Augen.

Dicht neben mir lag der, den mein Entersäbel getroffen, tot, mit klaffendem Schädel, in einer Blutlache.

[509]

Es war ein junger Mann mit hübschen, offenen Zügen, und merkwürdig war, daß der schnelle Tod diese Züge fast gar nicht verändert hatte. Auch keine Wunde war zu sehen.

Ich hatte eine Prim geführt, mit hoch herab ausgestrecktem Arm, und diese hatte mehr den Hinterkopf gespalten. An der Stirn selbst war noch gar nichts von der klaffenden Wunde zu sehen.

So hatten wir beide bisher immer nebeneinander gelegen, ohne beachtet zu werden. Der Schauplatz des Kampfes war sofort hinüber an Deck der ›Arizona‹ verlegt worden.

Doch jetzt kamen sie zurück, als erster der krummbeinige Bootsmann, noch vor ihm das schnauzbärtige Weib.

Da, ein Blick – ein Stutzen – unbeschreiblich ist es, wie sich das Weib auf den Spitzen der Seestiefel näherschlich, wie es diese dabei hob – dann hatte es den Toten erreicht, beugte sich über ihn, betastete ihn . . .

»Stürmann – Stürmann Wagner!«

So flüsterte sie erst, und dann ein gellender Schrei.

»Ist sich tot, ist sich mausetot!!!«

Sie hatte sich über den Toten geworfen, wurde aber gleich von einem Matrosen zurückgerissen – nur von einem einzigen, die anderen, die unterdessen herangekommen waren, standen wie erstarrt da.

»Wagner tot – unser Stürmann tot,« ging es mit atemlosem Flüstern durch die Reihen. Und ich sehe noch diese Gesichter!

Und dann weiter, mit seltsam scheuen Blicken um sich sehend:

»Weiß es schon der Käpt'n?«

Da kam er bereits. Es war ihm gleich anzusehen, daß er noch nichts wußte. Er blickte gerade so harmlos nach seiner Taschenuhr.

[510]

»Kapitän, der zweite Stürmann ist tot.«

Unvergeßlich wird mir dieser Wechsel des Gesichtsausdruckes sein, wie alles an dem riesenhaften Manne erstarrte, wie seine Augen auf den Toten stierten – erst glaubte ich, auch er wolle sich über die Leiche stürzen, aber nur seine Arme waren einer Bewegung fähig, langsam hob er sie, langsam legte er die Hände vor die Augen – und dann ein Zittern am ganzen Körper – und dann ein Stöhnen, oder mehr ein Schrei – ein Schrei, wie ich noch keinen gehört hatte, keine menschliche Brust solch eines Tones für fähig gehalten hatte – und dann stürzte er davon.

Die anderen umstanden nach wie vor die Leiche des Steuer-mannes.

Keiner wagte zu sprechen, kaum sich zu rühren.

Wie lange das währte, weiß ich nicht. Es gibt Zeitperioden, für die man kein Maß hat.

Ein vorübergehender Mann, wahrscheinlich ein Steward, wurde vom ersten Steuermann angehalten.

»Wo ist der Kapitän?«

»In der Kajüte.«

»Was macht er da?«

»Er flennt.«

Ich kann gar nicht sagen, was für einen Eindruck diese zwei Worte auf mich machten. ›Er flennt.‹ Dieser riesenhafte Mann sollte flennen, weinen wie ein Kind, wie ein Weib – ich konnte es mir gar nicht vorstellen.

»Der ist's gewesen,« flüsterte dann ein Matrose, auf mich deutend.

Mir ward ganz unheimlich zumute, als sich jetzt alle diese ernsten Augen auf mich richteten, es wirkte atemhemmend, ich dachte, ich hätte das jüngste Gericht zu erwarten.

Und dieses schien sich mir auch in der Gestalt jenes bärtigen Weibes zu nahen.

[511]

Was sie sagte, als sie den Seestiefel hob, um mir Tritte zu versetzen, wie sie schimpfte, will ich hier nicht wiedergeben, denn es würde humoristisch wirken, und danach war die ganze Situation nicht angetan.

Ich bekam einen Tritt auf den Leib, ein zweiter war für mein Gesicht bestimmt – da sauste eine Faust in den Nacken des Weibes, daß es, sich wälzend, zur Seite kollerte.

Es war der Kapitän.

»Wehe dem, der ihn anrührt! Pfui!!«

Dann ruhten seine blauen, tiefernsten Augen lange Zeit auf mir, und ich glaube, sie lasen mir im Herzen.

»Ihr seid der erste Steuermann von der ›Arizona?‹« fragte er nach langer Pause.

Ich bejahte.

»Wie heißt Ihr?«

»Emanuel Martin.«

»Deutscher?«

»Der Geburt nach. Bin immer auf Engländern und Novascoti-amen gefahren.«

Wieder brannten sich die blauen Augen bis in mein Herz hinein.

»Habt Ihr Lust, bei mir als zweiter Steuermann anzumustern?«

»O ja, warum nicht,« entgegnete ich kurzerhand.

»Wir müssen noch darüber sprechen. Seid Ihr verwundet?«

Ich fühlte nur noch ein Brennen am Halse. Eine an sich ganz geringfügige Brandwunde.

»Wißt Ihr, wer ich bin? Was für ein Schiff das ist?«

»Kapitän Castle von der ›Malabar‹.«

»Das waren falsche Namen, um Euch irrezuführen.«

Dann wußte ich es nicht. Ich hatte faktisch

[512]

noch keine Ahnung, auf welchem Schiffe ich mich befand, wen ich vor mir hatte.

Der Kapitän zog sein Dolchmesser und durchschnitt meine Bände.

»Bernhard, führe ihn in die Kajüte! Gib ihm Salbe, daß er sich den Hals einreibt! Mehr ist nicht nötig. Wartet in der Kajüte auf mich, Steuermann, bis ich die Prise aufgenommen habe.«

Während ich dem Steward über Deck folgte, suchte ich nach Namen, wie sie sonst doch an fast jedem beweglichen Gegenstand angemalt sind, an Eimern, Rettungsringen und dergleichen, sah aber keinen einzigen.

»Was für ein Schiff ist das eigentlich?« ließ ich mich verleiten, den Steward, als er mir dann eine Schachtel Brandsalbe brachte, zu fragen.

»Ihr wißt es wirklich nicht?«

»Keine Ahnung.«

»Der Kapitän wird es Euch sagen.«

Ich war wieder allein, sah mich in der höchst komfortabel, fast luxuriös ausgestatteten Kajüte um, untersuchte einen silbernen Teller, ein Messer und anderes – nirgends etwas von einem Schiffsnamen, der sonst auf solchen Gegenständen doch selten fehlt.

Was draußen vorging, wußte ich nicht, wollte mich auch nicht mehr in der Tür zeigen. Nun, jetzt wurde eben die Prise aufgenommen, das heißt, das erbeutete Schiff ausgenommen.

Ja aber, die Union hatte doch keinen einzigen Kaper angestellt?! Und ein regelrechtes Kriegsschiff war das sicher nicht, ein solches hätte niemals eine falsche Flagge gezeigt, das geht gegen die internationalen Kriegsgesetze, auf deren Wahrung die bedrohten Nordstaaten gar sehr halten mußten.

Ich mußte geradezu an einen Freibeuter, an einen Seeräuber denken.

Nach einer Viertelstunde betrat der Kapitän die  
[514]

Kajüte. Erst hier in dem niedrigen Raume gewährte ich ganz, was für ein Hüne das doch war! Und diese Schultern, diese Knochen! Besonders diese Handgelenke! Manchen Mannes Oberarme haben nicht solch einen Umfang. Für dessen Titanenkraft mußte es gar kein Hindernis geben, soweit nur irgendein Mensch es besiegen kann.

Jetzt zeigte das kupferbraune Gesicht wieder die gutmütigsten Züge.

»Habt Ihr wirklich nur so wenig Trinkwasser, Steuermann?«

Ja, daran waren wir, wie gesagt, selbst sehr knapp gewesen.

»Schade. Auf Trinkwasser kommt es mir hauptsächlich immer an. Nun, ich habe mich an den reichlich vorhandenen Proviant gehalten, und dann zwei Geschütze und alle Munition habe ich noch annektiert. Wißt Ihr, wie groß die Schiffskasse war?«

Ich konnte vorrechnen, daß der Kapitän in seinem Geldschrank mindestens 100 000 Dollar haben müßte, denn so viel hatte die Beute betragen, die wir in den beiden Schiffen gefunden, die wir bisher genommen hatten, und da wir noch keinen Hafen angelaufen, waren die Beute und das Prisengeld auch noch nicht verteilt worden.

»Es sind 248 300 Dollar – in runder Summe – die ich im Geldschrank gefunden habe.«

Das konnte sein. Was der Kapitän sonst noch besaß, wußten wir ja nicht.

»Welchen Anspruch auf die Beute habt Ihr selbst zu machen?«  
Ich blickte den Frager verständnislos an.

»Nun, Ihr versteht doch. Das Schiff ist frei, frei ist die ganze Mannschaft – soweit sie noch lebt – sie kann hinsegeln, wohin sie will . . . «

»Was? Ihr verzichtet auf das Schiff, auf die ganze Prise?!« rief ich in grenzenloser Ueberraschung.

[515]

»Ja. Ich habe mit diesem ganzen amerikanischen Bürgerkrieg gar nichts zu tun, will damit nichts zu tun haben. Aber wenn mich ein Schiff angreift, dann wehre ich mich natürlich, und wenn ich siege, so habe ich eigentlich auch das Recht, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Doch ich nehme immer nur Proviant, Trinkwasser und eventuell Kohlen, alles übrige gebe ich mit dem ganzen Schiffe wieder frei, lasse der Mannschaft auch stets noch so viel Proviant und Wasser, daß sie bequem den nächsten Hafen erreichen kann. Am allerwenigsten vergeife ich mich an Geld und Wertsachen. Ich habe selbst genug von solchem Zeug.«

Immer fassungsloser starrte ich den hünenhaften Sprecher an.

»Herr, wer sind Sie eigentlich?« konnte ich dann nur rufen.

»Kein Seeräuber – der würde anders handeln – aber ein Desperado.«

»Ein – Desperado?«

»Habt Ihr noch nichts von Kapitän Jansen und von seiner ›Sturmbraut‹ gehört?«

Wie elektrisiert schnellte ich auf.

»Ihr wäret – dieser Kapitän Richard Jansen?«

»Ich bin es.«

»Und dies wäre die ›Sturmbraut‹?«

»Sie ist es.«

»Das glaube ich nicht!«

»Weshalb nicht?«

»Ich habe die ›Sturmbraut‹ noch nicht gesehen, aber – die ›Sturmbraut‹ ist ein vollgetakelter Dreimaster, und dies ist eine Bark!«

»Ich habe vom Kreuzmast einfach die Rahen abnehmen lassen, daraus einen Besanmast gemacht.«

»Die ›Sturmbraut‹ hat eine viel niedrigere Back!«

»Ich habe sie einfach durch ein Brettergerüst erhöhen lassen, ebenso das Achterteil. Weshalb soll

[516]

ich mein Schiff nicht maskieren oder ausstaffieren, wie ich will? Eigentlich haben die ›Sturmbraut‹ und Kapitän Richard Jansen aufgehört zu existieren. Mein Schiff ist aus der internationalen Registerrolle gestrichen. Ich bin vogelfrei. Richtig frei wie der Vogel in der Luft. Wenn sich ein Habicht auf mich stürzt, wehre ich mich natürlich meiner Haut. Manchmal fresse ich ihn auch auf. Ich bin selber ein Raubvogel. – Nun, Herr Steuermann Martin, wollen Sie unter solchen Umständen bei mir bleiben?«

Ich konnte nicht mehr daran zweifeln. Ich hatte ihn vor mir, von dem zurzeit alle Welt sprach, mit dessen Namen jetzt in England die unartigen Kinder geschreckt wurden!! Den simplen Handelskapitän, der den Stolz Englands, den ›Prinz Albert‹, in den Grund geschossen, ein anderes englisches Kriegsschiff mit Absicht in den Grund gerammt hatte – auf dessen Festnahme Prämien gesetzt waren, deren Höhe sich noch gar nicht ermessen ließen, weil in England, aber auch anderswo, noch ständig dafür gezeichnet wurde, besonders aber von englischen Seeoffizieren, die ja gewöhnlich Geld im Ueberflusse haben, von der Prämie der Regierung gar nicht zu sprechen ...

»Ja ja,« nickte mein Gegenüber, mit seinem gutmütigsten Gesicht, »ich bin dieser Kapitän Jansen, auf den jetzt ein halbes



Dutzend Abenteurer mit ihren Schiffen Jagd machen. Denn das dürfte sich noch mehr verlohnen als die Kaperei in diesem amerikanischen Kriege. Wer mich lebendig in einem englischen Hafen einliefert, bekommt bare dreimalhunderttausend Pfund Sterling ausgezahlt, das sind nach unserem deutschen Gelde zwei Millionen Taler, und wenn Sie ein Messer bei sich haben, und Sie stoßen es mir jetzt ins Herz, und Sie können den Beweis erbringen, daß Sie mich wirklich getötet haben, so erhalten Sie in London die immer noch ganz annehmbare Summe von vierzigtausend Pfund Sterling ausgezahlt. So

[517]

standen die Aktien wenigstens vor vier Wochen, als ich zuletzt den Kurszettel las. Unterdessen ist mein Aktienwert sicher noch gestiegen. – Nun, Monsieur Emanuel Martin, wollen Sie mir als mein zweiter Steuermann behilflich sein, diesen Prämienjägern, die auf mich pürschen, ein Schnippchen zu schlagen?«

»Topp!« sagte ich nur noch, in die Hand, die er schon hinhielt, einschlagend.

Auf die Frage, wie er mir denn solches Vertrauen schenken könne, kam ich gar nicht. Dieser Mann konnte ja mit seinen harmlosen, treuherzigen Augen jedem Menschen bis in Herz sehen. – –

–

Ich blieb an Bord der ›Sturmbraut‹.

Ich wurde der Freund dieses seltsamen Mannes.

Ich ersetzte den ersten Mann, den er aus seiner Mitte durch den Tod verlor, gerade ich, sein Mörder – und jetzt, da ich dies schreibe, erst wenige Jahre später, bin ich sein letzter Maat.

Ja, ich habe sie alle, einen nach dem anderen, die einst die Planken der ›Sturmbraut‹ begangen, fallen, sterben sehen, im offenen Kampfe, durch feigen Verrat, am Galgen – – ja, ich habe eine Heldenschar Mann für Mann zugrunde gehen sehen, und man könnte auf sie ein Lied der Treue dichten, wie nur je eines gesungen worden ist!

Ja, ich lernte ihn kennen.

Aber welche Rätsel hat mir dieser Mann nicht aufgegeben – anfangs!

Der harmloseste Charakter, der keinem Tierchen etwas zuleide tun konnte, ein Käferchen mit der Fußspitze vorsichtig zur Seite schob – – und je toller es zuging, je mehr wir zu leiden hatten, desto zündender wurde sein trockener Witz, übersprudelnd vor Lebenslust – – und dann wieder Tage der tiefsten Melancholie, wo er weinen konnte wie ein Kind – und dann wieder ein vor Wut blinder Stier, eine blutgierige Bestie . . .

[518]

Er hatte ein Weib bei sich an Bord, das schönste, das je mein Auge geschaut.

Er glaubte, er liebe dieses Weib. Er glaubte es. Er bildete es sich ein. Er redete es sich vor. Er sagte es ihr und sagte es jedem anderen und . . . er war in dem Wahn befangen, daß dies die ehrlichste Tatsache sei. Denn eines wirklichen Betrugers war dieser Mann ja gar nicht fähig, keines falschen, keines unlauteren Wortes.

Wir aber, die wir ihn still beobachteten, wußten es besser.

Einer anderen galt seine Sehnsucht, an der er in der Erinnerung mit allen Fasern seines, ach, so empfindsamen Herzens hing! Aber gerade dieser anderen begegnete er stets kalt und hart, was sich bis zur Grausamkeit steigern konnte. – – Weshalb? Aus einem Grunde, den nur der zu verstehen vermag, der selbst schon etwas Aehnliches durchgemacht hat – – eine Art Wollust, sich ins eigene Fleisch zu schneiden – – wahrscheinlich hätte er auch gar nicht anders handeln können, ohne vor sich selbst Abscheu zu empfinden – – aber das war die Ursache seiner Stunden und Tage der tiefsten Schwermut, die sich bis zur furchtbarsten Verzweiflung steigern konnte, da wir ihn in einer Kabine weinen und jammern hörten.

Mehr brauchen wir von diesem zweiten Berichterstatter nicht zu hören.

Das aber war es, was wir einmal hören mußten.

Denn man kann sich wohl schlecht vorstellen, daß ein Mann wie Richard Jansen einmal über eine unglückliche Liebe, über Verzweiflung, über seine Tränen gesprochen hatte – wenigstens nicht über Tränen, die er über sein eigenes Unglück geweint.

Nun, da das Bild dieses Mannes für den Leser etwas korrigiert worden ist, wollen wir ihn mit seinen eigenen Worten weiter erzählen lassen.

[519]

#### MEINE LEUTE SIND UNZUFRIEDEN MIT MIR.

Am 4. Juni machte ich das halbe Dutzend voll – – da nahm ich den sechsten Kaper aus, der sich an meiner ›Sturmbraut‹ die Finger verbrannt hatte.

Ausnehmen! Meine Jungen sagten nicht mehr Kaper, sondern Kapaun.

Wahrhaftig, ich hatte die Geschichte nun satt, mich ekelte diese Art von Schlächtereie und Ausnehmerei nun schon an.

Dieser Kaper hier war ein Spaniole, und was wir drin fanden war nichts weiter als Hartbrot, Oliven, Stockfisch, Ratten und Wanzen. Den Geldschrank vertrat des Kapitäns Hosentasche, und in derselben befanden sich ein Rosenkranz und etwa anderthalb Taler in Geldsorten aller Länder.

Und ein Kampf war das gewesen! Als diese braunen Haiducken merkten, daß wir sie nicht so ohne weiteres an unser Deck kommen lassen wollten, hatten sie schnell Messer und Pistolen hingeworfen und hatten dafür den Rosenkranz hervorgezogen, fingen an auf den Knien Litaneien herzuaplappern. Enoch hatte auch nicht das geringste Tröpfchen seines Kaffeewassers zu verspritzen brauchen.

»Nee, Mahlsdorf, nee,« sagte ich, »jetzt habe ich die Geschichte satt. Dieser Spaniole geht nicht mehr in meinen Magen. Herunter mit dem ganzen Maskenkostüm! Hoch unsere eigene Flagge!«

»Welche Flagge? Herr Kapitän?« fragte Mahlsdorf so recht heimtückisch – allerdings in ganz harmlosem Sinne gemeint.

Ich stutzte nicht lange.

»Freilich, Mahlsdorf, das Sternenbanner hat keinen Zweck mehr. Da muß ich mir erst meine eigene zusammenflicken und mit bunten Farben bemalen. *Well*, ›Sturmbraut‹, Kapitän Jansen – diese drei Flaggen sollen von jetzt an ständig am

[520]

Großtop wehen! Wenn dieses registrierte Signalement auch aus der Schiffsrolle gestrichen ist – kennen wird es doch noch jede Wasserratte. Dann geht mir keiner dieser Kapaune mehr zu Leibe.«

»Und woher nehmen wir Proviant?«

»Bah! Sorge nicht für den morgenden Tag! Tun das etwa die Vögel? Wir sind welche. Wir sind doch überhaupt auf ein halbes Jahr versehen – und dann hier so ein Fiasko – ich hatte wenigstens auf Büchsenbutter gehofft – und die tunken ihre Würmer, aus dem der ganze Schiffszwieback besteht, in ranziges Olivenöl – nee, Mahlsdorf, nee, das hat mir den Rest gegeben. Wird nicht mehr gemacht.«

Mit einem Male machte mein Mahlsdorf so eine Bewegung wie ein Hampelmann, den man unten zwischen den Beinen an einer Schnur zieht – so klappartig richtete sich auch Mahlsdorf auf.

»Herr Kapitän!«

»Na?«

»Darf ich einmal ein offenes Wort mit Ihnen sprechen?«

Ich weiß nicht ... mir wurde mit einem Male recht unangenehm zumute. Es war mir, als ob ich ein böses Gewissen hätte,

obgleich das doch gar nicht der Fall war. Wie früher als Schuljunge – verbrochen hatte ich nichts direkt, aber Prügel glaubte ich doch immer verdient zu haben.

»Ein offenes Wort? Hm. Eigentlich nicht. Bin gerade nicht in der Laune dazu.«

»Ich würde im Namen aller sprechen.«

»Im Namen der ganzen Besatzung?«

Jetzt wurde ich wirklich stutzig. Und das böse Gewissen trotz aller Unschuld machte sich noch stärker bemerkbar.

»So spricht – sprechen Sie,« verbesserte ich

[521]

mich, denn dann hatte ich es nicht nur mit meinem Steuermann zu tun, der unter Umständen auch einmal einen Backs hinnehmen mußte.

»Ganz offen darf ich sprechen?«

»Wie Ihnen der Schnabel gewachsen ist. Los damit! Ich will die vereinte Stimme meiner Jungen hören.«

»Herr Kapitän, die ganze Mannschaft ist unzufrieden mit Ihnen!«

Alle Wetter, das war ein starkes Wort gewesen! Ich fuhr nicht schlecht empor, ich glaube, ich bin ganz blaß geworden.

»Unzufrieden – – mit mir – – mit ihrem Kapitän?«

»Ja.«

»Weswegen?«

»Die Leute wissen gar nicht, was für eine Rolle wir eigentlich spielen. Wir kennen Ihre Abneigung gegen die Sklaventreiber – aber das, wie wir gegen die Kaper vorgehen, ist doch kein Krieg zu nennen – und ebensowenig sind wir Seeräuber.«

Da war es! Mahlsdorf, meine Jungen hatten recht. Ich hatte in diesem Kriege neutral bleiben wollen und war es nicht. Ich fing die Mäuse, biß ihnen nur den Schwanz ab und ließ sie wieder laufen. Das Recht meiner Leute lag im Gefühl. Weder heiß noch kalt – lau! – ein schlimmes Wort, schon in der Bibel geächtet.

Nur meine verdammte Gutmütigkeit war an alledem schuld. Ich, der ich zwei englische Kriegsschiffe vernichtet hatte, brachte es nicht übers Herz, einem Kapitän so ein Fahrzeug wegzunehmen – ich mußte mich immer in seine Lage versetzen. Nein, Schwachheit war das von mir!

»Na, wenn sie sonst keine Sorge haben,« sagte ich mit erkünsteltem Gleichmut, »das wird ja nun anders. Wie gesagt, ich werde keinen Kaper mehr

[522]

auf mich durch fremde Flaggen locken, und unter meiner echten wird mich keiner angreifen.«

»Aber da sind noch die anderen, die es speziell auf uns abgesehen haben, die Prämienjäger, die lassen sich durch nichts zurückschrecken, wenn es zwei Millionen Taler zu verdienen gibt, das werden auch ganz andere Schiffe sein, womöglich gepanzerte Kriegsschiffe.«

»Freilich, und bin ich diesen bisher entgangen, so werde ich die jetzt bald auf meiner Spur haben, eben wenn ich offenes Visier zeige.

»Und wieso soll es denn anders werden?«

»Nun, die werde ich ganz anders empfangen. Da gibt es natürlich keine Schonung.«

»Wieso ganz anders empfangen?« fragte Mahlsdorf abermals.  
»Mit der Feuerspritze?«

Das war in einem Tone gesagt worden, daß ich wiederum betroffen emporfuhr.

»Mahlsdorf, was soll das heißen?!«

Und auch Mahlsdorf richtete sich wiederum empor – mit jenem Ruck einer Gelenkpupe. Ich glaubte es förmlich klappern zu hören. Seine Stimme freilich klang dann ganz anders.

»Kapitän! All unsere Jungen bis zum letzten Heizer hinab sind unzufrieden mit Euch, daß Ihr sie wie die kleinen Kinder behandelt, die noch vor dem Feuer behütet werden müssen. Das kochende Wasser war gut genug für stinkige Chinesen – für jenen Amerikaner, der uns hinterlistig überfallen wollte – damals war Frieden, da schadete solch eine Lektion nichts – – aber jetzt ist Krieg!! – – unsere Leute wollen kämpfen, Mann gegen Mann, oder im Feuer – – jedenfalls wie Männer wollen sie gegen den Feind kämpfen und nicht wie die Waschweiber mit heißem Wasser . . . «

Da war das zweite, was ich gefürchtet! Denn

[523]

ich hatte es geahnt! Hatte es aber nicht wissen wollen. Und daher mein böses Gewissen!

O, meine verdammte Gutmütigkeit! Und doch, es gab mir einen schmerzenden Stich durchs Herz, als ich meinen Steuermann als Vertreter aller meiner Jungen so reden hörte.

»Mahlsdorf, ahnt Ihr denn nicht, weshalb ich bisher nur immer mit der Feuerspritze arbeitete?« fragte ich leise.

»Nein!«

»Nun, denkt Ihr denn etwa, auch ich würde meinem Feinde nicht lieber mit Entersäbel, und Pistole und Fausten zu Leibe gehen?«

»Ja, warum tut Ihr es denn da nicht?«

»Ihr fragt immer noch? Weil ich möglichst Leben und Haut meiner braven Jungen schonen will!«

Ach, wie schwer war es mir geworden, das zu sagen!

Mahlsdorf hatte gewußt, was ich sagen wollte, der unverschämte Kerl hatte es nur aus mir herausholen wollen.

Es hatte schon immer so verdächtig in seiner Visage gezuckt!

Und als ich das gesagt habe, da fängt doch mit einem Male dieser lange Lämmel zu flennen an!

Wahrhaftig – wenigstens hat er an jedem Auge einen großen Tropfen hängen.

Jedoch plötzlich schüttelt er den Kopf, daß ich denke, er will seinen Schädel in die Ecke schmeißen, aber nur die beiden großen Tropfen fliegen mir direkt ins Gesicht – und dann fängt dieser Vagabund doch hier, in meiner Kajüte, vor seinem Kapitän! zu fluchen und zu dammigen an, beginnt mit Katzenschwänzen und hört mit des Teufels Höllenquaste auf, und wie er damit fertig ist, bricht er in die denkwürdigen Worte aus:

»Nu, denkt Ihr denn etwa, daß die Jungen nicht  
[524]  
ebenso denken, wie Ihr denkt?! Denkt Ihr so? Dann habt Ihr falsch gedenkt!«

Was sollte ich dazu sagen? Nun, jetzt fing auch ich mit einem Gottver ... an, es ging noch einige Meter weiter, und ich fluchte mit einer Seligkeit, wie ich sie seit längerer Zeit nicht mehr empfunden hatte, um dann von dieser Ouvertüre zum Hauptthema überzugehen:

»Na, da also in die Rumpelkammer mit der Feuerspritze, und los mit Säbel und Pistole!!«

Wir wurden wieder ernster; denn eine wilde Lustigkeit war es gewesen.

»Also keine Kapaune mehr ausnehmen – Kaper kapern, wollte ich sagen?« meinte Mahlsdorf.

»O ja, wenn mich einer angreift!« mußte ich doch schon wieder lachen. »Aber von jetzt an wird offen Farbe bekannt, Maskerade gibt's nicht mehr. Hier ›Sturmbraut‹, hier Kapitän Jansen – basta!«

»Dann wird uns wohl keiner mehr angreifen!«

»Na, dann gehen wir einmal zum Angriff über, 's sind ja nur Menschenschinder, diese Konföderierten.«

»Käpten, Ihr werdet immer besser, habt heute Euren glücklichen Tag!« schmunzelte Mahlsdorf. »Und was machen wir dann mit der Prise?«

»Von jetzt an werden die Kapaune total ausgenommen – bis zur letzten Kaldaune.«



»Und die Geldkasse?«

»Das ist der Inhalt des Magens, wird auch behalten – wie der Eskimo das Moos frißt, das er im Magen des erlegten Renntiers findet. Jetzt ist mir alles egal.«

»Und das Schiff selbst?«

»Hm,« brummte ich nachdenklich. »Damit können wir nichts anfangen.«

»Weshalb nicht?«

»Nun, weil wir doch keinen Hafen anlaufen dürfen, wo wir es verschachern können. Wollen wir

[525]

der Sklaventreiberei wirklich schaden, daß dieser Seeräuberkrieg gegen die Union eingeschränkt wird, so müssen wir das Schiff einfach immer versenken.«

»Da gäbe es einen Ausweg.«

»Welchen?«

»Denkt Ihr denn gar nicht mehr an unsere Fucusinsel, Kapitän? Sie soll doch sowieso unser Diebesversteck sein, wenn ich mich so ausdrücken darf, dahin können wir doch auch die erbeuteten Schiffe schleppen, brauchen sie auch nicht erst auszunehmen, was doch stets eine große Arbeit verursacht, und das Schleppen durch den Fucus bietet keine Schwierigkeiten, wenn die Schlingpflanzen durch das vorangehende Schiff einmal aufgeschnitten sind . . . «

Mahlsdorf wollte mit der Miene eines Schulmeisters wohl noch mehr erklären, kam aber nicht dazu.

Plötzlich wirbelte er im Kreise herum. Eigentlich hatte ich ihn umarmen wollen, dazu aber hätte ich doch gar zu sehr in die Kniebeuge gehen müssen, und so begnügte ich mich, ihn bei den Armen zu fassen und ein paarmal herumzuschwenken.

Ich befand mich eben wirklich einmal bei ganz besonders vernügter Laune.

»Mensch, Mann, Lümmel infamer, und das sagst du mir erst jetzt?! Und du hast geduldet, daß ich nicht von ganz allein auf

diesen so furchtbar einfachen Gedanken gekommen bin, den ja sogar ein Blinder greifen kann?! du bist ja Kolumbus Nummer drei, jetzt darf Karlemann nicht mehr Anspruch darauf machen, daß er allein seine Eier selber legen kann!!!«

Und dabei schwenkte ich meinen Steuermann immer noch im Kreise herum.

»Käpt'n, was ist denn mit Euch los?« lachte Mahlsdorf, aber mit recht schmerzhaft verzogenem

[526]

Gesicht. »Und wollt Ihr denn, daß ich meine Arme in Schienen legen soll?«

Ich setzte ihn wieder fein säuberlich hin. Es war eine Szene gewesen, wie sie sich selten in meiner Kajüte ereignet hat. Ich glaube, nur der Umstand war daran schuld, daß die Feuerspritze in die Rumpelkammer sollte.

»Boot ahoi!!!« wurde da draußen gesungen, und die elektrische Glocke schrillte, die mich an Deck rief.

#### LADY MARION.

Wir eilten hinaus.

Wohin Martins, des zweiten Steuermanns, Fernrohr gerichtet war, erkannte man mit bloßem Auge auf dem Wasser zwei Punkte, die sich im Fernglas in zwei mäßig besetzte Boote verwandelten, und das eine hatte die Notflagge gehißt.

Sollten das die Schiffbrüchigen auch nicht tun? Die See war anständig bewegt, ein Boot tanzte schon ganz gehörig – die nächste Küste war gute dreihundert Seemeilen entfernt und wir wahrscheinlich das einzige Schiff, welches sie erblickten.

Den Spaniolen hatte ich vor etwa zwei Stunden wieder entlassen, er war nach Süden abgesegelt, auch für uns schon wieder außer Sicht, und diese Boote kamen von Norden.

Ich ließ die ›Sturmbräut‹ ihnen entgegendampfen. Eine Viertelstunde später waren die Insassen zu unterscheiden.

In jedem Boote sechs Mann, und in dem einen noch ... eine Dame!

Der geneigte Leser dürfte wohl schon gemerkt haben, daß ich sonst nicht gerade sehr für elegante  
[527]

Ausdrücke bin. Meistenteils sage ich lieber Frauenzimmer oder Weibsbild anstatt Dame, das ist mir geläufiger.

Aber in besonderen Fällen muß man eben unterscheiden können, auch gleich durch den Ausdruck. Hätte ich hier ›Frauenzimmer‹ gesagt, dann hätte der Leser sich gleich ein Fischerweib oder eine aus dem Leim gegangene Kapitänsfrau vorstellen können, und solch ein erster Eindruck bleibt dann lange haften.

Nein, wer in der Mitte des Leibes viel dünner ist als an den Schultern und an den Hüften – also so einen Einschnitt im Leibe hat, wozu dann gewöhnlich noch vorne ein Buckel kommt, Busen genannt, durch einen Panzer festgehalten – das ist bei mir allemal eine Dame ... wenigstens im offenen Boote auf hoher See.

In Rufweite gekommen, fing der eine Steurer zu brüllen an.

»Was für ein Schiff ist das?!«

Mein Gott, wie sollte ich jetzt daran denken, Antwort zu geben, mich vorzustellen, vielleicht dabei gar die Mütze zu ziehen – und wie kam der überhaupt jetzt auf diese Frage!

In jedem Boote konnten nur zwei rudern, die anderen drei mußten fortwährend Wasser schöpfen, und ich dampfte noch mit halber Fahrt, also mit sechs Knoten.

»Wahrschau, stoppt, stoppt, setzt ab!!« donnerte ich hinab.

Obgleich sie viel zu weit herangekommen waren, will ich doch die Schuld auf mich nehmen. Ich hatte zu spät Gegendampf gegeben, hätte diese ihre Unvorsichtigkeit schon eher bemerken und mich danach richten sollen.

Das Boot, in dem sich die Dame befand, wurde gerammt, zerschellte an der eisernen Bordwand, die ganze Gesellschaft lag im Wasser.

[528]

Und im nächsten Moment folgte das zweite Boot mit seinen Insassen nach.

Uebrigens hätten sie sowieso durchs Wasser gehen müssen, und die Boote wären sowieso verloren gewesen. Die See ging doch zu stark, um die gebrechliche Nußschale an Deck zu hieven, während ihre scharfen Kanten gerade genügten, um einem das Fallreep Emporkletternden die Beine wegzuschlagen.

Doch schon waren Taue und Schwimmgürtel zur Stelle, einer nach dem anderen wurde heil und gesund heraufbefördert, und mit der Dämlichkeit gingen meine Jungen, wie es sich für gebildete Matrosen schickt, noch ganz besonders vorsichtig um. Es ist ja auch ein vertracktes Ding. Unsereiner denkt immer, so eine Frau mit so einer dünnen Einschnürung im Leibe, gerade dort, wo jeder ältere Kapitän einen Fettwanst haben muß, könnte da einmal auseinanderbrechen.

Uebrigens war es ein ganz annehmbares Mädels, diese Dame. Jung und hübsch – ›ihsch‹, sagte der Heizer Georg, dem das H Schwierigkeiten machte.

Unverkennbar war es etwas ›Besseres‹; feine Gesichtszüge, feine Hände, an den Fingern eine Menge kostbarer Ringe . . .

Doch lange konnte ich mich nicht ihrer Betrachtung widmen. Außerdem konnte ich dies nur so nebenbei tun, denn ich hatte gerade einen Mann am Angelhaken, und kaum hatte ich diesen an Deck geleiert, als er auch schon auf mich losfuhr.

»Sind Sie der Kapitän? Sie haben mich gerammt. Sie haben bodenlos unvorsichtig gehandelt, ich werde Sie den Seegerichten anzeigen. Wie heißen Sie? Was für ein Schiff ist das?«

So brüllte er mich an.

Na, ich betrachtete mir doch das Kerlchen, einen noch ganz jungen Menschen, wie ein Wunder aus dem Jenseits.

[529]

»Was sagen Sie da?«

Er wiederholte seine Beschuldigungen in maßloser Weise.

Vorhin hatte ich die Schuld auf mich genommen. Bei rechtem Lichte besehen trug aber doch der Bootssteuerer die eigentliche Schuld, und wenn man dies durchaus wissen wollte, dann konnte man es auch von mir zu hören bekommen – und dieser Mann bekam es, in einer Weise, der er nicht widersprechen konnte.

»Und was meinen Sie denn überhaupt, wen Sie vor sich haben, Sie Greenhorn?« setzte ich meinem Sermon noch hinzu.

Der junge Mensch, übrigens mit recht energischen Gesichtszügen ausgestattet, war denn auch sehr schnell mäuschenstill geworden.

»Pardon,« sagte er jetzt ganz bescheiden, »ich befand mich in großer Erregung – die Sache ist nämlich die, daß ich nicht an Bord jedes beliebigen Schiffes gegangen wäre, die Not war noch nicht so groß – O'Connor – Abbott O'Connor – Kapitän der ›Semiramis‹ von Halifax, die vorgestern gesunken ist – darf ich nun erfahren, wem wir unsere Rettung zu verdanken haben?«

Der junge Kapitän war wie umgewandelt, und so etwas wie Nachfragen kenne ich nicht.

Meinen Schiffsnamen? Da passierte mir etwas.

Ich hatte gesagt: ›Was meinen Sie denn, wen Sie vor sich haben?‹ – und da hatte ich doch eben daran gedacht, daß ich derjenige Richard Jansen sei, welcher – und nichts ist mir verhaßter als Renommisterei – bei so etwas ertappt, würde ich mich zu Tode schämen – und dann war ich diese Lügerei mit den falschen Namen nun schon gewohnt worden ... kurz, ich entgegnete ohne Zögern:

»Johann Richter – – oder auch Jan Richter

[530]

– Kapitän dieses Schiffes, der ›City of Venice‹ von Northshields.«

So hatte ich mich nämlich vorhin dem spanischen Kaper gegenüber ausgegeben, einmal das Schiffsregister zu Rate ziehend, wirklich existierende Namen nennend.

Im nächsten Augenblick bereute ich diese falsche Angabe unter solchen Verhältnissen. Hier war das ja gar nicht nötig, und ich hatte doch überhaupt von jetzt an Farbe bekennen wollen.

Da aber, als es mir noch durchs Hirn schoß, wie ich das jetzt noch in anständiger Weise umändern könnte, stürzte plötzlich die Dame auf mich zu, daß ich erst dachte, sie wolle mir um den Hals fallen.

»Unter englischer Flagge!! Gelobt sei Gott, gelobt sei Gott – Herr Kapitän Richter, schützen Sie mich vor diesem Mann . . . «

Und jetzt sprang Kapitän O'Connor dazwischen, wiederum mit einer Bewegung, daß ich erst dachte, er wolle der eins aufs Maul geben.

»Sie haben zu schweigen!!!«

»Ich bin englische Staatsangehörige!!«

»Seien Sie still!!!«

»Ich stelle mich unter den Schuß der englischen Flagge!!!«

»Sie stehen unter meinem Schutze!!!«

»Herr Kapitän, dieser Mann hat mich entführt!!!«

»Herr Kapitän, diese Dame steht außerhalb aller Staatsangehörigkeit!!!«

»Dieser Mann ist ein Schurke!!!«

»Dieses Weib ist wahnsinnig!!!«

»Retten Sie mich, retten Sie mich!!!«

»Glauben Sie kein Wort, was sie sagt, sie ist wahnsinnig!!!«

So klang es durcheinander, und zwar immer auf mich losgeschrien.

Ich muß gestehen, daß ich zuerst ganz baff war.

[531]

Als sie aber auch noch die Hände ausstreckten, um mich zu packen, weil jeder mich haben wollte, da wußte ich wieder, wer ich war.

»Hand vom Leibe!« kommandierte ich, erst gemächlich, dann aber doch in etwas anderem Tone: »Ruhe an Bord!!! Hier bin ich Kapitän!! Was ist denn hier nur eigentlich . . . «

»Eben als englischer Kapitän sind Sie verpflichtet,« fiel mir der junge Mann wieder schreiend ins Wort, »diese Dame nicht . . . «

»Ruhe an Bord!!!« donnerte ich jetzt. »Ein Wort noch und Sie fliegen wieder über Bord, aber nicht als freier Mann, sondern an einem Seil, das über den Mast geschoren ist! Ich lasse sie kielholen! Wenn sie jetzt noch ein einziges Wort ohne meine Erlaubnis sprechen! Und die englische Flagge? Zum Teufel mit der englischen Flagge! Ich führe meine eigene Flagge!«

Es hatte gewirkt. Daß der junge Kapitän trotzdem noch einmal ohne meine Erlaubnis das Wort nahm, war nicht so streng zu nehmen.

»Sie führen – Ihre eigene – Flagge?« brachte er stutzend heraus.

»Jawohl! Ich hatte mich nur gerade unter Maske befunden, wie es jetzt doch allgemein üblich ist – das hier ist die Ihnen wohlbekannte ›Sturmbräut‹ – und ich bin ihr Kapitän Richard Jansen.«

Bums! Die Dame hatte einen leisen Juchzer ausgestoßen, und dann fiel sie in die Allmacht. Einer meiner Matrosen hatte sie aufgefangen, spuckte gleich in seine Hand und rieb ihr mit der Spucke das Gesicht ein, was nämlich nach internationaler Ansicht der Matrosen das beste Mittel gegen Hitzschlag und dergleichen sein soll. Daß der menschliche Speichel mit braunem Tabakssaft vermischt ist, wie in diesem Falle, ist dabei nicht unbedingt nötig.  
[532]

Aber auch auf den jungen Kapitän machte meine Vorstellung einen ganz gewaltigen Eindruck.

»Sie sind – sind – der berühmte Richard . . . «

»Na, von Berühmtheit wollen wir lieber nicht sprechen, höchstens berüchtigt habe ich mich gemacht.«

Da aber ging es wie Sonnenschein über das im übrigen ganz sympathische Gesicht des jungen Kapitäns.

»Na, wenn Sie Kapitän Richard Jansen sind, dann ist ja alles gut!« rief er selig. »Ein besseres Schiff hätte ich mir ja gar nicht aussuchen können! Sie sind doch der vertrauteste Freund der Lady von Leytenstone!«

Hallo! Dieser Name wirkte doch auf mich, als wenn man mir mit einer Kratzbürste übers Gesicht gefahren wäre.

Dann aber empfand ich, etwas ganz Besonderes gehört zu haben.

»Ihr vertrautester Freund? Hm. Vielleicht gewesen. Das ist schon lange her.«

»Was, jetzt nicht mehr?! Sie hat es mir doch selbst gesagt!«

»Was hat Ihnen die Lady gesagt?«

»Daß Sie ihr bester Freund seien.«

»Wann hat sie Ihnen denn das gesagt? Vor anderthalb Jahren?«

»Vor anderthalb Wochen. Noch nicht einmal! Vor acht Tagen.«

»Hm. Da hat sie geflunkert,« brummte ich in meiner Weise.

»Na ja,« fing jetzt der junge Kapitän zu lächeln an, »man weiß ja, daß sich das Verhältnis etwas gelockert hat – es wollte jeder sein eigenes Schiff haben – selbständige Naturen – ich kann das am allerbesten begreifen, ich kann da nämlich auch etwas erzählen – aber im Grunde genommen haben Sie beide doch gemeinsame Interessen.«

[533]

»Was für gemeinsame Interessen?«

»Nun, die Lie ... das alte Verhältnis besteht, im Grunde genommen, doch noch fort.«

»Die Lie ... « hatte für mich genügt, und ich wußte nicht, weshalb ich dieses Wort nicht hätte aussprechen sollen.

»Lady Blodwen hat gesagt, daß wir uns noch liebten?«

»Ja.«

»Vor acht Tagen hat sie das gesagt?«

»Vor acht Tagen.«

»Sie hat gesagt, daß wir sozusagen noch zusammengehörten?«



»Gewiß. Das Verhältnis wäre noch ganz dasselbe, nur daß jeder jetzt sein eigenes Schiff fahre, aber sie kämen ab und zu mit ihr zusammen, falls sich die beiden Schiffe verlören, wie das jüngst geschehen sei.«

»Das hat sie gesagt? Dann hat sie geflunkert. Ja, Mister O'Connor, in welcher Beziehung stehen Sie eigentlich zur Lady Blodwen, und wer ist diese . . . «

Ich blickte nach der Dame, die noch immer mit Spucke und Tabakssauce behandelt wurde, jetzt lieferten gleich drei Matrosen diese Medizin – und da bemerkte ich, daß noch viele andere Leute um uns herumstanden.

»Ruft Goliath, er soll die Dame in Behandlung nehmen, Atlanta wird ihm dabei helfen. – Herr Kapitän, hier ist wohl nicht der Ort, um über dergleichen Dinge zu sprechen. Ihre nassen Leute werden von meinen Matrosen versorgt, Ihnen werden die Sachen meines ersten Steuermannes passen, dann sprechen wir in der Kajüte weiter.«

Zehn Minuten später konnte das geschehen, bei reichlich gedecktem Kajütentisch.

Ich fasse zusammen, was ich erfuhr.

[534]

Blodwen hatte sich eine andere Jacht angeschafft, ebenfalls mit Propellerschraube ausgestattet, noch 400 Tonnen größer als mein Schiff – hatte sie abermals ›Seebraut‹ getauft. Auf diesen Namen, als Gegenstück zur ›Sturmbraut‹, mochte sie nun einmal erpicht sein.

Mit dieser Jacht, tüchtig bemannt und armiert, war sie gleich bei Ausbruch des amerikanischen Bürgerkrieges auf seiten der Union gegangen. Diese ihre Jacht ist der einzige Kaper gewesen, den die Union in Dienst genommen hat. Wie sie das fertiggebracht hat, weiß ich nicht. Uebrigens leicht zu begreifen. Sie hatte an

Bord als Kapitän und Steuerleute mormonistische aktive Seeoffiziere. Die ›Seebraut‹ war einfach als regelrechtes Kriegsschiff mit allen Rechten und Pflichten eingestellt worden.

Aber die Sache war anders gekommen. Blodwen hatte sie geschoben. Diese Offiziere mußten mehr zu der eigentlichen Besitzerin der Jacht als zu ihrer Regierung gehalten haben.

Denn Blodwen hatte sich verflucht wenig um die konföderierten Kaper gekümmert – mit Ausnahme von vieren.

Wir kennen schon die Namen: Lord Hektor, Lord James, Baronet Ralph und Lady Marion – die nächsten Verwandten von Archibald von Leytenstone – früher hatte ich ihre Familiennamen aus einem besonderen Grunde nicht nennen wollen, das Bedenken ist mir inzwischen gewichen – es waren ganz einfach die Geschwister von Blodwens edlem Gatten, der sich brav und ehrlich zu Tode gesoffen hatte.

Dieser ganzen Familie mußte die Abenteuerlichkeit im Blute liegen. Die Erben hatten es jetzt ja nicht mehr nötig, aber sie alle hatten ein Schiff als Kaper ausgerüstet, waren nach Amerika zum Kampfe gegen die Union gezogen.

[535]

Außerdem habe ich ja schon erwähnt, was für einen Dienst sie dadurch England leisteten, wenn die Nordstaaten ruiniert wurden. Es war damals geradezu Pflicht eines jeden braven englischen Patrioten, das Seinige hierzu beizutragen, und deshalb wurden so viele englische Aristokraten konzessionierte Seeräuber, auch wenn sie das Prisengeld durchaus nicht nötig hatten.

Das heißt, jedes dieser Geschwister, die sonst wohl, wenn es nicht um Erbeuten der Erbschaft ging, nicht sonderlich zusammenhielten, hatte seinen eigenen Kaper ausgerüstet.

Auf diese vier Schiffe hatte es nun Blodwen ausschließlich abgesehen gehabt. Und es war ihr tatsächlich geglückt, alle diese vier Schiffe eines nach dem anderen aufzuspüren und durch List oder im offenen Kampfe zu nehmen.

Ich hatte zuerst das ›Aufspüren‹ erwähnt. Denn das ist beim Seekriege auch schließlich die Hauptsache. Ein Schiff ist auf dem weiten Meere nicht so leicht zu finden wie eine Armee auf dem Lande. Zu diesem Zwecke hatte Blodwen in allen Häfen nicht nur Spione, sondern eine ganze Anzahl von schnellen Hilfskreuzern unterhalten.

Die eigentliche Hauptsache ist dann freilich der Kampf. Nun, wie mir Kapitän O'Connor, auch so ein beurlaubter amerikanischer Seeoffizier und außerdem, wie ich schnell bemerkte, ein ganz gediegener Seemann, jetzt mitteilte, hatte Blodwen für ihre ›Seebraut‹ die tüchtigste Mannschaft angeworben gehabt. Fast nur Novascotiemen, aber solche, die sämtlich schon im Feuer gewesen, kriegserprobt waren, im Seekampf die weitesten Erfahrungen hatten.

(Es handelte sich da um die abgemusterte Mannhaft eines amerikanischen Abenteurers, worauf ich hier nicht weiter einzugehen brauche.)

Mit Hilfe dieser exquisiten, mit allen Hunden

[536]

gehetzten Mannschaft, von amerikanischen Seeoffizieren befehligt, die alle schon Pulver gerochen, die Planken des besten und schnellsten Schiffes unter den Füßen, nur mit Armstronggeschützen montiert – so also war es ihr gelungen, alle vier Kaper zu nehmen, auf die sie es abgesehen hatte, einen nach dem anderen, innerhalb sechs Wochen.

Besonders beim Entern des Kapers, welcher dem Lord Hektor gehörte, sollte es einen hahnebüchernen Kampf Mann gegen Mann gegeben haben.

Wie mir dieser junge Offizier das alles zu erzählen wußte – wahrhaftig, da hätte ich dabeisein mögen!

»Lady Blodwen hat natürlich immer feste mit gekämpft?«

»Nein, durchaus nicht. Sie hat sich sogar immer im sicheren Schutze vor Kugeln gehalten.«

Was?! Das sah einer Blodwen eigentlich gar nicht ähnlich.

Nun, ich sollte den Grund dieser ängstlichen Zurückhaltung schon noch erfahren. Jetzt suchte ich gar nicht nach solch einem Grunde.

Nur ein Kaper war in den Grund geschossen worden, bei den anderen war es niemals zum Fernkampf gekommen, alle mit bewaffneter Hand genommen. Allerdings der eine durch eine etwas heimtückische List. *Nevermind*.

»Was tat sie mit den genommenen Schiffen?«

»Die hat sie samt der gefangenen Mannschaft stets dem nächsten ihr begegnenden Kriegsschiff übergeben, einfach als Geschenk. Sie hatte es stets nur auf den Besitzer abgesehen, also – Sie wissen – auf Lord Hektor, Lord James . . .

»Ja ja, ich weiß schon. Nun, und?«

»Nun, die hat sie eben bei sich an Bord behalten, als ihre Gefangenen.«

Mir ward plötzlich ganz unheimlich zumute.

[537]

»Als ihre Gefangenen?«

»Jawohl, dazu hatte sie doch auch ein Recht – Kriegsgefangene.«

»Nun, und?«

O'Connor sah mich fragend an.

»Wie meinen?«

»Wie behandelte Lady Blodwen ihre Kriegsgefangenen?«

Ich hatte wahrhaftig diese Frage kaum zu stellen gewagt.

Und dieser junge Mann wollte mich noch immer nicht verstehen!

»Ja, wie soll die Lady von Leydenstone ihre im Kampfe gemachten Gefangenen behandeln?«

»Man kann jemanden doch ganz verschieden behandeln.«

»Aber keine Kriegsgefangenen! Selbstverständlich wurden und werden sie ganz gentlemanlike oder vielmehr ladylike behandelt.

Es ist doch die Lady Blodwen von Leytenstone, von der wir sprechen!«

Oho! Na, ich kannte ja diese Engländer. Aber da konnte ich ihm doch einen Gegenhieb versetzen.

»Sie wissen doch, daß Lady Blodwen gar keine Engländerin ist. Sie ist eine Nordamerikanerin mit etwas deutschem Blute in ihren Adern.«

»Und mit noch viel mehr altenglischem – doch ihr Großvater war ja ein echter Engländer, ihre Großmutter sogar eine echte Aristokratin Altenglands,« wußte der nun freilich wieder zu parieren. »Doch ich verstehe, was Sie meinen,« fuhr er dann in anderem Tone fort, »ich bin Ihnen auch noch Aufklärung schuldig.«

»Das sind Sie mir allerdings.«

»Wegen der Aeüßerungen, welche Lady Marion vorhin getan, als sie Sie um Rettung, um Schutz vor mir anflehte.«

»Das ist es.«

[538]

»Nun, ich kenne den ganzen Erbschaftsstreit zwischen Lady Blodwen und ihren Schwägern und ihrer Schwägerin. Sie hat den Prozeß verloren . . . «

»Hat freiwillig auf ihr Vermögen verzichtet,« verbesserte ich.

»Wohl, auch das weiß ich. Kurz und gut, es ist oder wäre vielmehr begreiflich, wenn Lady Blodwen gegen diese Verwandten einen großen Haß trüge. Daß dem so ist, hat sie ja auch bewiesen, indem sie es nur auf die Gefangennahme dieser Verwandten abgesehen hatte. Was sie jetzt freilich beabsichtigt, weiß ich nicht – aber das weiß ich, denn ich habe es selbst gesehen, daß sie diese ihre gefangenen Verwandten durchaus höflich behandelt.«

»Waren Sie selbst an Bord der ›Seebraut?‹«

»Ja, als dritter Wachoffizier.«

»Dann dürfte sich das Verhältnis geändert haben, [seit] Sie das Schiff verlassen hatten.«

»Weshalb? Da sind doch noch andere Offiziere an Bord, dieselben Leute.«

»Ja, weshalb hat sie denn da diese Verwandten überhaupt erst gefangen genommen?«

»Das weiß ich eben nicht. Allerdings – diese Vermutung liegt ja sehr nahe – vielleicht um ihren lieben Verwandten etwas die Daumen aufs Auge zu setzen.«

»Ja, und an die Daumen jener selbst Schrauben, die man immer enger machen kann,« ergänzte ich, »bis die Knochen zerbrechen – und da gibt es noch eine ganze Menge solcher hübscher Mittelchen, um eine Unterschrift zu erpressen.«

Langsam erhob sich der junge Kapitän.

»Herr, ich halte die Lady Blodwen von Leytenstone keiner unwürdigen Handlung für fähig!!«

Es waren nicht gerade viele Worte gewesen – desto mehr wollte er mich mit seinen dunklen Augen anblitzen.

[539]

Damit ließ ich mir nun freilich nicht sehr imponieren.

»Na na, mein lieber junger Mann, deshalb brauchen Sie doch nicht gleich aufzustehen, das können Sie mir doch auch im Sitzen sagen. Was war denn das also nun vorhin mit der Lady Marion?«

Es hatte gewirkt – O'Connor wurde etwas rot, als er wieder Platz nahm.

»Sie teilt Ihre Ansicht. Ganz grundlos! Heute vor sechs Tagen erfolgte der Kampf zwischen der ›Seebraut‹ und dem ›Ottokar‹, dem konföderierten Kaper, den Lady Marion ausgerüstet hatte. Sie selbst befand sich an Bord. ›Die ›Seebraut‹ erhielt durch Rammen eine ziemliche Havarie, mußte den nächsten Hafen aufsuchen. Das heißt, sie wollte ihn aufsuchen. Da habe ich die ›Seebraut‹ schon vorlassen. Aber diesen Kampf habe ich noch mitgemacht. Als sich Lady Marion gefangen in den Händen ihrer Schwägerin sah, gebärdete sie sich wie außer sich. Mich wundert nur, daß sie nicht Selbstmord begangen hat. Denn sie hatte gar nicht gewußt,

daß die ›Seebraut‹ von der Lady Blodwen geführt wurde. Wir hatten uns ja immer auf See befunden.«

Der Erzähler steckte sich eine Zigarre an, und ich benutze die Gelegenheit, um zu sagen, daß auch ich nicht wußte, welche gefürchteten Namen sich schon die ›Seebraut‹ als der einzige Kaper auf unionistischer Seite gemacht hatte, und hätte ich es erfahren, so hätte ich doch eher geglaubt, daß dieses Schiff jenem französischen Fatzken gehöre. An Blodwen hätte ich nicht gedacht.

Ja, dieser Verkauf ihrer ursprünglichen ›Seebraut‹ war vielleicht nur eben deswegen so ein Manöver von Blodwen gewesen, was sie mir dann später selber bestätigte.

»Ich bin verloren, jetzt bin ich rettungslos verloren,« fing O'Connor zu schreien an, als seine Giftnudel

[540]

brannte, mir im ersten Augenblick ganz unverständlich, weshalb er mit seiner Zigarre verloren sei, bis er erläuternd hinzusetzte: »So schrie Lady Marion in einem fort, als sie erkannte, daß es ihre Schwägerin sei, von der sie besiegt worden war. Warum denn? wurde sie gefragt. Die foltert mich, die martert, die quält mich zu Tode, ich kenne dieses Weib! – So also schrie Lady Marion in einem fort und so schreit sie noch jetzt. Ihre eigenen Brüder suchten sie zu beruhigen ... ja, Herr Kapitän Jansen, genügt Ihnen das nicht, daß ihre eigenen Brüder sie zu beruhigen suchten?«

»Wieso soll mir das genügen?«

»Als Beweis, daß die Verwandten von Lady Blodwen durchaus nichts zu fürchten hätten? Lord Hektor, Lord James, Baron Ralph – sie alle sagten, Marion solle sich doch nicht lächerlich machen, die ganze Angelegenheit sei doch längst vergessen, Blodwen sei die allerliebste Schwägerin, sie alle hätten sich vollkommen in ihr getäuscht ... «

»Waren Sie selber mit dabei, als das die zärtlichen Verwandten sagten?«

»Ich habe es selbst gehört, auf Ehre.«

»So so.«

»Nun, genügt Ihnen das nicht als Beweis, daß Lady Blodwen tatsächlich nichts gegen ihre Gefangenen im Schilde führt, wenn die Schwäger selbst die Schwester auslachen und beruhigen? Genügt Ihnen das nicht?«

»Nee!«

Der Offizier lächelte.

»Dann sind Sie allerdings unüberführbar.«

»Da muß mir erst einmal erklärt werden, weshalb Lady Blodwen die Schiffe ihrer lieben Verwandten kaputt schießt und sie selbst gefangen nimmt.«

»Nun, da ließe sich schon ein plausibler Grund finden.«

[541]

»Bitte, finden Sie!«

»Lady Blodwen hat einfach erst einmal zeigen wollen, wie sie die Macht, wenn auch ungerechtfertigte Macht, bekommen könnte, ihre Erbnachfolger noch zu einem anderen Vergleiche zu zwingen. Dann, als sie so weit war, zeigte sie sich von ihrer besseren Seite. Einen gewaltigen Eindruck macht das doch.«

»Hm, das läßt sich hören,« mußte ich zugeben, im Herzen freilich noch etwas anders denkend. »Doch bleiben wir erst einmal bei der Lady Marion. Warum ging die von Bord?«

»Weil sie eben nicht aufhörte zu jammern. Wir alle fürchteten einen Selbstmord, am allermeisten Lady Blodwen. Die Schwäger werden sie nämlich nach der Osterinsel begleiten . . . «

»Freiwillig?«

»Sicher! Lady Blodwen hat sie eingeladen, ihr neues Besitztum, ein wahres Königreich, dessen Selbständigkeit ihr England für alle Zeiten garantiert, zu besichtigen. Dort soll gleich ein Familienrat stattfinden. Denn allerdings hofft Blodwen, sich mit ihren Verwandten zu einigen. Das heißt, wegen einiger Landsitze und anderer Sachen, welche Lady Blodwen gern zurückhaben möchte, die aber nicht zu kaufen sind. Da müssen eben alle rechtmäßigen



Erben einig sein. Also eine Familiensitzung in aller Gemütlichkeit ...«

»In aller Gemütlichkeit, hm,« mußte ich einmal brummend einfügen.

»Jawohl. Aber mit der Lady Marion war ja nicht zu sprechen. ›Ihr geht in euren Tod, in euer Verderben, dieses teuflische Weib wird fürchterliche Rache an euch nehmen!« – So und anders jammerte sie in einem fort. Es war mit ihr einfach nichts zu machen. Aber mit teilnehmen muß sie an der Familiensitzung, ohne ihre Zustimmung hätte alles,

[542]

was die anderen beschließen, keine Gültigkeit. Und die Herren freuten sich, die Osterinsel zu besuchen.

»Na, der Entschluß wurde gefaßt. Dann mußte Marion eben mit Gewalt hingebracht werden, oder durch List. Gut, sagte Lady Blodwen, freundlich wie immer – gut, meine liebe Marion, wenn du willst, so bist du natürlich sofort frei.

»Zufällig war gerade einer jener kleinen Hilfskreuzer in der Nähe, von denen ich Ihnen vorhin erzählte. Er hatte die ›Seebraut‹ zufällig gesichtet, dampfte heran – es war ein kleiner Schraubendampfer, Hilfsmaschine – um zu melden, daß der Kapitän tödlich verunglückt sei.

»So erhielt ich den Auftrag, das Kommando zu übernehmen und die Lady Marion auf diesem Dampfer, ihrem Wunsche gemäß, nach England zu bringen. Allerdings nur vorgeblich. In Wirklichkeit war mein Ziel die Osterinsel. Obgleich das nun ganz geheim ausgemacht worden war, Lady Marion davon keine Ahnung haben konnte, ihr auch an Bord des Dampfers seitens der Leute nicht das geringste verraten worden ist, war sie doch ständig in der Meinung, daß sie nach der Osterinsel gebracht werden sollte ...«

»Natürlich, natürlich!« mußte ich wieder einmal einschalten.

»Was, natürlich?«

»Sie wundern sich, daß sie wußte, sie solle nach der Osterinsel gebracht werden?«

»Wie gesagt, mir ist unbegreiflich, wie sie etwas davon erfahren hat.«

»Aber sie wußte doch schon, daß auch ihre Brüder dorthin wollten, freiwillig.«

»Das wußte sie selbstverständlich.«

»Und daß sie unbedingt dieser gemütlichen Familiensitzung beiwohnen müsse.«

»Das auch.«

[543]

»Und da wundern Sie sich noch? Junger Mann – nehmen Sie’s mir nicht übel, Sie brauchen auch nicht wieder aufzustehen, können ruhig sitzen bleiben – aber, junger Mann, Sie sind wirklich sehr naiv.«

Na, diesmal nahm er’s nicht so genau. Er sah mich nur recht groß an.

»Wieso? Ich versichere Ihnen auf Ehre . . . «

»Haben Sie der Dame auch auf Ehre versichert, sie nicht nach der Osterinsel, sondern nach einem englischen Hafen zu bringen?«

Wieder nur große Augen, und dann zuckte O’Connor die Achseln, um gleich fortzufahren.

Ich bin überzeugt, daß dieser junge Mensch im Grunde genommen ein ganz ehrlicher Mensch war, aber . . . ’s sind doch merkwürdige Menschen, diese Engländer! Die haben sich eben ihre eigene Moral zurechtgeschustert, und daran ist nicht zu tippen.

»Vorgestern nacht rammte ich in der Nähe der Haly-Sandbänke im Nebel auf einen unterseeischen Felsen,« fuhr er also ganz gelassen fort, »wir mußten in die Boote gehen. Die Fahrt ließ sich ertragen. Nur das Trinkwasser ward knapp. Ich mußte vorsichtig sein mit der Wahl des Schiffes, das uns aufnahm . . . «

»Weshalb vorsichtig?«

»Nun, ich konnte doch sehr leicht die Macht über die mir Anbefohlene verlieren.«

»Ach so, ja.«

»Ein englisches Schiff z. B. hätte ich nur um Proviant und Trinkwasser gebeten. Jetzt bin ich hier, und es freut mich ungemein, gerade den Kapitän Richard Jansen getroffen zu haben, welcher ja der intimste Freund der Lady Blodwen ist.«

Ich hatte schon gefragt, ob er das so genau wisse.

Doch ich konnte mir alles lebhaft vorstellen. Blodwen mochte mit mir, dem berühmten Seehelden, nicht schlecht renommirt haben. Und nach ihrer Ansicht

[544]

gehörte ich noch immer zu ihr – sie wollte mich doch zurückerobern.

*Nevermind*, das wollte ich jetzt nicht erörtern.

»Was gedenken Sie nun . . . «

Der Eintritt des Stewards unterbrach mich.

»Die Lady bittet, den Herrn Kapitän sprechen zu dürfen,« meldete dieser in einer guten Dressur gewesene Tellerjongleur.

»Wie geht es ihr?«

»Sie sieht ganz rosig aus.«

»Rosig? So? Jawohl, ich erwarte sie.«

»Die Lady sprach von vier Augenpaaren, unter denen sie den Herrn Kapitän sprechen möchte,«

»Wahrscheinlich nur unter vier einzelnen Augen,« korrigierte ich.

»So will ich mich als drittes Augenpaar entfernen,« sagte O'Connor und verließ die Kajüte, ging einstweilen an Deck.

Sie kam herein, stürzte herein, mir zu Füßen . . . dachte ich wenigstens erst. Aber sie blieb stehen. Doch die Hände hielt sie so gefaltet, daß sie gleich gerungen werden konnten, wie man's immer im Theater sieht.

Das hier aber war keine Theaterspielerei, und sie fing auch gleich wieder an:

»Retten Sie mich, Herr Kapitän! Ich weiß, Sie sind ein edler Mann – retten Sie mich vor diesem O'Connor – er will mich der Lady Blodwen ausliefern!«

Ich will den Leser nicht langweilen – – ich mußte den ganzen Quark noch einmal mit anhören.

»Was würde denn Lady Blodwen mit Ihnen tun?«

»Mich lebendig schinden, mich langsam rösten, mich . . . «

Ich weiß nicht, was sie alles vorbrachte, jedenfalls bekam man schon beim Zuhören eine Gänsehaut.

[545]

»Und Ihre Brüder auch?«

Die hatte sie bisher stets vergessen, sie dachte nur immer an ihre eigene Haut, die schnurplich gebraten werden sollte.

»Sicher, sicher – sie alle rennen mit blinden Augen in ihr Verderben.«

»Sie allein, die Schwester, können nicht daran glauben, daß es sich nur um eine gemütliche Familienunterhaltung auf der Osterinsel handelt?«

»Nie, niemals!! Diese Blodwen ist ein . . . «

Ich weiß nicht mehr, was Blodwen, die zu ihr ›meine liebe Marion‹ gesagt hatte, gewesen sein soll.

Aber die Hauptsache war: sie hatte recht. Und mein Entschluß war gefaßt. Hier galt es offenbar, drei Menschen zu retten, die, mochten sie sonst auch nicht ganz reine Hände haben, doch nicht verdient hatten, daß man ihnen die Haut abzog und sie dann auch noch am langsamen Feuer briet.

Ich gebe nur wieder, was ich zuletzt noch sagte:

»Mylady,« sagte ich sehr höflich, »mein Vater war ein leidenschaftlicher Jäger – und ein geschickter Jäger – und der hat immer behauptet, daß Hündinnen eine viel feinere Nase hätten als

Rüden. Und ich habe auch schon etwas von einem sogenannten weiblichen Instinkt gehört. Das heißt in bezug auf Menschen. Auch menschliche Frauen sollen einen viel feineren Instinkt haben als die Männer, sozusagen ein Ahnungsvermögen. Ich kann da nicht aus eigener Erfahrung mitsprechen, aber ich glaube es – besonders weil ich's von den Hündinnen bestimmt weiß, wie's wenigstens mein Vater sagte, und der log prinzipiell niemals. Mit Ausnahme, wenn er Jägerlatein sprach. Ja, Mylady, was ich eigentlich sagen wollte . . . jetzt fahre ich selber nach der Osterinsel – Ihrer Brüder wegen – denn Sie konnten mit Ihrer Ahnung vielleicht recht haben

[547]

– – und Sie brauchen keine Sorge zu haben, für Ihre Sicherheit garantiere ich – ich, Kapitän Richard Jansen.«

»DEN HELM ER SICH FESTER BAND.«

Es war eine böse Fahrt gewesen, um Kap Horn herum, wo jetzt der strengste Winter herrschte, der jeden Tag den fürchterlichsten Schneesturm brachte.

Ich hatte keine Kohlen gespart. Immer Volldampf voraus! Um die Heizer nicht gar zu sehr zu erschöpfen, hatten die Matrosen mit vor die Feuer gehen müssen.

Was mich zu dieser Eile trieb? Der Wunsch, noch eher als Blodwen die Osterinsel zu erreichen!

Aber den eigentlichen Grund kann ich gar nicht angeben. Auch über mich war eine Ahnung gekommen. Doch zu definieren wußte ich sie nicht.

Bei völliger Windstille, wenn die Luft so drückend wird, dann fühlen Menschen und Tiere unwillkürlich, daß sich in der Atmosphäre irgend etwas Fürchterliches vorbereitet.

So ein Gefühl hatte ich auch jetzt. Aber das Fürchterliche sollte sich nicht in der Atmosphäre, sondern in der Weltgeschichte abspielen. Freilich war die Weltgeschichte nur eine beschränkte.

Die eigene Unkenntnis über dieses Gefühl hatte ich hinter jenen, zum Teil sinnlosen Worten zu verbergen gesucht, die ich zuletzt an Lady Marion gerichtet.

Noch einmal hatte ich einen förmlichen Kampf mit ihr zu bestehen gehabt.

O'Connors Mission war beendet, sein Musterkontrakt, den er mit Blodwen abgeschlossen, war auch amtlich abgelaufen.

[548]

Gleich am zweiten Tage hatte er die ›Sturmbräut‹ verlassen, um sich an Bord eines englischen Dampfers zu begeben, der uns begegnet war. Mit ihm waren die anderen elf Schiffbrüchigen gegangen. Sie wollten zurück zum Kriegsschauplatze.

Auch Marion zog, trotz meiner Garantie, England der Osterinsel vor. Da also war es zwischen uns zum förmlichen Kampfe gekommen. Freilich nur ein Kampf mit Worten. Aber heiß genug.

Ich hatte gesiegt – durch eine Kraft der Rede, von deren Besitz ich früher gar keine Ahnung gehabt hatte.

Was war es nur eigentlich, daß ich die Lady durchaus nach der Osterinsel bringen, sie der Schwägerin selbst zuführen wollten wie diese, Blodwen, es gewünscht hatte?

Ein wilder Trotz war es, der sich meiner bemächtigt hatte, und der auch während der langen, langen Fahrt durch Sturm und Schnee und Eis gar nicht wieder von mir weichen wollte.

Der wilde Trotz, mich mit diesem Weibe zu messen, in dem ich mein Schicksal personifiziert sah. Mit diesem meinem Schicksale zu ringen – zu siegen oder zu unterliegen – – – ich lechzte förmlich danach. –

Kap Horn lag hinter uns. Immer weicher wurde der Schnee, die Flocken blieben nicht mehr an Deck liegen, immer wärmer wurden die Winde, obgleich auf dieser Hälfte der Erdkugel noch immer Winter herrschte. Aber je mehr man sich dem Aequator nähert, desto mehr verliert er natürlich von seinem Charakter, wie

wir Nordländer, wie die Bewohner des südlichen Teils der Erde ihn kennen.

Dann traute ich erst meinem Fernrohre, hierauf meinen gesunden Augen nicht.

Die Insel des ewigen Frühlings hatte ihr frisches Grün gewahrt, nur ihr sonstiges Aussehen nicht.

Dort in der Bucht, wo mir vor etwa dreiviertel  
[549]

Jahren degenerierte Eingeborene in elenden Kähnen entgegengefahren waren, um mir gegen ein Glas Whisky und eine Handvoll Tabak ihre Weiber und Töchter anzubieten, lagen jetzt stolze Schiffe, und dahinter am Strande, früher nur mit Graswuchs bedeckt, baute sich eine ganze Villenstadt auf, überschattet von blühenden und Früchte tragenden Bäumen, umgeben von einem ganzen Wald.

»Das ist eine Fata Morgana!« staunte ich.

»Sie hat die kurze Zeit recht hübsch auszunützen verstanden,« sagte Tischkoff neben mir.

»Das ist nicht möglich!

»Weshalb nicht?«

»Man kann die Bäume doch nicht aus dem Boden stampfen!«

»Nein, das nicht, aber hineinpflanzen kann man sie. Sie wird schon ihre richtigen Leute gefunden haben. Nach China muß man gehen, wenn man sehen will, was alles in der Kunstgärtnerei geleistet werden kann.«

(Hier möchte etwas eingeschaltet werden. Im Jahre 1888 wurde mit dem Bau der zwei Kilometer langen Karawanenbrücke über den Nil bei Fum el Bagger, vier Stunden südlich von Kairo, begonnen. Von einer englischen Baugesellschaft. Laut Kontrakt mit der ägyptischen Regierung mußte die Brücke innerhalb vier Jahren fertig sein. Der Schreiber dieses war selbst ein Jahr lang dabei beschäftigt und hat staunend englischen Unternehmungsgeist und englische Tatkraft beobachten können. In diesen vier

Jahren haben ununterbrochen 20 000 Menschen abwechselnd in Tag- und Nachtschicht gearbeitet: erst mußte der Nil abgeleitet werden, und um die hervorbrechenden Quellen zu bändigen, waren gegen 300 Lokomobilen nötig, die während des ersten Jahres nicht mit Kohlen, sondern mit den Dauben der Fässer geheizt wurden, in denen man den nötigen Zement

[550]

herbeigebracht hatte. Mögen diese kleinen Angaben genügen, um sich einen Begriff von dieser Riesenarbeit machen zu können. So etwas muß man übrigens gesehen haben, um es glauben zu können. – Ehe nun die englischen Ingenieure an die Arbeit gingen, schon ein Jahr zuvor, richteten sie sich am Schauplatze ihrer zukünftigen Tätigkeit erst häuslich ein. In jener Gegend wächst kein Baum, kein Strauch. Alles nur ebenes Feld, und da dieses nicht mehr bestellt, die Nilüberschwemmung künstlich verhindert wurde, verwandelte sich alles schnell in Wüste. Und ein Jahr später, als der erste Spatenstich getan wurde, hatte jeder englische Ingenieur, der seine Familie mitgebracht, in dieser Wüste seine husche steinerne Villa, inmitten eines kleinen Parkes gelegen, aber mit den stattlichsten Bäumen. Diese Bäume, außer Pinien hauptsächlich Akazien, darunter die größten Exemplare, aber auch Eichen, waren erst schiffsladungsweise aus Italien bezogen worden, mit der Erde, in der sie gestanden. Und noch vorher hatte man sich erst die Kunstgärtner aus China geholt. Der Zopfträger, der einige hundert Kulis kommandierte, welche die Bäume aushoben, während der Reise pfl egten und dann wieder einsetzten, erhielt monatlich nur für seine eigene Person 2000 Pfund Sterling oder vierzigtausend Mark. Das bezahlte alles die Baufirma, eine Aktiengesellschaft. – So arbeiten Engländer im Auslande! Erst um sich herum allen Komfort verbreitet, den man in der Heimat, in England, gewohnt ist, nicht das geringste darf vermißt werden, dann aber wird losgearbeitet, daß die Schwarte knackt!)



»Wenn sie genügend bezahlt, kann sie sich von Chinesen noch etwas ganz anderes schaffen lassen,« setzte Tischkoff noch hinzu, ehe er sich gelangweilt abwandte.

Ich mußte es glauben. Auch ich hatte schon etwas von chinesischer Kunstgärtnerei gehört – mehr  
[551]

schon Hexenkunst. Durch jahrhundertelange Zucht, die in einer Familie fortgesetzt wird, machen sie aus einem normalen, großen Pflaumenbaum ein spannenhohes Bäumchen, das aber noch dieselben Früchte trägt. Doch solche Gartenhexenmeister und ganze Familien sind ebenso wie die Gaukler persönliches Eigentum des Kaisers oder der Mandarinen, sie dürfen nicht über die chinesische Mauer.

Trotzdem, ich fand es wunderbar, hier plötzlich große Bäume, ganze Wälder zu erblicken.

Weniger staunte ich über die vielen Häuser, die aus dem Boden gewachsen waren. Mit dem weichen, schneidbaren Stein mußte man ja viel machen können, und Geld hatte Blodwen doch wieder genug, die sorgte schon dafür, daß die dreißig Millionen Dollar möglichst schnell wieder alle würden.

Und die Schiffe, Segler wie Dampfer? Sie sämtlich zeigten am Heck die weiße Flagge mit der aufgehenden Sonne. Also ebenfalls alle Blodwens Eigentum.

Na, für Blodwen, wenn sie Geld hatte, genügte eben nicht nur eine einzige Jacht.

Ob sie schon mit Lord Seymour in Verbindung gekommen war? War sie vielleicht auf Fanafute gewesen und hatte dort etwas gelernt?

Noch zögerte ich mit einer Anfrage, hätte gern erst Tischkoff zu Rate gezogen, der aber war schon wieder zu seinen Büchern zurückgekehrt, als dort auf einem Türmchen an der Fahnenstange einige Flaggen hochgingen.

»Sturmbräut willkommen! Lotsen?«

Daß man mein Schiff hier sofort erkannte, war nicht auffällig. Was für einen Stellvertreter aber mochte sich Blodwen erkoren haben, daß er mich gleich willkommen heißen durfte? Ob Blodwen selbst damit einverstanden war? Denn zum zweiten Male [532]

hätte ich mich nicht gern von dieser Insel fortjagen lassen.

Nun, ich dampfte ein. Deshalb war ich ja hergekommen.

Wir haben noch nicht beigelegt, da sehe ich an Land unter anderen eine Gestalt mit einem Schmerbauche stehen ... sieht der nicht fast gerade wie Lord Seymour aus? Und daß er so lustig winkt, ist auch verdächtig – und da der Haarwasseronkel – und da der Puppenkleidermacher ...

Jawohl, die sämtlichen Seezigeuner von Fanafute, die ich zuletzt in Charleston gesehen, wo sie doch beschlossen hatten, ebenfalls mit ihren Schiffen in den Krieg zu ziehen.

Wie kamen die hierher auf die Osterinsel?

Na, vor allen Dingen die Begrüßung.

»Hip hip hip,« machte der dicke Lord Seymour mit schriller Stimme, und »hurra!!« stimmten sie alle ein, »hip hip hip hurra für Kapitän Jansen!!« – und dann drückte mich der Lord an seinen mit doppelter Menschenhaut umspannten Schmerbauch, während Mr. Rug schon eine Flasche Brandy entkorkte und nach Zucker schrie.

»Ja, meine Herren, was machen Sie denn hier?«

»Nu, wir amüsieren uns.«

»Ich denke, Sie nehmen Ihren eigenen Landsleuten die Schiffe weg?«

»Ae, da ist ja doch nichts weiter zu holen als Getreide und Geld.«

»Und Fingerstummel,« setzte Monsieur Chevalier hinzu, mir seine rechte Hand zeigend, an der zwei Finger fehlten.

Sie hatten sie ihm gekappt. Denn im Kampfe waren sie doch gewesen, hatten die Geschichte nur bald satt bekommen.

»Ja, aber wie kommen Sie gerade hierher nach der Osterinsel?«  
[553]

»Die Lady Blodwen hat uns eingeladen. Die will uns einmal zeigen, wie man dreißig Millionen Dollar auf die schnellste Weise durchbringt, ohne das Geld direkt zu verschenken oder sonst wegzuwerfen, daß man also auch wirklich etwas davon hat.«

»Sie will uns etwas zeigen, was wir noch nie gesehen hätten,« wurde hinzugesetzt. »Na, ich bin wirklich gespannt. Denn ich habe doch wohl schon alles gesehen, was es auf der Erde gibt, und habe mich dabei gelangweilt.«

[554]

»Wo haben Sie Lady Blodwen zuletzt gesprochen?« fragte ich.

»In Marktown.«

»Wo ist das?«

»Ein kleiner Hafen im Staate Georgia. Hat aber ein gutes Dock. Ihre ›Seebraut‹ mußte hinein, sie hatte eine Granate in den Bauch bekommen.«

»Die Lady Blodwen?« stutzte ich.

»Nee, ihr Schiff.«

»Ja ja – aber das kann noch gar nicht so lange her sein – ich bin doch mit vollem Dampf hierhergefahren . . . «

»Wir haben jedoch bis nach Mexiko die Eisenbahn benutzt und sind dann erst per Schiff weitergefahren, und zwar haben wir gleich einen Schnelldampfer gechartert, einen richtigen Passagierdampfer, der uns hierherbrachte.«

»Und Ihre Schiffe?«

»Die haben wir einstweilen in Marktown gelassen.«

»Da sind Sie wohl gar mit Lady Blodwen zusammen gereist?«

»Gewiß doch.«

»Und da ist Lady Blodwen wohl auch schon hier?!«

»Natürlich! Wir sind schon seit vier Tagen hier. Mr. Rug ist schon sechsmal wieder nüchtern geworden.«

Wenn Blodwen zum Teil die Landtour benutzt hatte, konnte sie allerdings noch vor mir hier eingetroffen sein.

»Befanden sich in ihrer, in Lady Blodwens Begleitung auch drei Herren, ein Lord Hektor von ...«

»Ah, Verzeihung ... Mr. Richard Jansen, der berühmte Mann von der ›Sturmbraut‹ ... Lord Hektor, Lord James – beide von, auf und zu Leytenstone – die Brüder ihres seligen Gatten.«

[555]

Die beiden Herren wurden mir vorgestellt. Die beiden, von denen nur der eine schon einige graue Haare zeigte, sahen ganz vergnügt aus – und ich wußte immer weniger, was ich von alledem denken sollte.

»Nun fehlt bloß noch der Baron Ralph – ah, da ist er ja – Herr Baron – he, Ralph, komm mal her!!«

Auch ich hatte ihn schon gesehen, im Hintergrunde, aber er wollte nicht kommen, drückte sich hinter ein Haus.

Er mochte an die Ohrfeige denken, und das fiel jetzt auch den anderen ein – bekannt genug war die Geschichte ja geworden – ich sah eine heimliche diesbezügliche Bewegung machen.

»Na, Sie werden sich schon wieder versöhnen,« hieß es dann ganz offen, »auf dieser heiligen Insel kennt man die Rache nicht. Nun sind wir nur noch in Sorge um die Lady Marion von Leytenstone, um Blodwens Schwägerin. Hier soll nämlich eine Familiensitzung stattfinden, und Lady Marion ist ...«

»Bei mir an Bord,« ergänzte ich.

Ich erstattete mit kurzen Worten Bericht. Das Staunen war natürlich groß.

Dann begleiteten mich die beiden Brüder an Bord, um ihre Schwester zu sprechen.

Während der langen Reise hatte sich Marion ganz ruhig benommen. Freilich hatte ich auch vermieden, das Verhältnis zur Schwägerin mit nur einem Worte zu berühren.

Jetzt aber ging die Geschichte von neuem los. Die beiden Brüder wollten die Schwester veranlassen, sich sofort zu Blodwen zu begeben.

»Sie hat euch in eine Falle gelockt,« war die Antwort, »ihr werdet noch furchtbar bereuen, hierhergekommen zu sein.«

Und die phantasiereiche Lady schwärmte den Brüdern [556]

noch etwas vor von glühenden Eisen, siedendem Pech und anderem Teufelshandwerkzeug, was alles sie hier erwarten sollte.

Vergebens suchte man sie zu beruhigen, ihr das Gegenteil zu versichern von Blodwens vortrefflichem Charakter, sie lachte sie aus.

»Habt ihr früher nicht Blodwens Charakter in einem ganz anderen Lichte kennen gelernt? Hat sie nicht auch euren Stellvertreter mit Hunden aus ihrer römischen Villa hetzen lassen?«

»Das war krankhaft, sie war nervös – auf See in der gesunden Luft hat sich das alles gelegt. Jetzt ist sie die liebenswürdigste Schwägerin.«

Jetzt war es Marion, welche die Brüder auslachte – und ich hätte gern mitgelacht.

»Nun, du bist aber doch selbst hierhergekommen, und Kapitän Jansen wird dich doch nicht dazu gezwungen haben.«

»Nein, aber Herr Kapitän Jansen hat mir garantiert, daß ich diese Insel lebendig wieder verlassen werde!«

O, das war mir fatal! Ich hätte Marion vorher instruieren sollen, nicht solche Bemerkungen fallen zu lassen. Jetzt fing die vielleicht noch davon an, daß ich auch ihre Brüder retten wollte.

Ehe mich deren fragender Blick treffen konnte, hatte ich schnell die Kajüte verlassen.

Das Festmachen des Schiffes hatte noch die Anwesenheit des Kapitäns erfordert. Dann stand ich in einem prachtvoll ausgestatteten Salon meiner früheren Geliebten abermals gegenüber.

»Seien Sie mir in meinem Königreiche herzlich willkommen!«  
wurde ich mit ausgestreckter Hand begrüßt.

Nun, die Hand nahm ich – aber so herzlich war mein Gegen-  
gruß nicht. Das heißt, ich konnte mich nicht so verstellen wie  
Blodwen.

[557]

Wohl drückte ihre glühend heiße Hand die meine mehr, als nö-  
tig war, wohl wollten mich ihre Augen verschlingen – aber ›herz-  
lich‹ ist doch etwas ganz anderes.

Und wie unruhig ihre Augen flackerten! Es war überhaupt et-  
was in diesen Augen, was ich früher nie darin bemerkt. Aeußerlich  
war sie sonst noch ganz dieselbe.

»Wie kommst du – kommen Sie . . . wie wollen wir uns zuein-  
ander verhalten?«

Diese Offenheit gefiel mir nun wieder an ihr.

»Bleiben wir bei Lady und Herr Kapitän,« entgegnete ich.

»Well, das war ja auch schon früher der Fall, als wir uns . . . wie  
kommen Sie hierher, Herr Kapitän?«

. . . als wir uns schon liebten, und keiner hatte es dem anderen  
zu gestehen gewagt. Das hatte sie sagen wollen.

Ich erzählte, wie ich die Schiffbrüchigen aufgenommen hatte.

Sie fuhr nicht schlecht empor

»Was, Lady Marion bei Ihnen an Bord?!!«

Sie sandte einen Blick zur Decke empor, als wolle sie dem Him-  
mel für die freudigste Botschaft danken, die ihr je überbracht wor-  
den sei.

»Und sie ist bei Ihnen an Bord geblieben? Hat nicht auf ein  
anderes Schiff gewollt, das sie nach England brächte?«

»Nein.«

»Unbegreiflich! Für mich! Nämlich – hat Ihnen jener Leutnant  
O'Connor nichts erzählt?«

»Doch, alles!«

»Nun?«

»Sie glaubt meiner Versicherung, daß sie nichts zu fürchten hat.«

[558]

Das war eine diplomatische Spitzfindigkeit von mir gewesen, die ich ganz unbewußt erfunden hatte. Der Leser wird ohne Kommentar verstehen.

Nur schade, daß Blodwen mich zwang, mich näher zu erklären. Dies sollte aber erst später geschehen.

»Es ist doch auch lächerlich – glaubt dieses Weib, meine Schwägerin, ich könnte sie und ihre Brüder foltern, um das Vermögen wieder herauszubekommen. Halten Sie mich dessen für fähig?«

»Nein, ich wäre dessen niemals fähig,« entgegnete ich wiederum sehr klug. Ich war selber erstaunt, wie mir sonst so unbeholfenem Seebären plötzlich die diplomatischen Worte so von den Lippen triefen.

»Na also. Es handelt sich nämlich nur um einige Liegenschaften ... «

Und sie setzte mir weiter auseinander, um was es sich handelte – eben um einige kleine Güter in England, die sie gern zurückkaufen wollte, was aber nicht so ohne weiteres ging.

»Im übrigen habe ich mich mit meinen Verwandten gänzlich wieder ausgesöhnt. Es wäre ja auch lächerlich, ihnen jetzt noch zu zürnen, da ich ihnen die Hinterlassenschaft meines seligen Gatten doch ganz freiwillig abgetreten habe. Nicht wahr?«

»Ja, das wäre lächerlich.«

Mit scharfen Augen blickte sie mich an, aber ich frisch vom Himmel gefallener Diplomat, der ich noch nie etwas von dieser meiner Gabe gewußt hatte, mußte meine Sache gut gemacht haben.

»Allerdings hatte ich ja geglaubt, es nur mit der englischen Krone zu tun zu haben,« fuhr sie mit scheinbarer Gleichgültigkeit fort, nur um mein Gesicht studieren zu können.

»Ja, das sagten Sie schon.«

»Und als ich dann erfuhr, daß das Vermögen  
[559]

allein an die persönlichen Verwandten fiel, war ich furchtbar aufgebracht.«

»Ja, das waren Sie.«

»Aber ich habe bald genug eingesehen, wie unrecht ich da handelte.«

»Das ist ein sehr edler Zug von Ihnen.«

Das war ja sogar ein freudig-dankbarer Blick, der mich jetzt traf! Ich mußte meine Sache wirklich ausgezeichnet machen.

»Sie dürften sich aber wundern, daß ich dennoch gegen sie zu Felde zog, ihre Schiffe kaperte.«

Jetzt war es ein ängstlicher Blick, mit dem ich bei diesen Worten gemustert wurde.

»Nun, da hätte ich gleich eine Erklärung bei der Hand.«

Sie fuhr nicht gerade empor, aber sie schien doch sehr überrascht zu sein, und zwar sehr angenehm.

»Ah, Sie wissen es wirklich?« fragte sie mit Spannung.

»Ich glaube es wenigstens.«

»Nun?«

»Sie werden Ihren Verwandten erst einmal haben zeigen wollen, wie Sie die Macht – wenn auch ungerechtfertigte Macht – bekommen könnten, Ihre Erbnachfolger noch zu einem anderen Vergleiche zu zwingen. Dann, als Sie so weit waren, zeigten Sie sich von Ihrer besseren Seite. Einen gewaltigen Eindruck macht das ja doch.«

So sprach ich. Es waren fremde Federn, mit denen ich junger Diplomat mich schmückte. Denn es waren genau die Worte, welche O'Connor damals zu mir gesagt hatte. In so etwas habe ich ausgezeichnetes Gedächtnis.



Das köstlichste dabei aber war vielleicht, daß ich diese Idee jetzt erst wieder Blodwen suggeriert hatte. Das war ganz unverkennbar, sie fiel etwas aus ihrer Rolle, ergriff aber nun auch gleich begierig

[560]

diese Gelegenheit, für ihr Verhalten einen triftigen Entschuldigungsgrund gesunden zu haben, nach dem sie offenbar bisher vergeblich gesucht hatte.

»Recht so, so ist es, so ist es!« rief sie freudig. »Ja, so ist es, ich habe ihnen nur einmal zeigen wollen . . . «

Und nun war es ihr ein leichtes, den ihr einmal suggerierten Gedanken auch weiter auszuspinnen.

»Wie geht es denn Ihrer schönen Freundin?« fragte sie dann plötzlich.

»Danke, ganz gut.«

»Ist sie noch bei Ihnen an Bord?«

»Gewiß.«

»Atlanta heißt sie, nicht wahr?«

»Jawohl, Atlanta.«

»Haben Sie sie geheiratet?«

»Heiraten? Gibt's nicht bei mir!«

So unterhielten wir uns, scheinbar ganz gleichgültig, über die kitzlichsten Dinge, und dann schieden wir wie die besten Freunde.

Selbstverständlich sei ich ihr Gast, ich müsse unbedingt längere Zeit hier bleiben, große Festlichkeiten, die wunderbarsten Ueberaschungen . . .

»Sie werden hier etwas zu sehen bekommen, was Sie niemals für möglich gehalten haben.«

Ich war gegangen, befand mich auf dem Wege nach meinem Schiffe zurück.

O, wie mir zumute war!!!

Schon immer!!!

Wie ich mich hatte beherrschen müssen!!!

Ich hätte so gern nach unserem Kinde gefragt, mich hatte es bald abgewürgt – aber ich hatte es nicht fertig gebracht.

Und was in aller Welt sollte nur aus dieser ganzen Geschichte werden?

Denn einmal mußte es ja zum Klappen kommen. Marion würde sich doch nach wie vor

[561]

weigern, das Land zu betreten, nur auf meinem Schiffe hielt sie sich, mir vertrauend, für sicher.

Blodwen aber mußte doch sowieso durch ihre vertrauensseligen Schwäger erfahren, wie ich in Wirklichkeit über diese gemütliche Familienzusammenkunft dachte, wie ich ganz der Ansicht der Lady Marion beistimmte!

Jetzt verwünschte ich mein diplomatisches Geschick – ich hätte lieber sofort offen Farbe bekennen sollen, dann wäre die Sache gleich erledigt gewesen.

O, diese drückende Schwüle, die in der so harmlos, sogar lieblich erscheinenden Windstille lag! Sie verkündete das Herannahen eines fürchterlichen Unwetters.

Und hatte Blodwen dies nicht selbst angedeutet?

»Sie werden hier etwas zu sehen bekommen, was Sie niemals für möglich gehalten haben.«

Das konnte man doch sehr, sehr zweideutig auffassen! Für mich war es jetzt sogar ganz eindeutig.

Als ich an Bord kam, trat mir Tischkoff entgegen.

Sollte ich dem jetzt alles mitteilen? Ich hätte gar nicht gewußt, wo ich anfangen sollte. Und der interessierte sich ja auch gar nicht für so etwas. Aber wenn die Not wirklich da war, dann war er auch stets mit Rat und Tat zur Stelle.

»Herr Kapitän, haben Sie in Ihrer Bibliothek das Nibelungenlied?« fragte er.

»Jawohl, das ist vorhanden.«

»Ich kann es nicht finden.«

»Es wird im Mannschaftslogis sein.«

Es ward ihm besorgt – und mir war es schon bei dem Worte ›Nibelungenlied‹ wie ein Feuerstrom durch den Kopf geschossen. Plötzlich erkannte ich ganz deutlich, welche Stelle ich hier einnahm, was ich zu tun hatte.

Sie ist wohl bekannt, die Nibelungensage im [562]

allgemeinen. Hagen hat Siegfried ermordet, den Gatten von Kriemhilde. Diese heiratet dann den Hunnenkönig Etzel, in der Geschichte Attila genannt. Lange, lange Jahre hat Kriemhilde darüber nachgebrütet, wie sie den Mord an dem geliebten Mann rächen kann. Diese zweite Heirat mit dem häßlichen Hunnenkönig ist sie nur deswegen eingegangen. Sie ladet die Nibelungen zu sich in ihr Reich ein, die Fürsten ziehen mit ihrem Gefolge über den Rhein, freundlich empfängt Kriemhilde sie, sie küßt die Brüder, bittet die Helden, doch die Waffen abzulegen, alle kommen natürlich dieser Aufforderung sofort nach – nur einer nicht . . .

Auch der grimme Hagen von Tronje kommt zum fröhlichen Festmahl – aber, anstatt seine Rüstung abzulegen, schnallt er nur seinen Helm fester. – –

Ja, ich wußte, was ich zu tun hatte.

Ich rief meine Offiziere zusammen und gab ihnen Instruktionen.

»Wir sind hier Gäste, wir werden uns freundlich und bescheiden wie Gäste betragen, aber . . . alle Mann klar zum Gefecht!!!«

#### ABERMALS ENTFLOHEN!

Der Tag schien ohne besonderen Vorfall verlaufen zu wollen. Blodwen kam nicht, um die Schwägerin selbst zu sprechen, auch die Herren waren unsichtbar.

Allerdings war gerade jetzt, am frühen Nachmittage, allgemeine Siestzeit. Zu der drückenden Schwüle meiner Stimmung hatte

sich auch solche in der Atmosphäre gesellt, und obgleich wir uns auf der südlichen Hälfte der Erdkugel befanden, wo jetzt [563]

Winter herrschte, ließ die Sonnenglut nichts zu wünschen übrig.

Eine Einladung zum Mittagessen hatte ich, wie ich eigentlich erwartet, nicht erhalten, so hatte ich an Bord gegessen, dann mich zur Verdauung etwas hingelegt.

Bei solcher drückender Hitze wäre es in der Kojе nicht auszuhalten gewesen. Und ich suchte auch an Deck kein schattiges Plätzchen auf. Ich konstruierte mir bei solchen Temperaturen zum Schlafen immer eine Lagerstelle, die ich mir als meine eigene Erfindung hätte patentieren lassen können.

Die Kajüte besaß wie gewöhnlich ein Oberlicht, unter welchem der festgeschraubte Tisch stand. Auf diesen ließ ich ein Sofa setzen, das bei Seegang auch befestigt werden konnte – doch war diese Manipulation ja nur im Hafen oder bei Windstille nötig, wenn ich zu sehr unter der Hitze zu leiden hatte – und so lag ich auf diesem Sofa, ganz dicht unter dem Oberlicht, also einer Oeffnung im Deck, mit Glasscheiben versehen, welche wieder durch Metallstäbe geschützt waren.

Nun ließ ich diese Fenster entfernen, und dafür über die Lukenöffnung straff ein Stück Segeltuch spannen, das vorher einmal durch Wasser gezogen und, wenn es mit der Zeit trocknete, von den wachegehenden Matrosen immer wieder durch eine Brause angefeuchtet wurde – nur nicht so sehr, daß es auf mich herabtropfte.

Die Wirkung dieser einfachen Vorrichtung ist wunderbar. In meiner Kajüte hat oft eine Temperatur bis zu 40 Grad geherrscht, während sie hier unter dem angefeuchteten Tuche, wo ich also lag, bis auf 15 Grad herabsank. Daran ist nicht etwa allein die Nähe des feuchten Tuches schuld. Das Wasser wird ja selbst sofort warm, heiß – und trotzdem

[564]

wird die Temperatur unter der Leinwand um so kühler, je mehr die Sonne darauf brennt.

Hier kommt ein physikalisches Gesetz in Betracht. Das Wasser verdunstet und bindet dabei Wärme, wie der physikalische Ausdruck lautet, es entzieht der umgebenden Luft eben Wärme, und am allermeisten geschieht das unter dem Tuche selbst, und das wieder um so mehr, je schneller die Verdunstung vor sich geht, also auch, je mehr die Sonne direkt darauf brennt. Hierauf beruht auch die Eiserzeugung durch die Aethermaschine. Durch die schnelle Verdunstung des Aethers kann auf diese Weise sogar Eis erzeugt werden.

Viele der Matrosen hatten mir das schon nachgeahmt. Sie legten sich an solchen faulen, heißen Tagen nicht mehr an Deck in den Schatten, sondern in die Sonne, über sich eine Leinwand ausgesteckt, die von dem wachhabenden Matrosen von Zeit zu Zeit wieder angefeuchtet ward, und der zweite Ingenieur hatte sich gleich einen ganzen Kasten gebaut – eine Stollage von Holzlatten, ringsherum mit dünner Leinwand bespannt, die feucht gehalten wurde – und er lag wie in einem Eiskeller darin.

Vielleicht erweise ich der Menschheit einen Dienst, wenn ich dieser Vorrichtung so viele Worte widme. Jeder von der Hitze geplagte Mensch kann sich für billiges Geld solch einen Kasten beschaffen, in dem er am heißesten Tage wie im kühlen Grabe liegt, dabei auch unbelästigt von den Mücken. Nur muß man jemanden haben, der den Stoff, wenn er ausgetrocknet ist, wieder mit einer Gießkanne anfeuchtet.

Für mich genügte, daß ich dicht unter der feuchten Decke der Kajüte lag.

Ich weiß nicht, wie es kam – meine Gedanken mußten sich mit Doktor Selo beschäftigen.

Sonst habe ich über meinen Gefangenen nichts zu sagen gehabt. Ich hatte ihn auch gar nicht mehr

gesprochen, nicht einmal gesehen. Mit meiner Drohung, ihn knapp zu halten, hatte ich nicht Ernst gemacht. Selo erhielt die Kost der Offiziersmesse. Er bat um Bücher und erhielt sie, sogar Zigarren bekam er von mir, als Goliath diesen seinen Wunsch mir meldete.

Er begehrte mich nicht zu sprechen, Goliath hatte mir nichts über ihn zu berichten – so dachte ich an den Kerl eigentlich gar nicht mehr. Das hing eben alles mit meiner Gleichgültigkeit in bezug auf den schnöden Mammon zusammen.

Der Kerl hatte mich bestohlen – daß er dafür mit Entziehung der Freiheit bestraft wurde, hielt ich schon für genügend. Wenn er dadurch nicht kirre wurde, dann war dem eben nicht beizukommen. Denn ich für mein Teil hätte es in solch einer engen Kabine doch keinen Tag ausgehalten, ich hätte doch alle Schätze der Erde hingegeben, um da wieder heraus zu können.

Ich hatte Goliath auch einmal gesagt, der Gefangene könne ja jeden Tag einige Stunden an Deck promenieren – nein, der sonderbare Kauz verzichtete darauf, er fühlte sich ganz behaglich, aß und schlief und rauchte und las.

Na, dann war es ja gut. Was aus ihm sonst noch werden sollte, darüber machte ich mir keine Kopfschmerzen.

Schließlich war begreiflich, daß ich gerade jetzt so lebhaft an ihn dachte. Ich hatte Blodwen bei unserer ersten Begegnung nicht mitgeteilt, wie ich den diebischen Schiffsarzt wiedergefunden. Was würde sie sagen, wenn sie es erfuhr? Würde sie ihn nicht haben wollen, um ihn auf glühende Kohlen zu setzen?

Dadurch kam ich auch auf die Fucusbank, auf die ›Indianarwa‹, auch Blodwen wußte von diesem meinem Versteck, das war eigentlich höchst

[566]

unangenehm, dadurch hatte sie mich gewissermaßen in der Hand

...

Unter solchen Gedanken schlief ich ein.

Ein Rütteln an der Schulter weckte mich.

Ich blickte in Goliaths schwarzes Gesicht.

»Massa, Doktor Selo ist entflohen!«

Hallo, war ich schnell auf von meinem Sofa! Wäre beinahe vom Tisch gestürzt, zum Glück ward noch ein bewußter Sprung daraus.

»Ich wollte ihm den Kaffee bringen – da konnte ich seine Tür nicht aufschließen – nämlich, weil der Riegel eben schon zurückgeschoben war – und die Kabine war leer.«

Ich konnte nichts weiter tun, als eine Untersuchung anstellen.

Ich hatte die Nachmittagsruhe bis um vier Uhr bestimmt, da Kaffee verabreicht wurde. Die meisten Matrosen hatten schlafend an Deck gelegen. Einige waren wohl wach gewesen, aber sie konnten so wenig wie der wachegehende Matrose etwas aussagen.

An dem Schlosse der Kabinentür war nichts zu sehen, aber da ich Goliaths Versicherung glaubte, daß er sie nicht etwa aus Versehen unverschlossen gelassen habe, so mußte Selo sie mit einem Dietrich, mit einem gebogenen Drahte, geöffnet haben.

Es mußte angenommen werden, daß er sich noch im Schiffe befände. Allerdings hätte er, um an Land zu kommen, auch eine Geschützpforte benutzen können, die groß genug war, um einen Menschen durchzulassen.

Aber dann hätte man ihn auch am Lande laufen sehen können. Jedenfalls hielt er sich jetzt versteckt, um erst während der Nacht das Land zu erreichen.

Doch warum hatte er da seinen Fluchtversuch nicht gleich bis zur Nacht verschoben?

Vergebliche Frage! Die Hauptsache war auch, den Flüchtling wieder zu fassen.

[567]

Das ganze Schiff ward durchsucht, was bei der ›Sturmbraut‹ leichter war als bei der ›Indianarwa‹, und besonders für den Bootsmann durfte es kein Winkelchen geben, das seiner Prüfung entgangen wäre, für meinen Enoch galt das auch, aber nach zwei Stunden hatte man den Schiffsarzt noch immer nicht aufgespürt.

So war es also sechs Uhr geworden, es begann zu dunkeln, als ein schwarzer Bote mit einem Briefchen kam.

Lady Blodwen lud den Kapitän wie die Offiziere und die ganze Besatzung der ›Sturmbraut‹ auf heute abend acht Uhr zu einem kleinen Feste ein, das im roten Hause abgehalten würde.

Kam das Verhängnis schon? War das die Einladung der Kriemhilde?

Nun, ich würde gehen, auch die Freiwache würde ich mitnehmen, aber etwa das ganze Schiff allein lassen, daran war natürlich nicht zu denken.

Die Entweichung des Gefangenen war ein genügender Grund, Leute zurückzulassen, wenn ich das dann auch Blodwen mitteilen mußte, wollte ich mich nicht wieder in Ausreden ergehen, welche, wie Lügen, kurze Beine haben.

Wir hatten noch Zeit, und die mußte dazu benutzt werden, um ein Entweichen des Flüchtlings an Land unmöglich zu machen. Vielleicht hätte genügt, alle Luken und Pforten zu schließen, noch sicherer aber war es, wenn das ganze Schiff etwas mehr vom Lande abgesetzt wurde. Dann mußte der Flüchtling, wollte er das Schiff verlassen, zuvor ins Wasser, und das ist doch etwas anderes, als wenn er gleich trockenen Fußes an Land springen konnte.

So geschah es. Die ›Sturmbraut‹ wurde freigemacht und nach der Mitte der Bucht verholt, dort verankert.

Ich leitete noch diese Manöver von Deck aus,

[568]

als sich Lady Marion zeigte, auf mich zukam. Sie sah ganz verstört aus.



»Ich höre, daß Ihr Schiffsarzt, den Sie gefangen hielten, entflohen sein soll?«

Ich bejahte. Die Lady hatte bisher über den Gefangenen noch keine einzige Frage gestellt. Sie war ganz mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt gewesen. So kannte sie wohl auch nicht den Grund seiner Gefangenschaft. Es war eben mein früherer Schiffsarzt, der einst desertiert war, und den ich wieder erwischt hatte, ihn nun interniert hielt.

»O Gott, ich werde doch nicht etwa seine Flucht ermöglicht haben?!«

Sie erzählte. Gegen drei Uhr hatte sie einmal ihre Kabine verlassen und bei der Rückkehr die Tür zu ihrer Verwunderung verschlossen gefunden. Sie hatte den Schlüssel bei sich, schloß auf, öffnete die Tür, erblickte eine fremde Einrichtung und in der Kabine einen fremden Mann, doch sicher den gefangenen Schiffsarzt.

Sie hatte sich eben in der Tür geirrt, ihre Kabine lag neben der des Gefangenen; sie war ganz in Gedanken gewesen.

»Aber ich habe die Tür sofort wieder zugeschlossen, habe den Schlüssel zweimal herumgedreht.«

Ich ließ mir ihren Schlüssel geben. Dessen Bart war ganz anders beschaffen, als der zur Nachbarkabine, zu unserer eigenen Verwunderung entdeckten wir erst jetzt, nach mehr denn zwei Jahren, daß er wirklich auch die Tür zu jener schloß, jedoch nur auf, nicht wieder zu, dann wurde die Feder nicht richtig gefaßt. Der Schlüssel drehte sich wohl, es schnappte zweimal, aber der Riegel kam dabei nicht recht heraus.

Nun war die Flucht erklärt. Selo hatte die Klinke einmal probiert, vielleicht nur zufällig, hatte die Tür offen gefunden. Nun konnten wir erst recht

[569]

annehmen, daß er sich noch im Schiffe versteckt hielt und seine Flucht nach dem Lande erst bei Nacht zu ermöglichen suchen würde.

ETWAS, WAS ICH WIRKLICH NOCH NICHT GESEHEN HABE.

Wir saßen in einem verdunkelten Saale und harrten mit Spannung der Dinge, die da kommen sollten.

Diese erwartungsvolle Spannung mochte eine sehr verschiedene sein.

Ich hatte mich ein Viertel vor acht mit der Hälfte meiner Mannschaft, nämlich mit der Freiwache, auf den Weg gemacht. Der diensttuende Offizier war zurzeit Mahlsdorf gewesen. Eigentlich hätte ich diesen lieber mitgenommen als Martin, dem die früheren Verhältnisse zum größten Teil noch unbekannt waren. Hinwiederum konnte vielleicht auch die zurückbleibende Mannschaft an Bord des Schiffes den tüchtigsten Offizier brauchen.

»Wir sind zu heute abend eingeladen, Martin,« hatte ich zum zweiten Steuermann gesagt, als das Schiff verholt worden war.

»Well,« war die Antwort Martins gewesen, den ich als einen immer tüchtigeren Kerl kennen gelernt hatte.

»Der Anzug ist dunkle Uniform, in jeder Hosentasche einen geladenen Revolver, zwölf Ersatzpatronen.«

Da freilich riß mein Martin seine Augen nicht schlecht auf.

»Was?! Ich denke, die Lady ladet uns zu einer Festlichkeit ein?!«

»Ja, zu einer Festlichkeit, die vielleicht mit scharfen Freuden-schüssen endet. Das heißt, ich weiß noch nichts – nur so eine kleine Mutmaßung – im

[570]

übrigen lassen Sie sich Näheres von Mahlsdorf erzählen.«

Nun, dieser würde ihm schon reinen Wein einschenken, falls er des noch bedurfte. Meine Jungen brauchten auch nicht erst lange Instruktionen.

Dann rückten wir ab, zum fröhlichen Feste, das vielleicht auch unseren Tod bedeutete.

Das rote Haus war nicht zu verkennen. Schon das Portal prachtvoll.

Ein Gentleman erwartete uns, fragte mich, ob wir schon gespeist hätten.

Eigentlich seltsame Frage! Nun, die selbständige Blodwen hatte in ihrem eigenen Königreiche auch ihre eigenen Sitten. Ich hätte es schließlich geradeso gemacht, hätte mich verdammt wenig um die Zeremonien der übrigen Welt gekümmert.

Ja, eigentlich hatten wir das Abendbrot schon hinter uns.

»Wollen Sie wenigstens noch eine Erfrischung zu sich nehmen?«

Wir alle wären ja fähig gewesen, noch einmal ein ganzes Menü abzuessen, aber ich schlug es dankend ab. Am Ende wäre ich dadurch erst von meinen Jungen getrennt worden.

»Die Vorstellung dürfte zwei bis drei Stunden dauern, erst dann wird das Nachtessen eingenommen.«

»Was für eine Vorstellung?«

»Darüber darf ich freilich kein Wort verlieren. Bitte, wollen Sie mir folgen!«

Es ging eine Treppe hinauf, wir wurden in einen geräumigen, rot ausgeschlagenen Saal geführt, in dem lange Reihen von Stühlen standen, und im Hinter- oder vielmehr Vordergrund ein Vorhang mit Wolkengebilden.

Die Seezigeuner von Fanafute waren schon anwesend, desgleichen die Verwandten Blodwens, sonst niemand weiter, auch Blodwen fehlte.

[571]

»Willkommen, Herr Kapitän!«

»Wo haben Sie denn den ganzen Tag gesteckt?«

»Was soll uns denn nur hier gezeigt werden?«

»Ich glaube, sie hat eine Künstlergesellschaft auf der Insel.«

»Etwas, was noch keiner von uns jemals gesehen hätte, hat sie gesagt.«

»Wo bleibt denn nur die Lady? Sie könnte uns doch erst einmal begrüßen.«

»Sie wird selber mitwirken.«

»Gibt's denn hier nicht zu trinken?«

So und anders klang es durcheinander, während der Hausmeister meine Leute auf den hinteren Stühlen unterbrachte.

»Bitte, Platz nehmen, Mylords und Gentlemen!« rief er dann.

»Das Licht wird sogleich verlöschen!«

Wir setzten uns. Ich konnte noch dafür sorgen, daß wenigstens Martin neben mich kam.

Als ich den Blick zum Kronleuchter richtete und mit einiger Verwunderung konstatierte, daß hier schon Gas gebrannt wurde, erloschen die Flammen plötzlich. Nur das Licht, welches von dem erleuchteten Vorhang ausging, verbreitete noch eine schwache Dämmerung.

Und jetzt war es, da alle von jener erwartungsvollen Spannung befallen wurden, die so ganz verschieden sein mochte.

Ich für mein Teil erwartete irgendeine fürchterliche Szene, welche der sich hebende Vorhang offenbaren würde, wobei auch unsere Revolver mitsprechen sollten.

Das Nibelungenlied war es, das mir diese Ahnung einflößte. In solch einem Saale waren damals auch die Nibelungen . . .

Da hob sich langsam der Vorhang. Einfach eine Theaterbühne mit Szenerie, eine Stube darstellend, recht einfach, mit Schenkbarm – anscheinend eine englische Gastwirtschaft.

[572]

Mir kamen die Tische und Stühle anfangs recht klein vor, wie für Puppen berechnet. Doch dieser Eindruck verschwand schnell wieder. Nur die Perspektive schien zu täuschen.

Da kam eine Frau herein, die Wirtin, mit unbeholfenen Bewegungen – tatsächlich eine Puppe, kaum metergroß, an Fäden bewegt – eine Marionette.

Es war eben ein Puppenspiel, was wir zu sehen bekamen. Die Entführung einer Prinzessin, das Vorspiel hier in einer Dorfschenke, wo die Räuber zusammenkamen und vom bösen Prinzen erworben wurden – der zweite Akt im wilden Walde spielend, der dritte im Schlosse, wo der gute Prinz und Held endlich seine Prinzessin bekam, und die Hauptfigur immer Kaspar, der nur Sinn für Bratwürste und Bierkrüge hat.

»So ein Blödsinn!« sagte neben mir Lord Seymour.

»Und so etwas sollen wir noch niemals gesehen haben?« brummte ein anderer ärgerlich. Ich dachte dasselbe.

Damals waren Puppenspiele viel beliebter als heute, auch in Deutschland. Jeder Jahrmarkt hatte seine Puppentheater, wandernde Marionettenspieler besuchten regelmäßig die großen und kleinen Städte.

So hatte ich als Kind häufig solche Marionettentheater gesehen. Und damals mochten sie mich entzückt haben. Dann später hätte ich mich geschämt, so ein Kasperltheater zu besuchen.

Was wir hier zu sehen bekamen, war durchaus nichts anderes, als man in jeder Jahrmarktsbude zu sehen bekommt. Die metergroßen Puppen so ungelentk wie möglich, ruckweise gingen die Arme in die Höhe, steif drehten sie sich herum, wobei die Beine immer nicht mitwollten, das Gehen war ein Schleifen, plump der Witz, und selbst an der Kostümierung und

[573]

an der Szenerie fehlte es vollständig, und so waren auch Sprache und Handlung.

»Ha, du Bösewicht – was ist dein Schwert von Blut so rot, o, Eduard, o, Eduard . . . «

Kurz und gut, wir waren grenzenlos enttäuscht! Keiner der Zuschauer war so höflich, zu applaudieren oder Kaspars schauderhafte Possenreißerei zu belachen. Nur meine Jungen hinter mir hörte ich manchmal kichern – heimlich – sie waren so unhöflich, sich dieses nicht zu verbeißen.

Ich wußte nur eine einzige Erklärung, wie Blodwen wagen konnte, uns solch eine Farce vorzuführen und von etwas ›Nochnie-gesehenem‹ zu sprechen.

Die hinter Mauern erzogene Blodwen hatte eben selbst noch niemals ein Marionettentheater gesehen, auch später nicht. Da war sie doch immer in ihrer römischen Villa gewesen, in meiner Gesellschaft hatte sie ebenfalls keine Gelegenheit dazu gehabt.

Da, vielleicht vor ganz kurzer Zeit, war sie einmal in so ein Puppentheater geraten. Und das hatte ihr nun ganz mächtig imponiert. Wenn man so etwas noch nicht gesehen hat, wirkt das ja auch mindestens originell, man amüsiert sich wirklich, eben über die Unnatürlichkeit dieser mechanischen Schauspieler.

»Das muß ich haben, das ganze Theater!« mochte sie sich gesagt haben, ganz ihrem Charakter entsprechend.

Nun mochte ihr der Theaterdirektor auch noch gesagt haben, renommistisch, wie diese Schausteller nun einmal sind, so etwas wie sein Unternehmen gäbe es sonst nirgends in der Welt, vielleicht hatte er sogar, die Unerfahrenheit der Dame gleich erkennend, behauptet, sein Puppentheater sei überhaupt das einzig existierende – kurz, Blodwen hatte das Theater gekauft oder doch den Direktor mit seinen eventuellen Hilfskräften engagiert, natürlich für die

[574]

zehnfache Summe, die sonst nötig gewesen wäre, hatte ihn nach ihrer Insel geschickt – und nun gedachte sie ihren Gästen etwas zu zeigen, was diese in ihrem ganzen Leben noch nicht gesehen hätten.

Ach je, ach je!! Ich schämte mich für die Gastgeberin – ich schämte mich wirklich im eigenen Herzen. Ich bin nun einmal so. Wenn sich jemand öffentlich produziert und ihm passiert ein Malheur, der Jongleur läßt den ganzen Porzellanaufbau, den er auf der Nase balanciert, fallen, oder der Schauspieler verspricht sich, macht unbeabsichtigt einen dummen Witz, dann lache ich nicht

wie die anderen, sondern ich werde immer ganz rot vor Scham – ich schäme mich im eigenen Herzen für den Unfall des anderen, noch ehe ich ihn aufrichtig bemitleide.

Ich habe bei einem Philosophen gelesen – es ist wohl Schopenhauer – daß es nur die edelsten, hochentwickeltsten Menschen sind, welche solch eine Art von augenblicklicher Mitempfindung kennen; die anderen, die meisten, welche bei einem fremden Unglück, einem sogenannten Malheur, das wirklich einigen Witz enthalten mag, etwa wenn jemand anstatt des Streichholzes die eben angebrannte Zigarre zum Wagenfenster hinauswirft – welche also über so etwas lachten, anstatt etwa ein bedauerndes ›O!‹ hören zu lassen, ständen noch auf einer tieferen Stufe der moralischen Entwicklung, und wenn sie auch die Weisheit aller Universitäten in sich hätten.

Nun, dann gehöre ich zu diesen ersteren. Ich darf dies sagen, weil der Leser wohl schon weiß, daß ich sonst nicht gern rühmend von mir spreche.

Kurz, ich schämte mich aufrichtig – für Blodwen – vor mir selbst. Weshalb vor mir selbst, das kann ich nicht definieren. Das ist eben eine ganz wundersame Mitempfindung, wie sie am besten wohl der Schauspieler kennt, der die Person wirklich zu

[575]

sein glaubt, deren Rolle er spielt, und kann er das nicht, dann ist er auch kein echter Künstler.

Und dann bemitleidete ich Blodwen.

Das arme Weib!

Sie hielt sich gewiß irgendwo verborgen, beobachtete hinter einem Vorhange ihre Gäste, wollte sich an deren Entzücken ergötzen.

Und nun rührte sich keine Hand, kein Lachen erscholl über Kasperles Witze, die vielleicht dieses Weib ganz großartig fand, höchstens hörte sie ein verhaltenes Kichern, sah sie spöttische Gesichter.

Ich hätte so gern einmal geklatscht, ein Lachen markiert, aber ... ich brachte es nicht fertig. Das wäre mir erst recht wie blutiger Hohn vorgekommen.

Zum Glück war die Komödie nicht lang. Jeder Akt zehn Minuten, und im dritten also fiel Prinz Jaromir in die Arme seiner geretteten Braut, fiel so hinein, wie Puppen es tun müssen, während König und Königin und das ganze ›glänzende‹ Gefolge wie die Leichname im Kreise auf Stühlchen hingeflegt lagen.

»Na, Gott sei Dank, sie haben sich!«

»Die Lady muß verrückt sein, uns mit so etwas hier eine halbe Stunde zu langweilen.«

Das wurde ganz laut gesagt. Diese Sportsmen nahmen sich doch kein Blatt vor den Mund.

»Was, um Gottes willen, es ist wohl immer noch nicht zu Ende?!« erklang es dann erschrocken und einstimmig aus aller Munde.

In der Tat, Kasperle wurde nochmals über die Bühne geschleift, blieb in der Mitte stehen, versuchte eine Verbeugung zu markieren.

»Hochgeehrtes Publikum, Mylords und Gentlemen – ich habe von Königlicher Hoheit Prinz Jaromir den Auftrag erhalten, die Verlobungsfeierlichkeiten zu arrangieren, in folgedessen habe ich einige

[576]

Künstlerspezialitäten engagiert, und werde mir nun erlauben, diese dem hochverehrten Publikum vorzuführen ... «

So und noch mehr meldete der Zappelmann mit quäkender, von der Decke kommender Stimme.

»Ach, du lieber Gott, immer noch nicht alle!!« wurde im Zuschauerraum gestöhnt.

»Ich gehe fort, das halte ich nicht mehr aus.«

»Gute Nacht, ich schlafe einstweilen einen Schnitt.«



»Wenn man nur wenigstens etwas zu trinken bekäme!« knurrte der Australier.

Ja, auch mir war es fürchterlich, noch weiter diese Blamagen erleben zu müssen.

Ein Diener kam auf die Bühne, ein richtiger Mensch, und jetzt sah man einmal, daß diese Puppen wirklich nur einen Meter groß sein konnten.

Der Diener – wenigstens war er so mit einem Frackanzug bekleidet – setzte ein winziges Tischchen in die Mitte der Bühne, legte ein weißes Plättchen daneben, auch noch etwas auf den Tisch, zog sich zurück, Kasperle klappte wieder auf seinem Stuhle zusammen – und plötzlich setzte eine gedämpfte, aber faszinierende Musik ein.

Ich muß gestehen, daß ich im Augenblick wirklich außerordentlich gespannt auf das Kommende war, und ebenso schien es auch allen anderen zu gehen, die eben noch gähnt hatten.

Und da kam hinter der Kulisse eine kleine Gestalt hervorgesprungen, viel kleiner als jene anderen Puppen, nur den vierten Teil, also nur einen Viertelmeter groß, gekleidet wie ein Künstler in fleischfarbene Trikots mit goldenem Badehöschen.

Aber nun vor allen Dingen, wie dieses Püppchen hereinsprang!

Eben wie ein richtiger, lebendiger Mensch, überhaupt gar nicht davon zu unterscheiden! Einen Fuß

[577]

vor den anderen gesetzt, springend – kurz und gut, gar nicht von einem lebendigen Menschen, der sich mit Grazie zu bewegen weiß, zu unterscheiden! Mehr kann man ja nicht sagen.

Und nun stehen geblieben, einige zierliche Verbeugungen gemacht, Kußhändchen geworfen, dann trat er schnell an das Tischchen, rückte da das Ding zurecht, trat zurück, auf die weiße Platte, fummelte mit den Füßen darauf herum – jetzt wußte ich es: er k Reidete sich die Sohlen ein – wieder an den Tisch, mit einem leichten Schwunge darauf, sich hingelegt, so daß der Kopf

in die Höhlung des hölzernen Kissens zu liegen kam, sich noch etwas zurechtgerückt, immer noch etwas mehr – die Füße wurden zusammengeschlagen ... so, der Fußequilibrist war fertig, seine Kunstleistungen zu zeigen.

Was soll ich sagen? Ich stierte wie ein Mondkalb. Und nicht anders ging es meinem Nachbar.

»I, das ist gar nicht möglich, das ist ein richtiger Mensch, ein Zwerg!«

»Nein, solche winzige Zwerge gibt es denn doch nicht, das ist eine Puppe!«

»I, das kann doch keine Puppe sein!«

»Jawohl, blicken Sie nur einmal durch mein Opernglas, da sehen Sie auch alle die Drähte, an denen die Figur hängt.«

Ich konnte diese dünnen Drähte schon mit bloßen Augen erkennen. Die Entfernung, die uns von der Bühne trennte, war ja auch gar nicht so groß.

Jawohl, diese Puppe wurde durch Drähte regiert, durch eine Unzahl von Drähten. Auch ich bekam das Opernglas, da aber konnte ich die Drähte erst recht nicht zählen.

Ja, aber wie war nur möglich, eine Puppe so durch Drähte bewegen zu können, daß man an einen lebendigen Menschen, an einen Artisten denken mußte, der jede Muskel in seiner Gewalt hat?

[578]

Durch das Fernglas konnte man fast nur an den starren Gesichtszügen erkennen, daß es wirklich nur eine Puppe war.

Wir waren vor Staunen einfach außer uns!

Und das war doch erst die Einleitung gewesen!

Noch eine Gestalt hüpfte vor, ein Clown, so groß wie jener, ebenfalls durch keine Bewegung von einem richtigen Menschen zu unterscheiden.

Dieses Figürchen rollte eine Trommel vor sich her, hob sie, verlor die Balance, schlug erst einmal der Länge nach hin – es war ja

ein Clown – raffte sich wieder auf – rieb sich die Knie – stolperte nochmals über seine große Zehe – dann hob er die Trommel, warf sie hoch, dem Jongleur auf die Füße.

Und dies alles auch nicht in der kleinsten Bewegung von einem lebendigen Menschen zu unterscheiden!

Man stelle es sich nur vor, diese winzigen Figürchen, tote Puppen, durch Drähte lebendig gemacht – um unser grenzenloses Erstaunen begreifen zu können.

Der auf dem Tisch Liegende hatte die Trommel, für seine winzigen Körperverhältnisse sehr groß, geschickt mit den Füßen gefangen. Das Spiel begann, von der Zirkusmusik begleitet. Gedreht, gerollt, mit beiden Füßen, mit einem, von einem Fuße auf den anderen geworfen – immer komplizierter wurden die Spielfiguren in der Luft.

Ich hatte schon manchen Fußequilibristen gesehen. Neues war es eigentlich nicht, was hier geboten wurde – es war fast schade, daß man nach und nach vergaß, nur kleine Puppen vor sich zu haben.

Denn die Entfernung schien mit der Zeit immer größer zu werden, so konnte man sich auch immer mehr in die perspektivische Täuschung hineinleben, es

[579]

seien erwachsene Menschen, nur sehr, sehr weit entfernt.

»Aber wie in aller Welt ist es nur möglich, daß die quirlenden Beine der Puppen und auch die Trommel so von Drähten bewegt werden können, die eine menschliche Hand regiert?«

Solche sich oft wiederholende Zwischenrufe waren es, welche den Zuschauer dann wieder zur Wirklichkeit zurückriefen, um ihn von neuem erstaunen zu lassen.

Dann war es auch eine recht gute Berechnung, daß manchmal der menschliche Diener auf der Bühne erschien, um den Kontrast zu zeigen, daß der Irrtum nicht gar zu sehr überhandnehme.

Er brachte nach und nach verschiedene Sachen herein, die ihm stets erst von dem Clown abgenommen und von diesem selbst auf die Füße des Jongleurs befördert wurden: ein großes Kreuz, eine Stange, eine brennende Lampe, ein Stuhl, ein Tisch.

War mir schon das Kreuz ein Rätsel gewesen, so noch mehr Stuhl und Tisch.

Wie war es nur möglich, daß der Stuhl nach allen Richtungen auf den Füßen herumquirlen konnte, ohne daß sich die zahllosen Drähte, an denen er dirigiert wurde, wie durch das Glas deutlich zu erkennen, verwirrten?

Einfach rätselhaft!

Und dann, wie der kleine Equilibrist ab und zu heruntersprang, sich verbeugte, sich Hände und Stirn mit einem Tüchelchen trocknete, wieder seine Füße auf der Platte einkreidete, wieder nach einem Kußhändchen auf den Tisch voltigierte, sich zurechtlegte  
...

»Das geht nicht mit natürlichen Dingen zu, das ist Hexerei!!« hörte ich den Haarwasseronkel flüstern, und er sah tatsächlich vor Erregung ganz blaß aus – dieser Mann, der sich noch eine Zigarre ansteckte, wenn er mit der Pulvermine in die Luft flog.

[580]

Wieder sprang der Equilibrist vom Tisch herab, mit mehr Kußhändchen als sonst, tänzelte hinaus, in komischer Weise von dem Clown gefolgt – da kam jener noch einmal herein, aber nicht so tänzelnd, sondern eine endlose Reihe von Rädern schlagend, mit einem gewaltigen Saltomortale, dem sich ein doppelter anschloß, endend – Kußhändchen zum Gehen gewendet – und nun erst brach der donnernde Applaus los, nach englischer Weise von gellendem Pfeifen begleitet.

Dann aber, während der menschliche Diener die niedlichen Möbel hinausräumte, trat abermals eine Totenstille ein.

Ich sah, wie sich der Puppenkleidermacher an die Nase faßte.

»Ja, habe ich das alles denn nicht nur geträumt? Waren das nicht richtige Menschen?«

Das war jetzt der Gedanke aller.

Da, als noch so geflüstert wurde, kam schon ein anderes Figürchen herein, ein Mädchen in phantastischem, kurzgeschürztem Kleidchen – einige Kußhändchen – auch der Clown kam wieder hereingestolpert, mit einem Korbe, dem er eine goldene Kugel entnahm, er warf diese dem Mädchen zu, eine zweite, eine dritte – sie begann mit den ziemlich großen Kugeln zu jonglieren.

»Fabelhaft! Wie ist das nur möglich? Die Kugeln scheinen doch gar nicht an Fäden zu hängen?«

Ach, das war doch nur erst der Anfang!

Eine vierte Kugel kam hinzu, eine fünfte, sechste, siebente ... ich weiß nicht mehr, wie viele Kugeln es waren, welche die Jongleuse die wunderbarsten Figuren in der Luft beschreiben ließ.

Wie dies ermöglicht wurde, habe ich auch niemals in meinem Leben erfahren, obgleich ich ähnliche Marionetten mit denselben Tricks noch später einmal gesehen habe: im Marionettentheater des Fürsten von

[581]

Monaco. Ebenfalls wunderbar, rätselhaft, jeder Erklärung spottend – und dieses Marionettentheater ist in Monaco heute noch zu sehen.

Mir wurde damals gesagt, daß zum Beispiel dieses Kugelspiel magnetisch betrieben würde, die Kugeln würden abgestoßen und wieder angezogen – aber eine Erklärung gibt mir das durchaus nicht, ich glaube es überhaupt nicht. Jener Mann, der mir das sagte, war so ein Alleswisser. Ein geistreicher und ebenso praktischer Ingenieur, den ich deswegen fragte, zuckte hingegen die Achseln und sagte:

»Ich weiß es nicht. Mir ist das alles ebenso rätselhaft und unmöglich erscheinend wie Ihnen. Wenn man es weiß, dürfte es ganz einfach sein – so einfach, daß der Direktor, der dies alles

allein leitet, für keinen Preis hinter seine Kulissen blicken läßt. Wenigstens keinen gewöhnlichen Sterblichen. Ich möchte es auch gar nicht, die hübsche Illusion wäre wohl sofort zerstört.«

Hier aber war es das erstemal, daß ich so etwas zu sehen bekam. Und dasselbe galt für alle anderen dieser Weltreisenden, die sonst schon alle Wunder der Erde kennen gelernt hatten.

Fürwahr – Blodwen hatte recht – wir bekamen etwas zu sehen, was wir nicht einmal im Traum für möglich gehalten hätten!

Dann kamen vier Akrobaten daran, welche die tollsten gymnastischen Sachen ausführten. Daß sich bei diesem Durcheinander die deutlich erkennbaren Drähte nicht verwirrten, wie die überhaupt nur von menschlichen Händen regiert werden konnten – unbegreiflich!

Dann zeigte sich ein menschliches Skelett, größer als die vorigen Figuren, so groß, wie die noch im Kreise herumsitzenden Hochzeitsgäste, und ferner eine dementsprechende Riesenspinne.

Beide tanzten zusammen einen Pariser Cancan.

[582]

Zuerst verlor das menschliche Skelett einen Knochen nach dem anderen, jeder Knochen hüpfte für sich auf der Bühne herum, wobei wiederum einmal deutlich sichtbar war, wie jeder einzelne Knochen seinen eigenen Faden hatte, wenn nicht, deren mehrere – dann verlor auch die Riesenspinne ihre Beine – die Knochen fügten sich wieder zusammen, aber in falscher Anordnung, die Spinne bekam die menschlichen Gebeine, und der Totenschädel tanzte auf Spinnenbeinen herum, einfach gräßlich anzusehen – dann wieder ein buntes Durcheinander sämtlicher Knochen und Spinnenfüße – und dann ein Krach, ein Schnappen, und als ob jeder Knochen an einem Gummibändchen hänge, so waren sie plötzlich alle wieder zusammengeschnellt, das Skelett und die Spinne zeigten sich wieder in voller Ordnung.

»Magnetisch!« ward auch hier eine altkluge Stimme laut.

»Nein, mit Magnetismus allein ist da nichts anzufangen,« entgegnete aber mein zweiter Maschinist Kienock, ein ganz tüchtiger Ingenieur, der die Elektrotechnik zu seinem Privatstudium gemacht hatte.

»Na, wie denn sonst?«

»Ich weiß es nicht, es ist mir rätselhaft, unerklärlich,« war die offene Antwort.

Der Vorhang fiel, doch nur für eine Minute, dann ging er wieder hoch. Der König und die ganze Hochzeitsgesellschaft war samt ihren Stühlchen schnell weggeräumt worden, dafür saßen da drei weibliche Puppen in Lebensgröße, wie Chansonetten gekleidet, die starren, aus Holz geschnitzten Gesichter auch ebenso geschminkt.

Als Chansonetten sollten sie sich denn auch produzieren.

Aber was war das? Weshalb anstatt dünner Drähte ziemlich starke Seile, und weshalb diese ungelenken Puppenbewegungen, nachdem die Direktion, die dort

[583]

oben auf dem Schnürboden arbeitete, schon solche Proben ihrer unglaublichen Kunstfertigkeit gegeben?

Eine Dame stand nach der anderen auf, klappte zusammen und sang einen englischen oder französischen Gassenhauer, manchmal die Arme, die Hände hebend, ausbreitend, mit dem Kopfe nickend, wackelnd, einen Fuß vorsetzend – alles so ungelenk, so unnatürlich wie möglich. Auch die Kinnladen waren beweglich, wurden, an einer Schnur befestigt, ebenfalls manchmal auf und zu geklappt. Nur, daß dies sehr oft nicht stimmte. Sollte die Puppe gerade ein a singen, oder vielmehr wenn sie es wirklich sang, hatte sie den Mund gerade zu, und dann, bei einem langgedehnten iiiii, oder wenn sie ganz schwieg, hatte sie das Maul wieder sperrangelweit aufgesperrt.

Was sollte diese Kunstlosigkeit bedeuten? Umsonst wurde dieser plötzliche Gegensatz doch nicht herbeigeführt.

Und in Erwartung dessen, was da noch kommen was dies erst vorbereiten sollte, vergaß man ganz, daß hier noch etwas anderes gezeigt wurde.

Diese lebensgroßen Puppen schienen nämlich wirklich selbstständig zu singen, wenn auch die Mundbewegungen nicht dazu stimmten. Oben in den Soffitten mußte ein Bauchredner sein, der den Gesang nach unten dirigierte.

Gut, sehr hübsch gemacht, aber wozu dann diese Unnatürlichkeit der lebensgroßen Puppen? Das wäre nicht nötig gewesen, das hätte man anders arrangieren können und sollen.

Jede Puppe hatte ein Lied zum besten gegeben, nun kam wieder die erste daran, dann wieder die zweite.

Das war abermals unnötig, die Sache wurde bald langweilig, denn nicht einmal die Lieder brachten besondere Abwechslung.

Während sich also die zweite Dame wieder  
[584]

ungelenk erhob, passierte der ersten, als sie sich setzen wollte, noch ein Malheur. Ihr Stuhl kippte um, und sich so niedrig zu setzen, darauf schienen die Schnüre nicht eingerichtet zu sein – kurz und gilt, die Dame konnte sich nicht wieder ordentlich auf den doch überdies umgekippten Stuhl setzen, blieb halb in der Luft schweben und bot so ein unsagbar klägliches Bild.

Unterdessen war also die zweite aufgestanden, begann wieder ein französisches Lied zu singen, welches auf die ganze Marionettenspielerlei einen Bezug hatte, wie sie aus dem Kasten genommen worden sei usw.

Diesmal aber blieb sie nicht nur so stehen, höchstens ab und zu einen Fuß hebend, sondern sie bewegte sich vorwärts, freilich mit unbeholfenem, schleppendem Gange, immer weiter, auch so mit den Armen und Händen zuckend und mit dem Kopfe nickend – bis an die vom Podium herabführenden Stufen – und was war das? – die menschengroße Puppe war imstande, diese auch hinabzusteigen – und dann war sie unten, bewegte sich unbehilflich,



die starren Augen in dem angemalten Gesichte ins Leere gerichtet, auf uns zu, gerade auf mich ...

»Bin eine geschnitzte Marionette,  
Trete auf als Chansonette ...«

Da stand die lebensgroße Puppe vor mir – streifte die Schnüre von den Handgelenken und vom Halse – dann hob sie die Hand und gab mir einen leichten Schlag auf die Schulter – und dann ein Lächeln in diesen sonst so starren, angemalten Zügen, lustig blitzten plötzlich die Augen auf – und dann eilte sie mit leichten Schritten wieder die Stufen zur Bühne hinauf, wo soeben die anderen beiden Puppen schlenkernd in die Höhe gezogen wurden.

Ich kann nur sagen, daß mir zumute gewesen war, als hätte ich wirklich einmal ein Gespenst

[585]

gesehen, und so war es auch allen anderen zumute, als sich die vermeintliche Puppe plötzlich in einen richtigen Menschen, in eine wirkliche, lebenswarme Dame verwandelte.

Ich hoffe, der Leser versteht, worauf es hier ankommt. Niemand hatte doch auch nur eine Ahnung gehabt, daß hier ein richtiger Mensch nur eine Puppe markiert hatte. Ich selbst hätte doch gleich meinen Kopf dagegen gewettet. Die beiden anderen, das waren richtige Puppen – aber die mittelste, das war eine lebendige Dame gewesen, welche eine Puppe nur markiert hatte.

Aber nun wie!! Auch nicht der geringste Unterschied zwischen hier und dort. Und nun versuche einmal ein anderer, das nachzumachen! Man hatte uns

[586]

einmal eine Probe geben wollen, daß sie in der Täuschung auch das Gegenteil erreichen konnten!

Während die beiden Puppen noch in der Luft herumschlenkeren, verbeugte sich das lebendig gewordene Pendant lächelnd – und die Dame hatte den jetzt tosend ausbrechenden Beifall reichlich verdient – dieser verstummte nur, als auf der Bühne auch

noch jener Diener erschien, jetzt aber die ganze Brust mit funkelnden Orden bedeckt – und an der Hand wurde er geführt von Blodwen, die eine dekolletierte Gesellschaftstoilette trug.

Sie trat schnell in die Mitte, faßte auch noch die Hand der lebendig gewordenen Puppe und stellte vor:

»Mylords und Gentlemen – ich erlaube mir vorzustellen – Professor Guiseppe Maltorino und seine Tochter, Signorina Arabella, Hofmarionettenkünstler Seiner Majestät des Sultans der Türkei, welche uns . . . «

Blodwen sprach noch weiter, jetzt aber hielten es meine Jungen für nötig, die also Vorgestellten mit johlenden Beifallsrufen zu begrüßen.

Mein zweiter Steuermann ließ ungeniert seine Bootsmannspfeife gellend ertönen – ›Pfeifen und Lunten aus, Ruhe an Bord‹ – das gewohnte Signal wirkte sofort, plötzlich herrschte Todesstille, unterdessen schien aber Blodwen immer weiter gesprochen zu haben.

» . . . das ist aber auch der einzige Blick, den diese Künstlerfamilie hinter ihre geheimnisvollen Kulissen gestattet. Sie werden also, wie gesagt, fünfundzwanzig Figuren gleichzeitig tanzen lassen, wobei sie bei ihrer Direktion zu beobachten sind.«

Blodwen verneigte sich, desgleichen Vater und Tochter, der Vorhang fiel.

In dem Saal schwirrte das Gespräch durcheinander – doch nicht lange, so ging der obere Teil

[587]

des Vorhanges in die Höhe – also jener Teil, der sonst die Soffitten verbarg.

Man sah in heller Beleuchtung den Professor und seine Tochter stehen, also hoch oben über der Bühne – wohl auf Balken, das war nicht deutlich zu unterscheiden – Stöcke in der Hand, die sie aber auch manchmal zwischen die Zähne nahmen, blitzschnell,

dann warfen sie sich diese Stöcke wieder gegenseitig zu, und dann klabusterten sie mit den Fingern immer um sich in der Luft herum.

Ehe ich noch ahnte, was das eigentlich bedeuten sollte, ging auch der untere, große Vorhang in die Höhe, so, daß die beiden noch immer zu sehen waren, und unten auf der Bühne tanzten eine ganze Masse von allerliebsten kleinen Balletteusen herum, auch nur einen Viertelmeter groß, im flitterbesetzten Gazekleidchen.

Da sie manchmal Gruppen bildeten, hatte man schnell heraus, daß es fünfundzwanzig Stück waren.

Ja, aber wie war das nun möglich?!

Es war ein vollständiges Ballett, was wir da zu sehen bekamen, nach der Musik getanzt. Und keine einzige Puppe stand auch nur eine Sekunde still. Mit Ausnahme, wenn es sein mußte, wenn etwa die Vortänzerin sich produzierte.

Wie die fünfundzwanzig Püppchen nun die Tanzfiguren beschrieben, wie sie schwebten und sich neigten, mit ihren Schleiern Wolken bildend, die Röckchen hoben, wie sie auf den Zehenspitzen beinwerfend vormarschierten, manchmal in Gruppen, manchmal alle zusammen – und wenn dann die Primaballerina ankam, noch ganz anders die Beine schmeißen könnend als die da, wenn sie graziös hin und her schwebte, sich auf der Zehenspitze blitzschnell ein dutzendmal um sich selbst drehte – und als dann nun gar erst ein Ballettmeister hinzukam, was für  
[588]

Mätzchen der erst machte – Himmeldonnerwetter noch einmal

...

Ja, und wer setzte alle diese fünfundzwanzig oder jetzt sogar sechsundzwanzig Figuren gleichzeitig in Bewegung?

Nur die beiden Personen dort oben, die sich immer die Stöcke zuwarfen, diese sogar mit den Zähnen auffingen, dabei mit den Händen in der Luft herumfuhren.

Nur mit diesen ihren beiden Händen, an denen je fünf Finger waren, beherrschten sie diese sechszwanzig Figuren, hatten sie an all diesen für uns zahllosen Drähten und Schnürchen zu ziehen und zu zupfen und zu schlagen!

Sie hatten nicht einmal nötig, ihre Figürchen im Auge zu behalten, siegesbewußt lächelten uns Vater und Tochter zu ...

»Bitte, Mylord, machen Sie Ihren hochedlen Mund zu, Sie könnten sonst die Maulsperrerie kriegen,« hörte ich einen der Seezi-geuner sagen.

Diese Ermahnung konnte für uns alle gelten.

#### NEUE BEKANNTSCHAFTEN UND EMPFINDUNGEN.

Der Vorhang war gefallen. Ich war von meinen Jungen getrennt worden, ohne daß dies mir recht bewußt geworden – ich befand mich mit den übrigen Herren, aber auch mit beiden Offizieren, in einem anderen Saale, prächtig ausgestattet, durch Kronleuchter hell erleuchtet, und durch die offene Tür sah man im Nebensaale eine reichgedeckte Tafel.

Da tauchte vor meinen noch ganz traumverlorenen Augen Blodwens schlanke Gestalt auf, noch in jener dekolletierten Gesellschaftstoilette.

»Nun, Mylords und Gentlemen,« lächelte sie  
[589]

uns entgegen, »habe ich mein Versprechen eingelöst? Haben Sie so etwas schon jemals gesehen?«

»Mylady, wir sind einfach baff!«

Das heißt, diese Worte selbst sagte wohl niemand – sie sollen nur den Inhalt sämtlicher Ausrufe jedergeben, die jetzt von allen Seiten fielen, wohl zehn Minuten lang.

Einer suchte den anderen immer an Ausdrücken des Staunens zu überbieten, und sogar ich machte da mit, obgleich so etwas sonst meinem Charakter ganz fremd ist.

Ja, sogar der hünenhafte Australier, Mr. Rug, sonst das Phlegma selbst, ließ sich zu staunenden Komplimenten hinreißen . . . bis er auf einem Seitentischchen eine Karaffe mit Kognak entdeckte, da widmete er dieser sein ferneres Interesse.

Dann wurde die Unterhaltung, die in dem Vorzimmer zum Speisesaale stattfand, doch etwas sachgemäßer.

»Woher haben Sie diese göttlichen Marionettenspieler nur?!«

»Wie gesagt, direkt vom Hofe des Sultans, wo sie bisher wie die Gefangenen gehalten wurden, um mit ihren Spielen die Haremsdamen zu ergötzen.«

»Ja, wie sind Sie aber dazu gekommen? Hat der Sultan sie Ihnen abgetreten?«

»O nein, da wäre nichts zu machen gewesen. Ja, meine Herren, das ist eine lange Geschichte. Ich kann nur Andeutungen machen. Außerdem ist auch meine Zunge in verschiedenen Sachen gebunden. Als mein Entschluß gefaßt war, mich hier auf dieser Insel häuslich niederzulassen und darauf etwas zu schaffen, was die Welt noch nicht gesehen hat, sah ich mich zunächst nach so einem Manne um, der . . . na, Sie wissen schon, so ein Kerl, der alles arrangiert, alles weiß und alles kann . . . «

»Ein Entrepreneur, ein Impressario.«

[590]

»Jawohl, jawohl! Es war ein Zufall, daß mir ein solcher gerade in den Weg lief – der Vergnügungsrat des türkischen Sultans, der seinen Posten verlassen hatte, und mit ihm waren auch die beiden Marionettenspieler desertiert. Es ist ein Armenier namens Papapopulos, ein Mann, der . . . «

»Papawat?« ließ sich Mr. Rug, die halbgeleerte Kognakflasche in der Hand, vernehmen.

»Papapopulos ist mein Name.«

»Papapoplewat?«

»Papapopulos.«

»Papepoplewat?« fing der Australier immer wieder an, jetzt auch noch die Hand vors Ohr legend. »Bitte, Mylady, sprechen Sie diesen Namen doch einmal recht deutlich aus, er interessiert mich sehr.«

»Pa–pa–po–pu–los,« buchstabierte Blodwen, schon mit lachendem Munde.

»Po–pu–pa,« machte Mr. Rug nach, »polle-pullewat?«

»Um Gottes willen, Mister Rug!« mischte sich jetzt Lord Seymour ein. »Lassen Sie doch endlich Ihre Popelei, bleiben Sie doch bei Ihrer Kognakflasche! Papapopulos, Papapopulos, Papapopulos – kapiert?«

»Paplaspoplos,« nickte der Australier zufrieden und schenkte sich sein Wasserglas wieder voll Kognak.

Also, dieser Papapopulos, der früher das Amt gehabt, aus dem Harem des türkischen Sultans die Langeweile zu vertreiben, stand jetzt in Blodwens Diensten.

Während Blodwen sich mit den konföderierten Kapern herumgeschlagen, auch schon vorher, hatte Papapopulos hier für ihre Bequemlichkeit und für ihr späteres Amüsement gesorgt.

Er ward uns vorgestellt, ein echter Armenier, anscheinend noch ein Knabe, dem der erste Flaum auf der Oberlippe sproßt, von kleiner Figur, mit etwas

[591]

wehmütig geschweiften Beinen, runden Eulenaugen und sehr starker Nase.

Dieser Knabe – in dessen Alter man sich freilich auch sehr täuschen konnte – sollte vierzehn Sprachen beherrschen. Wolle sich der Leser nicht wundern. Dort hinunter ans Mittelmeer muß man gehen, will man Menschen kennen lernen, welche ein Dutzend Sprachen reden, ohne sie eigentlich gelernt zu haben. Am Londoner Hauptpostamt ist als Dolmetscher ein Neger angestellt, der in achtzehn Sprachen Auskunft gibt, und nicht etwa, daß er nur gewisse Redensarten kann, sondern er beherrscht diese achtzehn

Sprachen vollkommen, mit allen Finessen. Durch den hat schon mancher Ungläubige seine Wette verloren.

Wie ich jetzt noch so nebenbei erfuhr, war Papapopulos nicht eigentlich im Harem des Sultans angestellt gewesen, sondern er hatte die Welt bereist, um bekannte Künstlerspezialitäten für den Harem zu engagieren, nur einmal für kurze Zeit ... ein richtiger Entrepreneur, eben allein in Diensten des Sultans stehend, und dieser ist ja nach dem Zaren der reichste Monarch Europas, der kann es sich leisten. Staatsschulden haben bekanntlich mit dem persönlichen Vermögen nichts zu tun, sonst wäre der Schah von Persien der allerärmste, während er in Wirklichkeit der allerreichste Fürst auf dieser Erde ist.

Er war uns also vorgestellt worden.

Auf mich machte Monsieur Papapopulos von vornherein einen höchst unangenehmen Eindruck. Weshalb, konnte ich nicht recht definieren. Es war die Jugend, die sich mit dieser übergroßen Welterfahrung nicht zusammenreimen wollte. Es war etwas Unnatürliches an der ganzen Person.

Auf den Australier machte der junge Armenier einen anderen Eindruck, er vergaß wieder einmal die Beschäftigung mit der Kognakflasche.

[592]

»Papa ... bitte, wie war Ihr werter Name?«

»Papapopulos.«

»Papapoplewat?«

»Pa-pa-po-pu-los.«

»Pa-po-puuuhhh ... äh, wissen Sie was? Sagen wir einfach Papa Popelmann. Prost!«

Das nächste war, daß ich mich in einer Ecke durch Blodwens Vermittlung mit Baron Ralph versöhnte.

Es lag ja nicht an mir, sondern an ihm, und Blodwen war heute wirklich von einer unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit.

»Dann zu Tisch, wir wollen Versöhnung feiern!« rief sie fröhlich wie ein Kind.

Ich saß nicht neben ihr, ihr nicht direkt gegenüber, aber ich hatte nur Augen für sie. Blodwen war nicht wiederzuerkennen.

Nur im Anfange waren Diener behilflich, dann waren wir zwanglos unter uns.

Zuerst drehte sich die Unterhaltung noch immer um die Marionettenkünstler.

»Weshalb haben sie denn den Hof des Sultans verlassen? Oder gar geflohen?«

Die Fragen und Antworten schwirrten so durcheinander, daß es niemals zu einer richtigen Erklärung kam.

Nur eines wurde festgesetzt. Warum die Marionettenspieler erst die plumpe Komödie aufgeführt hatten. Nun, einfach deshalb, damit die Ueberraschung durch den Kontrast dann um so größer sein mußte. Ganz raffiniert ausgedacht.

Nur der Australier, dessen Zunge immer schwerer wurde, hatte wieder für etwas ganz Besonderes Interesse.

»Bitte, wie war Ihr werter Name?« fragte er den gegenüberstehenden Armenier.

»Papapopulos.«

[593]

»Paplepaplewat?«

»Pa-pa-populos.«

»Kann mir diesen vertrackten Namen nicht merken. Auf Ihr Wohl, sehr geehrter Herr Popelmann.«

Fünf Minuten später ging dieselbe Geschichte schon wieder los, bat Mr. Rug den Armenier schon wieder um den Namen, und so ging das immer weiter. Der knabenhafte Weltmann aber war nicht aus dem Konzept zu bringen, zu beleidigen war der überhaupt nicht, es war ihm auch tatsächlich nichts anzuhaben, und der hünenhafte Australier, der die starken Getränke nur so hintergoß,



näherte sich merklich seinem Ende, er verdrehte den für ihn so schwierigen Namen mit seiner Zunge immer mehr.

»Warum haben Sie Ihre schöne Freundin nicht mitgebracht, Herr Kapitän?« wandte sich Blodwen einmal direkt an mich.

O, es war eine fatale Frage!

»Ich weiß schon, weiß schon,« fuhr Blodwen gleich mit ihrem lebenswürdigsten Lächeln fort. »Aber weshalb haben Sie eigentlich Ihr Schiff vom Lande verholt?«

Gegen diese Frage war ich eher gewappnet.

»Mir ist heute ein Gefangener entflohen!«

»Ein Gefangener?!« rief Blodwen mit großen Augen. »Was für ein Gefangener?«

»Den ich schon seit langer Zeit an Bord gefangen halte.«

»Ja, aber wer ist es? Weshalb halten Sie ihn gefangen?«

»Mylady, wenn ich Sie später einmal darüber sprechen dürfte ...«

»Selbstverständlich! Ich stehe immer zu Ihrer Verfügung. Nein, nein, nicht hier, wenn Sie es nicht wünschen. Es ist nur, wenn sich der Flüchtling in die

[594]

Berge zurückgezogen hat, vielleicht bewaffnet, zu allem entschlossen ...«

»Nein, er hält sich noch an Bord verborgen.«

»Bitte, wie war doch Ihr werter Nnnnname?« fing jetzt der Australier wieder an, »Papapapapapopopo ...«

»Pa-pa-po-pu-los,« buchstabierte sein Gegenüber ungerührt.

»Papplepapplepapaapolle ...«

Bums! Endlich hatte der Alkohol den Sieg davongetragen; Mister Rug war wie gewöhnlich mit seinem Stuhle umgefallen, fing sofort an zu schnarchen.

Diener wurden gerufen, und als sie ihn anfaßten, um ihn hinauszutragen, hörte er einmal auf zu schnarchen, aber er schlief weiter, und langsam, klar und deutlich kam es über seine Lippen:

»Pa–pa–pe–pi–po–pu–polos ... Jonny, Brandy mit Zucker.« – –

–  
Ich befand mich auf dem Nachhausewege, hinter mir meine lärmenden Jungen, die zum Teil auch stolperten.

Wie mir zumute war, kann ich gar nicht schildern.

Selig, und dabei dennoch von Scham zerknirscht!

»Käpt'n,« fing Kienock einmal an.

»Was?«

»Wenn ich einmal sprechen dürfte!«

»So sprecht doch.«

»Die Lady Blodwen –«

»Na?«

»Wir hätten sie doch nicht – doch nicht – von – von Bord – gehen lassen sollen ... ööööhhhh.«

Und mein Kienock stellt sich hin und fängt an zu heulen wie ein Kettenhund. Er hatte das besoffene Elend. Ja, aber ich ...

Blodwen war von einer bestrickenden, von einer einfach bezaubernden Liebenswürdigkeit gewesen. Nicht

[595]

etwa gegen mich allein – gegen mich vielleicht am allerwenigsten – im allgemeinen.

»Käpt'n, weshalb sollten wir denn nur die Revolver mitnehmen?« fragte Martin.

»Um uns für unsere eigene Dummheit eine Kugel durch den Kopf zu schießen,« lautete meine sehr ungerechte Antwort.

So erreichten wir Boot und Bord nachts um zwei Uhr. Von Doktor Selo war nichts gesehen worden. Es war mir höchst gleichgültig.

Nachdem ich noch ein Meerbad genommen, ging ich zur Koje.

Aber gar lange floh mich der Schlaf. O, diese Gedanken, die auf mich einstürmten!

Tränen habe ich geweint – Tränen der bittersten Reue!

Dann gaukelte mir der lose Traumgott reizende Bilder vor – Bilder von Versöhnung und von . . . von Gott weiß was.

Und als ich erwachte, nüchtern und mit klarem Kopfe, war meine Stimmung noch immer nicht umgeschlagen.

»Atlanta, geh doch einmal zu Lady Marion, ich möchte sie gern sprechen.«

»Aber es ist erst fünf Uhr, Richard.«

»Hast du nicht immer Zutritt zu ihrer Kabine?«

»Das wohl, wir plaudern ja oft genug zusammen, wenn sie noch in der Koje liegt, aber . . . «

»So gehe, wecke sie auf, bringe ihr so nach und nach bei, daß ich sie sprechen möchte, sei ihr beim Ankleiden behilflich. Es handelt sich um etwas ganz Wichtiges.«

Atlanta lag selbst noch in der offenen Koje. Traurig blickte sie mich an.

»Was hast du denn, Atlanta?«

»Sonst nennst du mich immer Darling,« war die leise Entgegnung.

[596]

»Nun, was ist dir denn, Darling?« suchte ich zu lächeln.

»Nun hast du schon so viel mit mir gesprochen und hast mir noch keinen Kuß gegeben.«

Ich beugte mich herab und küßte das schöne Weib.

»Das war nicht so wie sonst.«

»Na da . . . und nun sei ein artiges Kind, Darling, stehe auf und gehe zur Lady.«

Etwas verstört, wenigstens von unangenehmen Empfindungen bewegt, verließ ich die Damenkabine.

Mit einem Male ertappte ich mich, wie ich mir die Frage vorlegte:

»Welchen Platz nimmt eigentlich dieses schöne Weib in deinem Herzen ein?«

Ich schüttelte diesen fragenden Gedanken von mir.

Atlanta war mir gegenüber ein gehorsames Kind, ohne eigenen Willen.

Ist es nicht vielleicht ganz gut, wenn eine geliebte Person manchmal ihren eigenen Willen hat? Ein Streit ist manchmal deshalb gut, weil die Versöhnung dann um so schöner ist.

Doch fort mit solchen Gedanken!

An Deck fragte ich wegen des Entflohenen, was meine erste Frage hatte sein sollen.

Nicht gesehen, nichts bemerkt.

Mir auch ganz gleichgültig.

Mehr als eine Stunde hatte ich so noch zu vertreiben, ehe die Lady Marion mit ihrer Kladderage und ihrer Pinselei so weit war, daß ich sie in der Kajüte sehen durfte.

So hatte ich auch Zeit gehabt, meinen Entschluß zu fassen. Offen heraus!

»Mylady, ich habe Ihre Frau Schwägerin gesprochen, meine Ansicht hat sich geändert. Blodwen führt gegen Sie und Ihre Brüder durchaus nichts

[597]

Böses im Schilde, das war ein grauenvoller Irrtum von uns, ein Unrecht – Sie können sich ihr ganz anvertrauen.«

So sprach ich! Ich war eben gestern abend zu einer anderen Kenntnis gekommen, hatte meine frühere bereut, hatte mich geschämt, und damit basta!

Menschen, Männer werden oftmals inkonsequent oder gar charakterlos genannt, wenn sie einmal ihre Ansicht ändern, mehrmals ändern, etwa in Sachen der Politik. Mit Unrecht, denke ich. Die Erkenntnis des Menschen wächst mit der Lebenserfahrung, manchmal auch in einem Augenblicke, und ich finde es viel männlicher, diesen begründeten Wechsel seiner Ansichten gleich offen zu bekennen, anstatt aus falscher Scham, inkonsequent genannt zu werden, bei seiner früheren Ansicht zu beharren. Das ist sogar jene Sünde gegen den heiligen Geist, von der es heißt, daß es

die einzige Sünde ist, die niemals verziehen werden kann – das bewußte Verleugnen der Wahrheit.

Bei der Lady Marion kam ich da freilich zuerst schön an!

Sie fing wieder an mit Hautabziehen und Rösten und dergleichen.

»Papperlapapp,« unterbrach ich grober Seebär die so wunderschön angemalte Dame, denn anmalen tat sie sich auch, es war ja auch eine ganz Feine, »mit diesem Argwohn begehen wir gegen Lady Blodwen ein sehr großes, ein unverzeihliches Unrecht . . .«

Und ich sprach noch weiter, ganz energisch, und es gelang mir wirklich, die Aengstliche anderen Sinnes zu machen.

Zum Glück fragte sie mich nicht, ob dies alles mir Blodwen selbst gesagt habe. Zwar war es ja weit besser so, daß ich zu diesem Resultate durch

[598]

eigenes Beobachten gelangt war, ohne Blodwens eigene Worte, aber das hätte ich der doch schwer beibringen können.

»Uebrigens bleibt ja meine Garantie bestehen. Wenn Sie wünschen, will ich Sie wieder nach England zurückbringen, oder wenn nicht ich selbst, was seine Schwierigkeiten haben dürfte – Sie kennen ja meine Vogelfreiheit – so werde ich doch für Ihre Ueberführung nach England sorgen, und ich garantiere nach wie vor, daß Ihnen Lady Blodwen kein Haar auf Ihrem so schön frisierten Schädel krümmen wird.«

Na, endlich hatte sie auch gar nichts mehr einzuwenden.

»Sie wollen mich hinbringen zu ihr?«

»Vielleicht kann die Familienberatung ja auch bei mir an Bord stattfinden.«

»Ja, das wäre mir auch lieber, das schlagen Sie ihr vor.«

»Gut, ich gehe sofort hin zu ihr. Aber wenn Blodwen bittet, daß Sie sich zu ihr begeben möchten, werden Sie es auch tun?«

»Unter Ihrer Garantie, ja.«

Ich begab mich stehenden Fußes hin, obgleich es erst in der siebenten Stunde war.

An Land war es natürlich schon lebendig. Viele Arbeiter, die ihrer Beschäftigung nachgingen, besonders sich mit großen Steinblöcken herumbalgten, hackten und schaufelten.

Was hier eigentlich alles schon geschaffen worden war und noch vorgenommen werden sollte, darum hatte ich mich noch gar nicht gekümmert, und auch gestern abend war darüber nicht gesprochen worden.

In einem mit Graben durchzogenen Gelände, das ich passieren mußte, sah ich hoch zu Roß, und zwar auf einem prachtvollen Rosse, den Monsieur Pa-pa-pe-pi-po-pulos halten, und neben ihm

[599]

stand ein englischer Ingenieur in Kniehosen mit seinem Meßinstrument, der dem Reiter Pläne hinaufreichte, die von jenem geprüft wurden.

Also nicht nur um Marionettenspiele und dergleichen Allotria, sondern auch um ernste Arbeiten schien sich dieser knabenhafte Armenier zu kümmern – vorausgesetzt, daß hier überhaupt etwas ernst genommen werden durfte.

Jedenfalls aber zeigte das, wie hier alles in dieses Knaben Hand gegeben war, und das war sehr wohl zu beachten.

Noch ehe ich eine Bewegung nach der Mütze gemacht, grüßte er sehr höflich, und ebenso dankte ich auch.

»Wie ist Ihnen der Abend bekommen, Herr Kapitän?«

»Danke, gut, wie immer. Wissen Sie, ob wohl Lady Blodwen schon zu sprechen ist?«

Er sah nach seiner Uhr.

»Ja, gerade jetzt ist die günstigste Zeit, wenn Sie einer solchen überhaupt bedürften. Sie sitzt jetzt täglich zwischen sieben und acht dem Mynheern van Zyl.«

»Sie läßt sich wohl malen?«

»Jawohl.«

»Wo habe ich sie da zu suchen?«

»Im indischen Bungalow. Gehen Sie nur . . . oder – hier, Hassan, führe den Herrn nach dem indischen Bungalow!«

Das heißt, ich glaube, daß er dies einem Indier zurief, er bediente sich dabei einer mir unbekanntem Sprache, jedenfalls des Hindustanischen.

Der halbnackte Kuli ließ seine Hacke fallen, ich folgte ihm. Es waren hier überhaupt sehr viele Indier und auch Chinesen beschäftigt, viel weniger Neger.

Da aber, als ich dem Indier schon eine Strecke

[600]

gefolgt war, sah ich doch einen echten Afrikaner, einen pechschwarzen Kerl, dabei entsetzlich häßlich, besonders durch eine Hasenscharte entstellt, wie ich eine solche noch gar nicht gesehen

...

Und doch, wo hatte ich denn dieses Bulldoggengesicht nur schon einmal gesehen?!

Ich blieb stehen, der Nigger auch, grinste mich zähnefletschend an.

»Ja, wie ist mir denn – wir sollten uns doch schon kennen . . . «

»Nix verraten, Massa Käpt'n, nix verraten,« gurgelte die Hasenscharte.

»Bist du denn nicht . . . auf dem Zirkusschiff gewesen? – Auf dem ›Karbunkel von Liberia‹? – Bei Karlemann?«

»Weiß nix, Massa, weiß gar nix,« grinste der Nigger weiter, blinzelte dabei aber auffallend mit den Augen.

Na, wenn er nichts verraten durfte, da wollte ich mich auch nicht weiter aufhalten.

Sollte Karlemann mit seinem ›Karbunkel‹ hier sein? Es wäre gar nicht so unmöglich, er konnte ja auf einer anderen Seite der Insel liegen.

Jedenfalls aber stand Blodwen mit Karlemann in irgendwelcher Verbindung.

Als dritten Bekannten sah ich Mister Rug. Er trat eben aus einem Hause, sah frisch und munter aus, hatte ein Paket in beiden Händen, anscheinend eine Flasche, in ein nasses Tuch gewickelt, die er aus Leibeskräften schüttelte.

Hatte dieser Mensch eine Natur! Gestern abend sinnlos betrunken gewesen – und was dazugehört hatte, um diesen Hünen so weit zu bringen, ich glaube, da mußte man mit Eimern rechnen, und zwar nur starke Spirituosen! – und jetzt, kaum fünf Stunden später, wieder frisch und munter auf den Beinen, kein aufgeschwommenes Gesicht, keine Röte,

[601]

keine trüben Augen – ihm absolut nichts anzusehen, und das Ding mit einer Vehemenz schüttelnd, die mir Kopfschmerzen verursacht hätte.

»Was machen Sie denn da, Mister Rug?«

»Na, raten Sie mal.«

»Sie machen wohl Buttermilch?«

»Buttermilch? Nee, da ist was Besseres drin als Milch. Das ist Hahnenschwanz.«

»Was ist das?«

[602]

»Hahnenschwanz, Cocktail, Brandy, spanisch Bitter, Kümmel, Angostura . . . und was sonst noch dazu kommt, das verrate ich nicht. Das ist mein eigenes Rezept. Hat mir genug Mühe gekostet, die richtige Mischung herauszufinden.«

»Und das muß so geschüttelt werden?«

»Ja. Wegen des Zuckers. So einfach verrührt darf der nicht werden. Schütteln muß man, und das kräftig. Jaa,« setzte er seufzend hinzu, »man hat seine liebe Not, sich anständig durchs Leben zu schlagen.«



»Und wenn das Zeug fertig ist, wollen Sie wohl gleich davon trinken?«

»Nu natürlich!« war die vergnügte Antwort. »Mit Cocktail spüle ich mir früh immer den Mund aus. Das heißt, ich schluck's hinter. So, wollen mal sehen, wie weit es ist. Will mal kosten.«

Er wickelte die Flasche aus dem feuchten Tuche, eine Literpulle, entkorkte sie, setzte sie an, um einmal zu kosten – gluck gluck gluck gluck – und als er sie absetzte, war die ziemlich voll gewesene Literpulle leer.

»So, nun ist ein solider Grund geschaffen. Käpt'n, ich habe in meinem Koffer einen famosen Stoff, einen dreißigjährigen Whisky ...«

Ich machte, daß ich fortkam. Mir graute. Nein, mit dem konnte ich es bald nicht aufnehmen.

Bungalow heißt in Indien ursprünglich die primitive Hütte des Eingeborenen, aus Bambus errichtet, mit Palmblättern gedeckt. Wir Europäer, besonders die Engländer, haben daraus ein hölzernes Wohnhaus gemacht.

Was wir heutzutage ›schwedisches Blockhaus‹ nennen, heißt in England alles ›Bungalow‹, dem Indischen entnommen, gleichgültig, ob das Wohnhaus aus schweren Balken oder aus dünnen Brettern besteht.

Dies hier war ebenfalls eine echte indische ›Hütte‹,

[603]

vielmehr ein recht stattliches Wohnhaus aus Holz, aber der indische Charakter war aufs treueste gewahrt. Mochte das Dach auch durch Schiefer geschützt sein, so war es doch immer noch mit Binsen und Palmblättern bedeckt, die Wände mit Bambusrohr verkleidet – und nun außerdem ringsherum natürliche Palmen von ansehnlicher Größe und andere exotische Gewächse, die hier schon gediehen, in einem kleinen Teiche fehlten die Lotosblumen nicht – eine echt indische Wildnis im kleinen, in die sich ein reicher Sonderling ein bequemes Wohnhaus hatte bauen lassen.

Hier hätte ich recht gern für immer wohnen mögen – bis mich nach drei Tagen die unbändige Sehnsucht nach dem Meere gepackt hätte.

Ein halbnackter Indier mit mächtigem Turban, der auf der Veranda gehockt hatte, erhob sich bei meinem Anblick.

»Befindet sich die Lady hier?«

»Ja, Sahib.«

»Ist sie zu sprechen?«

»Nein, Sahib.«

»Aber ich will sie sprechen, melde mich an, den Kapitän von der ›Sturmbräut‹.«

Vorher noch redete mein Führer heftig auf seinen Landsmann ein, jetzt machte dieser lange Beine, um gleich wieder zurückzukehren.

»Ihre Herrlichkeit läßt bitten.«

Ich marschierte durch einige mit Teppichen und Bambusmöbeln und Kinkerlitzchen vollgepropfte Zimmer. Mehr als mein Auge interessierte sich meine Nase.

Schon draußen hatte ich es gerochen, hatte es aber nicht glauben wollen, hier drin ließ es sich nicht mehr ableugnen. Es roch überall nach – nach ... nach Großvaters Tabakspfeife, nach so einer langen,

[604]

aus der so grober Rippentabak geraucht wird, Kreller A B, das Pfund vier Groschen.

Und immer stärker ward dieser trotz allen Gestankes so anheimelnde Duft, die Luft ward blau, immer undurchsichtiger, und als der letzte Vorhang beiseite geschoben wurde, mußte sich mein Auge erst an die Götterdämmerung gewöhnen.

Lange dauerte dies allerdings nicht. Dann war dieser Nebel kein Hindernis mehr für mein Auge.

Da war zunächst der Mann – der Gott, der diese Dämmerung schuf. Es war ein kleiner, unansehnlicher Mann, fast ärmlich gekleidet, Knie und Ellbogen durchgescheuert, ein sommersprossiger Strohkopf, Kinn und Backen voller Stoppeln, die er anscheinend manchmal nur mit der Schere abschnitt – und paffte mächtig hinter der Staffelei aus einer kurzen, neuen Kalkpfeife jenen groben *A B*, ein Kunststück, das ihm so leicht niemand nachmacht, dazu muß man nämlich statt einer Zunge ein Reibeisen im Munde haben – paffte dermaßen, daß die vier offenen Fenster nicht für den Abzug genügten.

Was ich aber nun auf der metergroßen Leinwand erblickte, das veranlaßte mich, schnell mein Auge auf das Original zu richten.

Da lag auf einem Teppich ein mächtiger Tiger – kein nachgemachter, kein ausgestopfter, sondern ein lebendiger, denn er wackelte mit dem Schwanz – lag langausgestreckt auf dem Bauche, nicht auf der Seite – und auf dem Rücken dieses Tigers wiederum lag – hingegossen, wie man sagt – Blodwen, phantastisch als Indierin gekleidet, etwas dürftig, das heißt, etwas kurz und etwas durchsichtig, aber nicht gerade unanständig, man sah immer noch, daß sie etwas anhatte, Sandalen an den Füßen und um die Waden kreuzweise rote Riemen, und dann ein bißchen gar nichts, bis dann wieder die Gaze anfang – und an den nackten Armen und an dem nackten

[605]

Halse eine Unmenge von Ringen und Ketten, Gold und Perlen und Edelsteine und anderen Klimbim, auch so durch das offene Haar geflochten, und auf dem Kopfe auch so eine niedliche Krone – und so lag sie auf dem Rücken des Tigers lang ausgegossen oder wohl richtiger hingegossen, den rechten Ellbogen dem Vieh in den Nacken gestemmt, und in dieser Hand den Kopf, in der anderen eine Lotosblume, und so himmelte sie.

»Schieben Sie die linke Pfote etwas mehr vor,« sagte in dem Augenblick, als ich eintrat, der menschliche, in voller Tätigkeit befindliche Vulkan.

Gehorsam hielt Blodwen ihre linke ›Pfote‹ mehr seitwärts.

»Die linke Vorderpfote meine ich.«

»Aber Mynheer . . . «

»Die Vorderpfote des Tigers meine ich.«

Das hätte Blodwen doch eigentlich gleich von allein wissen müssen. Daß sie aber zuerst den Ausdruck ›Pfote‹ auf ihre eigene Hand bezog, das verriet, daß sie solche wenig höfliche Bezeichnungen von ihrem Maler schon gewöhnt war.

Sie verbesserte die Lage des Tigers, der sich das ruhig gefallen ließ. Es schien überhaupt ein gemütliches Tier zu sein. Knurrte mich nicht an, pfauchte nicht, zeigte keine Zähne – blinzelte mich nur vergnügt an und wackelte mit dem Schwanze.

»Ah, Herr Kapitän,« erklang es jetzt von diesem Tiger her mit Blodwens Stimme, »treten Sie nur näher. Sie brauchen sich nicht zu fürchten, der Tiger ist zahm.«

»Ja, das merke ich, und . . .

» . . . und es war ja auch nur Scherz von mir,« lachte Blodwen weiter. »Wird sich ein Richard Löwenherz vor solch einem armseiligen Duodezfürsten der Dschungeln fürchten! Können Sie mich überhaupt sehen?«

[606]

»So ziemlich.«

»Man muß sich nämlich erst an die Tabakswolken gewöhnen. Denken Sie, raucht dieser holländische Unhold hier in meinem Heiligtume, welches von dem süßen Dufte exotischer Blumen erfüllt sein soll, seinen entsetzlichen Tabak! Aber was soll ich machen? Er sagt, er könne nicht malen, wenn er nicht rauche, und ich muß mich fügen. Mr. Richard Jansen, Kapitän der ›Sturmbräut‹, von dem ich Ihnen schon so viel erzählen mußte – Mynheer

van Zyl, ein Künstler von Gottes Gnaden, aber ein Erzfaulenzler durch und durch.«

Die beiden schienen sich schon recht gut zu verstehen. Freilich – gesetzt den Fall, ich hätte noch Grund dazu gehabt – Eifersucht gegen diesen verstärkten Strohkopf mit den Bartstoppeln konnte man nicht empfinden. Jedenfalls ein Original, das erkannte ich gleich.

Der Maler blickte einmal über seine Leinwand, knurrte etwas, schleuderte mir einige mächtige Wolken entgegen und pinselte weiter.

»Wie finden Sie meine Stellung oder vielmehr Lage?« fragte Blodwen.

»Sehr nett.«

»Nett, nett,« wiederholte sie mißbilligend. »Finden Sie da keinen anderen Ausdruck?«

»Nee,« entgegnete ich trocken, denn ich empfand, daß diese Art der Unterhaltung gefährlich werden konnte, obgleich sie mir sonst gerade gefiel.

Obgleich ich glaubte, sie hätte nun erwartet, von mir etwas wie ›pyramidal, gletscherhaft‹ und dergleichen zu hören, wie es ein geistloser Fatzke dem anderen immer nachplappert, brach sie trotzdem in ein silbernes Lachen aus, zollte mir Beifall.

»Bravo, bravo!!« rief sie also. »Da ist er ja wieder ganz, wie ich ihn kennen lernte, der trotzige

[607]

Steuermann mit dem Kleidersack! So lobe ich ihn mir!«

Wie gesagt, ich wußte durchaus nicht, was ihr so an meinem einfachen ›Nee‹ imponiert hatte.

»Machen Sie den Mund zu,« knurrte es jetzt von der Staffelei her, »sonst setze ich Ihnen ein schwarzes Loch ins Gesicht.«

»Kapitän, diesen van Zyl müssen Sie kennen lernen,« lachte Blodwen trotz der fürchterlichen Drohung weiter, »der paßt zu Ihnen an Bord. Ich glaube überhaupt, er hat starke Absichten, mit

Ihnen in Verbindung zu treten, er hat sich so eingehend über Sie und über das Leben an Bord Ihres Schiffes erkundigt, obgleich Neugier sonst durchaus nicht die schwache Seite dieses ungeleckten Bären ist. – Nun, Herr Kapitän, was verschafft mir das Vergnügen zu so früher Morgenstunde? Aber, bitte, nehmen Sie doch Platz.«

»Ich sehe, daß ich störe . . . «

»Zu dieser Einsicht kamen Sie sehr spät, wenn das wirklich der Fall wäre. Keine Spur!«

»Aber – verzeihen Mynheer – was ich zu sagen habe, möchte ich . . . «

»Sprechen Sie offen, was es auch sei, dieser Holländer ist der zweite Klabaوترmann, für den existiert nichts mehr auf der Welt, als seine Tabakspfeife – und die Kunst – und außerdem,« ihr Ton nahm jetzt einen stolzen Klang an, stolz richtete sie sich etwas auf, »und außerdem bin ich hier in meinem Königreiche, und wehe dem, der . . . «

»Halt, halt!!« war ich es diesmal, der ins Wort fiel. »Nein, ganz im Gegenteil – es war nur eine Schwäche von mir – ganz im Gegenteil soll alle Welt hören, was ich Ihnen zu sagen habe.«

Es waren große, etwas ängstliche Augen, mit denen sie mich ansah.

[608]

»Was haben Sie mir zu sagen?« erklang es auch so mit gepreßter Stimme.

»Sie um Verzeihung zu bitten.«

»Um Verzeihung? Mich?«

»Ja.«

Und ich ging auf sie zu, trat vor sie hin – der Tiger knurrte mich plötzlich ganz grimmig an.

»Ja, Mylady, ich habe Sie um Verzeihung zu bitten. Ich habe geglaubt, Sie hätten Ihre Verwandten nur hierhergelockt, um ihnen

wieder die Erbschaft abzupressen. Ich habe Lady Marions Glauben geteilt, Sie wären fähig, ihre Verwandten deshalb der Folter, der Tortur auszusetzen. Es war ein Irrtum von mir – nein, ein böser Gedanke von mir. Deshalb bitte ich Sie jetzt um Verzeihung. Wollen Sie mir diese gewähren?«

Das war offen und bündig gesprochen. Dabei hielt ich ihr die Hand hin.

Sie nahm sie nicht sofort. Lange blickte sie mich mit ihren blauen, unergründlich tiefen Augen an.

Es war wieder einmal eine jener Zeitperioden, deren Länge man nicht abschätzen kann.

Dazu knurrte der Tiger ununterbrochen – und ich glaube, der struppige Maler ebenfalls.

Dann plötzlich ergriff sie mit Hast meine Hand, nur einen Augenblick, ließ sie gleich wieder los.

»Ich verzeihe Ihnen, es ist erledigt,« erklang es dann recht gleichgültig.

Ich war etwas verdutzt. Hatte mir diese Szene, nachdem ich so ungeschminkt die Wahrheit gesagt, eigentlich anders vorgestellt.

Nun, desto besser so.

»Sagen Sie mal, Mylady,« ließ sich da des, Mynheer knurrige Stimme vernehmen, »wollen Sie eigentlich, daß ich Sie male, oder kommt es auf des Kapitäns Hinterseite an?«

»Bitte, nehmen Sie doch Platz,« sagte Blodwen.

[609]

Ich trat zurück, sofort hörte der Tiger mit seinem bisher ununterbrochenen Knurren auf, und da erst merkte ich, daß ich mit meinem ansehnlichen Körpergewicht immer auf seinem Schwanz gestanden hatte.

Dieser Tiger mußte eine Seele von einem Vieh sein, daß er dafür immer nur ein unwilliges Knurren gehabt hatte.

Ja, dann wollte ich auch noch etwas bleiben. Ich erspähte einen großen Haufen Kissen, die zusammen gerade Stuhlhöhe ergaben,

ließ mich darauf nieder, sank freilich auch gleich zu einem Minimum zusammen, blieb aber nun so nach Türkenart sitzen.

»Haben Sie schon mit Lady Marion darüber gesprochen?« fragte Blodwen.

»Ja.«

»Haben ihr gesagt, daß Sie jetzt einer besseren Ansicht über mich geworden sind?«

»Ja.«

»Und was sagt nun meine Schwägerin?«

»Ich habe ihr meine eigene Ansicht beizubringen gewußt.«

»Das freut mich doppelt. Sie ist also bereit, der Familiensitzung beizuwohnen?«

»Sie hat es mir zugesichert, und zwar wie Sie bestimmen, an Bord meines Schiffes oder auch auf der Insel.«

Lange Zeit blieb Blodwen eine Entgegnung schuldig.

»Wie ist der Stimmungswechsel bei Ihnen gekommen?« fing sie dann doch wieder an.

»Gestern abend, als ich Sie beobachtete, wie Sie mit Ihren Schwägern verkehrten.«

»Wie das?«

»Nun, eben Ihre Liebenswürdigkeit bezwang mich. Denn ich halte Sie wohl einer schauspielerischen Verstellung für fähig, aber keiner hinterlistigen Heuchelei.«

[610]

War das nicht ein erstaunter Blick, der mich traf?

»Ich danke Ihnen für Ihre Offenheit, und Sie haben mich ganz richtig beurteilt,« sagte sie dann kurz. »Leider kann ich mich heute noch nicht meinen Gästen widmen, ich habe sehr viel zu tun, eben wegen meiner Gäste – es gilt noch einige Ueberraschungen zu arrangieren – heute abend stehe ich wieder zur Verfügung. Wollen Sie nicht auch die andere Hälfte Ihrer Mannschaft solch einem Marionettenspiel beiwohnen lassen?«



»Herzlich gern, diese Freude möchte ich meinen Jungen gönnen! Wenn die Künstler noch solch eine Vorstellung geben wollen?«

»Sie sind für längere Zeit zu täglich einer Vorstellung verpflichtet, nur bitten sie, lieber am Tage spielen zu dürfen, wo sie selbst oben auf dem Schnürboden das Tageslicht benutzen können, während unten alles nach wie vor verdunkelt bleibt, also nichts an Effekt einbüßt. Vielleicht heute nachmittag um drei?«

»Um drei werde ich mit meinen anderen Jungen erscheinen.«

»Könnten Sie selbst noch einmal solch eine Vorstellung mit ansehen?«

»Ich glaubte sogar, ich könnte mich nicht satt daran sehen – allerdings spreche ich nur jetzt so.«

»Das Programm muß laut Bedingung stets ein anderes sein, ich selbst habe noch viel wunderbarere Sachen zu sehen bekommen, und dann fällt auch das den gewöhnlichen Puppentheatern nachgeahmte Ritterspiel fort, welche Idee überhaupt erst von mir war.«

»Nun, dann komme ich natürlich um so lieber!« rief ich erfreut.

»Könnten Sie da nicht gleich auch Lady Marion mitbringen?«

»Gewiß, das wird sich machen lassen.«

[611]

»Und Ihre schöne Freundin?«

Es frappte mich etwas, war aber schnell überwunden.

»Es freut mich sogar sehr, sie kennen zu lernen,« klang es kühl oder doch gleichgültig zurück, und mir gab es einen Stich durchs Herz, obgleich ich davon nichts wissen wollte.

»Haben Sie denn Ihren entflohenen Gefangenen wieder?« nahm sie dann abermals das Wort.

»Nein, noch immer nicht. Er muß sich noch an Bord versteckt halten, auf eine Gelegenheit wartend, an Land zu entkommen.«

»Ja, darf man denn nicht erfahren, wer das eigentlich ist?«

Mir fiel in diesem Augenblicke auf, wie unruhig plötzlich ihre Augen flackerten – ebenso wie gestern, da ich sie wiedergesehen.

Aber ich achtete nicht weiter darauf, ich überlegte, ob es nicht das beste sei, ihr nun auch gleich vollends zu vertrauen.

»Sie kennen ihn sogar sehr gut.«

»Ich? Was? Einer Ihrer früheren Mannschaft sei einmal desertiert? Nun ja, jener Hans . . . «

»Doktor Selo.«

Da freilich fuhr Blodwen hastig von dem Tigerrücken empor. Und doch, es kam mir fast vor, als ob diese Ueberraschung eine erkünstelte sei. Vor allen Dingen fehlten die großen Augen, die sie bei solchen Gelegenheiten sonst immer bekam.

»Unser Schiffsarzt?! Den haben Sie wieder erwischt?!«

Auch in diesem Tone lag noch nicht die richtige Ueberraschung, die ich eigentlich erwartet. Aber ich achtete nicht weiter darauf. Oder aber: Blodwen hatte sich überhaupt sehr verändert – sehr zu ihrem Vorteil.

»Wie? Wo?«

[612]

»Mylady, so sicher wir hier auch sein mögen . . . «

»Sie haben recht – Sie erzählen es mir ein andermal.«

Es waren gleichgültige Dinge über die wir weiter sprachen.

»Haben Sie unseren Karlemann einmal wiedergesehen?« fragte ich dann.

»Sein Schiff befindet sich doch nicht etwa hier?«

»Hier? Nein. Wie kommen Sie auf diese Vermutung?«

»Ich habe vorhin einen Neger gesehen, der früher in Karlemanns Diensten stand.

»Ja, ich habe mit unserem kleinen Freund einige Geschäfte gemacht,« war die ausweichende Erklärung.

»Wissen Sie, wo Karlemann sich gegenwärtig aufhält? Oder können Sie mir seine Adresse geben?«

»Nein, das kann ich leider nicht.«

Ich verabschiedete mich; huldvoll reichte sie mir die Hand, und ich ging mit der Empfindung, männiglich meine Pflicht getan zu haben, ohne sonst der ehemaligen Geliebten einen Schritt näher gekommen zu sein.

Die Schranke, die ich zwischen uns aufgerichtet, hielt ich noch für durchaus solid.

Ich armer Narr!!

Als ich unter den offenen Fenstern vorbeiging, hörte ich noch einmal die knurrende Stimme des Mynheer van Zyl:

»Machen Sie ein etwas klassisches Gesicht und nicht so ein vernünftiges wie ein Fischweib auf dem heiligen Damm, wenn es einer Frau tote Aale angeschmiert hat!«

---

Zwei Stunden später, als ich mich in der  
[613]  
Kajüte noch einmal mit Lady Marion unterhielt, ward mir gemeldet, ein Mann wünsche mich zu sprechen.

»Wer ist es? Wie heißt er?«

Der Matrose, der mir diese Meldung gebracht, kratzte sich erst einige Zeit in den Haaren.

»Gesagt hat er den Namen, aber ich habe ihn wieder vergessen,« brachte er dann langsam heraus.

»Ist es denn ein Herr oder ein Arbeiter oder ein Diener?«

»So halb und halb. Er hat das ganze Gesicht voll Sommersprossen und voll Bartstoppeln, und auf dem Buckel einen Kleidersack.«

»Mynheer van Zyl!« fiel mir gleich ein.

Der Maler sollte so viel Interesse für mich und mein Schiff gehabt haben. Aber er brachte gleich seinen Kleidersack mit?

Marion hatte soeben die Kajüte verlassen, der Steward brachte gerade mein zweites Frühstück, reichlich genug für zwei hungrige Personen, ich beorderte noch ein zweites Besteck, und da trat auch schon der Holländer herein.

Er machte mir ganz denselben Eindruck wie vorhin hinter seiner Staffelei. Nur daß ich jetzt noch mehr die Dürftigkeit und Zerissenheit seines Anzuges bemerkte, wie zum Beispiel, daß aus jeder Stiefecke eine Zehe guckte, der Kerl sah einfach aus wie ein Landstreicher, wie ein echter Landzigeuner, und jetzt gewahrte ich, daß sein wollenes Hemd mit Umlegekragen schon mehr als dreckig war. Es glänzte vor Fett und Schmiere.

Den qualmenden Kalkstummel hatte er auch schon wieder zwischen den Zähnen, welche an dem ganzen Kerl allein einen sauberen Eindruck machten, denn wie das Gesicht, so mochte er sich auch die sonst sehr feinen Hände längere Zeit nicht mehr gewaschen

[614]

haben, und auf dem Rücken hatte er richtig einen Kleidersack aus wasserdicht geteertem Segeltuch.

Zunächst ließ er den ziemlich vollgepfropften und wohl auch schweren Sack bedächtig zu Boden gleiten, dann nahm er die Pfeife aus den Zähnen, lüftete die fettglänzende Kappe.

»Harry van Zyl. Das holländische van ist kein Adelsprädikat, sonst würde ich es weglassen.«

»Ich hatte ja schon das Vergnügen, Sie kennen zu lernen – wenigstens Ihnen vorgestellt zu werden,« mußte ich lächeln.

Sollte man auch über solch einen Kauz nicht lächeln?

»Darf ich hier rauchen?«

»Gewiß doch.«

»Ich bin nämlich der Ansicht, daß der Mensch nichts weiter zu seinem Lebensunterhalt braucht als Mehl, Oel und Tabak – und wenn er auch noch das Mehl aufgibt, sich mit Früchten begnügt, wobei Nüsse das Eiweiß liefern, zugleich ja auch das nötige Fett,

so hätten wir in einem Nu auf der Erde das ersehnte Paradies, in dem man nicht zu arbeiten brauchte.«

Aha, ich hatte einen Philosophen vor mir, einen Apostel der Entsagung oder doch Genügsamkeit, einen modernen Diogenes!

Nun, dann war das mein Mann. Ich liebe jeden Menschen, der sich von der großen Herde isoliert, ich unterhalte mich gern mit ihm, wenn er sich nur anständig beträgt, wobei zerrissene Stiefel und ein seit vier Wochen ungewaschenes Hemd für mich nichts zu sagen haben.

Wir saßen am Frühstückstisch, und obgleich Mynheer van Zyl zur Unterhaltung des Lebens nur Mehl und Oel nötig hatte, verschmähte er doch das Brot, welches frisch aus dem Backofen gekommen war, hielt sich

[615]

lieber an den Schinken, dabei auch noch immer die saftigsten Scheiben aussuchend.

»Könnten Sie nicht einen ständigen Maler an Bord Ihres Schiffes gebrauchen?«

»Jawohl, das könnte ich.«

Das war von mir aufrichtig gemeint. Der Leser entsinnt sich, was ich einmal über die Gesellschaft gesagt habe, die ich mir immer an Bord wünschte, und da hatte doch auch der Maler eine Hauptrolle gespielt.

»Nun, ich bin Maler.«

»Ich habe ja schon Proben Ihrer Kunst gesehen.«

»Wo denn?«

»Nun, doch vorhin, als Sie Lady Blodwen konterfeiten . . . «

»Aber sonst haben Sie wohl noch keine Bilder von mir gesehen, kennen den Namen Harry van Zyl als den eines Malers gar nicht?«

»Nein, das allerdings nicht,« gestand ich offen, »bin freilich auch in der Malerei sehr wenig bewandert, am wenigsten in der modernen.«

»Wohl Ihnen!« erklang es trocken aus kauendem Munde. »Nun, ich kann die Leinwand genau so gut mit Farben vollklecksen wie ein Raphael Santi oder ein Rubens oder ein Rembrandt und wie sie alle heißen.«

Oho, das fuhr mir denn doch in die Nase! Selbstüberhebung ist mir schrecklich. Oder hatte ich nicht richtig verstanden?

»Sie stellen Ihre Kunstleistung auf eine gleiche Stufe mit der eines Raphael Santi und eines Rembrandt?«

»Ja,« war die unumwundene Antwort, »meine Kleckserei ist genau so viel oder vielmehr genau so wenig wert wie die jener berühmten Maler. Was wollen Sie? Man nimmt ein Stück Leinwand her und

[616]

beschmiert sie mit Farben, ordnet nur die einzelnen Striche und die verschiedenen Farben, und dann sagt man zum Publikum: seht her, Leute, das ist eine Mondscheinlandschaft, das ist ein Sonnenaufgang, das ist eine Waldpartie, das ist die heilige Jungfrau mit dem Christuskinde. Ist das wahr? Nein, das ist nicht wahr. Das ist eine Lüge. Das ist keine Mondscheinlandschaft, und das ist keine heilige Jungfrau, sondern das ist eine elende Farbenkleckserei, die in kläglicher Weise versucht, eines allmächtigen Gottes wunderbaren Schöpfungszauber nachzuäffen.«

Ich blickte den Mann an. Ich wußte nicht, was ich dazu sagen sollte. Ich lauschte wie ein Mäuschen.

Dieser Mann sprach etwas aus, was ich bisher immer dunkel geahnt hatte, wofür ich aber niemals Worte fand.

»Sie erkennen die Malerei gar nicht als Kunst an?«

»Nein! Musik und Poesie sind Künste. Auf den Händen laufen ist eine Kunst. Malerei und Skulptur sind unnütze, kindliche Spielereien, und wer sie ernst nimmt, betrügt entweder sich und andere, oder er ist wahnsinnig.«

Na, ich kann nur sagen, daß mir dieses originelle Kerlchen immer besser gefiel.

»Sie selbst sind Maler und sprechen so verächtlich über die Malerei?«

»Ja, weil ich ehrlich bin.«

»*A la bonheur*. Ich nehme an, daß Sie ein akademisch geschulter Maler sind.«

»Wenn Sie damit meinen, daß man in den Ateliers von sogenannten berühmten Meistern gearbeitet haben muß, so trifft das bei mir zu.«

Er nannte einige holländische und italienische Maler, zum großen Teile auch mir bekannt, bei denen er zur Schule gegangen.

[617]

»Ich halte Sie für einen talentvollen Maler.«

»Talentvoll – hm. Alle meine Lehrer nannten mich sogar genial, verkündeten mir die größte Zukunft.«

»Und das hat sich nicht erfüllt?«

»Erfüllt? Wie man's nimmt.«

»Sie finden für Ihre Bilder keine Käufer?«

»O doch, sofort!«

Mein Blick streifte an dem abgerissenen Anzuge herab.

»Geehrter Mynheer, lassen Sie mich offen sprechen – Ihnen scheint es doch nicht besonders gut zu gehen.«

»O doch, mir geht es ganz gut. Aber ich weiß schon, was Sie meinen. Sie sind noch befangen vom Urteil der großen Massen. Sehen Sie, die Sache verhält sich so. Ich male niemals aus eigenem Antriebe. Werde mich hüten, zu versuchen, die Schöpfungen des lieben Gottes nachzuäffen. Aber Geld muß man ja doch zum Leben haben. Ich male nur auf Bestellung. Portraits, Jagdszenen, Landschaften . . . alles, was man verlangt. Und da habe ich einige, die mich weiter empfehlen an solche, die auch so schöne Bilder an der Wand hängen haben wollen, Originalölgemälde. Da heißt es nun: was kostet so ein Bild, wie der da eins von Ihnen hat. Und, sehen Sie, ich verlange für den Quadratzoll immer einen halben

Gulden oder einen Franc oder acht Groschen. Jeder Quadratzoll acht Groschen, ganz gleichgültig, was für eine Farbe ich draufschmiere.«

Ich staunte nicht schlecht. Von solch einer quadratischen Bemalung nach Bezahlung hatte ich wenigstens noch nichts gehört.

»Ja, ist denn das aber nicht viel zu wenig?« konnte ich vorläufig nur fragen.

»Für mich gerade genug. Ich habe mir ungefähr ausgerechnet, daß ich an dem Quadratzoll eine

[618]

Stunde lang arbeite. Das kann man doch ungefähr bestimmen, wenn man das ganze Bild durch die Quadratzolle dividiert und dann die Arbeitszeit durch die Stunden. Dann habe ich mich erkundigt, was ein Handwerker pro Stunde bekommt. Ich nahm einen besseren an, einen Kunsthandwerker, einen Holzbildhauer. Der bekommt in Holland pro Stunde durchschnittlich einen halben Gulden. *Well*, sagte ich mir, dann nimmst auch du pro Stunde einen halben Gulden, und so viel fordere ich nun bei Bestellung für den Quadratzoll Leinwand, den ich beschmieren soll, weil's den Leuten Spaß macht.«

Das ward ja immer besser!

»Ist Ihnen denn Ihre Kunst – oder meinetwegen Ihre Arbeit – so wenig wert?«

»Darüber habe ich doch schon meine Ansicht gesagt. Alles nur elende Stümperei, kindliche Nachäffung.«

»Ich meine, könnten Sie Ihre Bilder denn nicht besser bezahlt bekommen?«

»O, gewiß! Wenn ich die Sache geschäftsmäßig betriebe, wie's die anderen machen, in die Reklametrompete bliese, ausstellte usw. – na, ich wollte für so eine beschmierte Leinwand von rund einer Quadratelle auch meine 50 000 Gulden bekommen. Sofort! Mit Kußhänden würden sie's mir abnehmen, mir noch naß aus



den Fingern reißen. Denn das Zeug habe ich dazu, darauf können Sie sich verlassen.«

»Ja ja, das glaube ich Ihnen schon, eben weil Sie sonst ganz anders von sich sprechen. Warum fordern Sie denn da nicht solche Preise?«

»Nu, weil die ganze Schmiererei eben nischt taugt! Das heißt, so gut wird meine auch wie die von irgendeinem anderen modernen oder alten Meister, aber das wäre einfach Betrug, wenn ich mehr dafür forderte, als was ein ehrlicher Handwerker im Schweiß seines Angesichts verdient.«

[619]

Ich merkte, dieser Mann hatte Prinzipien, Weltanschauungen, gegen die nicht aufzukommen war. Und so verschroben sie auch für andere sein mochten – mir imponiert so etwas.

»Sehen Sie,« fuhr er fort, »ich halte die ganze Malerei für ein Unrecht gegen die Menschheit. Man soll aus der mühsam erzeugten Leinwand Hemden machen – meinetwegen auch Taschentücher, obgleich ich diesen unnötigen Luxus nicht kenne – Segel, um Schiffe fortzubewegen – aber man soll die gesponnene Leinwand nicht mit Farbe vollschmieren und sie dann an die Wand hängen, wo sie doch ganz nutzlos ist. In Anbetracht alles dessen, war ich schon oftmals entschlossen, meine ganze Malerei danebenzuhängen, Pinsel und Palette auf den Misthaufen zu werfen. Aber leben muß man doch. Was sollte ich nun anfangen? Der nützlichste Beruf ist doch ohne Zweifel der des Bauern. Gut, ich wollte Bauer werden, verdingte mich als Knecht. Erst lernte ich melken. Das war eine faule Sache. Erstens schlug mich der Ochse, den ich melken sollte, mit dem dreckigen Schwanze, an dem hinten so ein Pinsel war, den er vorher in seine eigene Oelfarbe tauchte, egal ins Gesicht, und zweitens kriegte ich überhaupt keine Milch heraus, und dann hatte ich immer Angst, daß ich dem armen Vieh das Euter abreißen könnte. Ja und dann überhaupt die Feldarbeit – 's ist so eine Sache. Im Sommer brennt einem die Sonne uff'n Buckel,

und im Winter friert man egal an die Fingerspitzen. Und schließlich bin ich doch eine ganz andere Natur, ich bin eben Maler, habe die Finger danach – und da habe ich die ganze Bauernwirtschaft lieber sein lassen. Habe mich auch nicht weiter um einen anderen Beruf gekümmert. Es ist eben ein Fluch bei mir, daß ich Leinwand vollschmieren muß. Nur zu einem Berufe hatte ich noch besondere Lust: in einer Pulverfabrik möchte ich arbeiten.«

[620]

»In einer Pulverfabrik?« staunte ich. »Wie kommen Sie denn gerade auf eine Pulverfabrik?«

»Ja, sehen Sie, man darf doch nicht nur wegen des Geldes arbeiten, sondern es muß doch auch ein freudiger Trieb dahinter sitzen. Und das halte ich nun für so ein angenehmes Gefühl, für so einen prickelnden Reiz, wenn man in so einer Pulverfabrik arbeitet, und man kann sich jeden Augenblick sagen: im nächsten Augenblick fliegst du vielleicht in die Luft. Meinen Sie nicht, daß das angenehm ist?«

»Das ist Geschmackssache. Aber probiert haben Sie's noch nicht in einer Pulverfabrik?«

»Nun, angemeldet hatte ich mich schon einmal. In der Pulvermühle bei Amsterdam wurden Leute gesucht, ich meldete mich, wurde angenommen. Als Arbeiter, im Packraum, wo das schon fertige Schießpulver in kleine Pakete verpackt wurde. Gut, ich trat am Morgen an, die Handgriffe waren mir schon gezeigt worden – also ich stopfe mir erst gemütlich meine Pfeife, brenne sie mir an ... Herrgott, da stürzen doch von allen Seiten die anderen Arbeiter auf mich los, schlagen mir die Pfeife aus der Hand ... ›Was, hier darf nicht geraucht werden?‹ – Nee, dann war das auch nichts für mich. Rauchen muß ich!«

Ich lachte aus vollem Halse, während van Zyl, nun wohl gesättigt, den neben ihm stehenden Kleidersack aufschnürte, hineingriff und eine Handvoll Tabak zum Vorschein brachte, um sich seinen Kalkstummel zu stopfen. Das Paket mit dem groben Tabak

mußte in dem Kleidersack gleich obenauf liegen, immer schon geöffnet, obgleich ich diese Aufbewahrung für etwas umständlich hielt.

»Also da sind Sie doch lieber Maler geblieben?«

»Ja. Es ist mein Verhängnis.«

»Wie sind Sie denn nun eigentlich hierher gekommen?«

»Mein Ideal ist schon immer gewesen, Schiffsmaler

[621]

zu werden. Ich sehnte mich in die weite Welt hinaus. Sorglos! Von so einem reichen Jachtsportsman fest engagiert zu werden, ich male die Bilder, die er bestimmt, und ich bin ein langsamer, aber fleißiger Arbeiter – auch nicht gerade langsam, sondern nur peinlich – und dafür Essen und Kleidung zu bekommen, das wäre so mein Fall. Geld brauche ich gar nicht. Wozu? Und dann natürlich Tabak.

»Ich hatte schon oft versucht, bei so einem Jachtsportsman anzukommen, aber immer vergebens. Gewöhnlich wurden mir Bedingungen gestellt, die mir nicht gefielen, oder meine sonstigen Bedingungen wurden nicht angenommen . . . «

»Was für Bedingungen?«

»Davon später! Da hörte ich von Ihnen. Donnerwetter, sagte ich mir, daß wäre dein Mann, der würde auch auf deine Bedingungen eingehen. Aber wo Sie finden?

»So ein Jachtsportsman, mit dem ich schon in Unterhandlungen stand, hatte mich nach New-York kommen lassen. Die Sache zerschlug sich. Aber da war gerade die Lady von Leytenstone mit ihrer ›Seebraut‹ in New-York. Auch nicht schlecht, dachte ich. Ich wandte mich an sie. Allerdings glaubte ich, Sie wären noch bei der Dame oder die Lady vielmehr bei Ihnen. Dem war nun allerdings nicht mehr so, aber wir wurden doch einig.

»Sehen Sie, so bin ich mit der Lady ein paar Monate herumgegendelt, wir haben ein paar Schiffe gekapert, ich habe gemalt, was sie wünschte, Kriegsbilder und dergleichen Krimskrams, habe

die Lady in allen möglichen und unmöglichen Stellungen konterfeite . . . und nun habe ich diese Geschichte satt.«

»Weshalb?«

»Sie ist zu eitel. Sie hält auch nicht meine Bedingungen.«

[622]

»Was für Bedingungen sind das nun? Darf ich das jetzt erfahren?«

»Wollen wir gleich den Fall annehmen, daß ich als Maler in Ihre Dienste trete?«

»Ja.«

»Gut! Ich male Ihnen also alles, was Sie bestimmen: Szenerien des Landes und des Meeres, Personengruppen, Portraits usw. Mit ganzer Sorgfalt. Dafür erhalte ich volle Verpflegung, Kleidung, Tabak, die nötigen Utensilien . . . «

»Das ist doch alles ganz selbstverständlich. Kommen Sie zur Hauptsache!«

»Diese Bilder gehören Ihnen, aber Sie dürfen sie nicht verkaufen.«

»Weshalb nicht?«

»Weil ich nicht will, daß mit meiner Malerei Schacher getrieben wird, daß man mehr dafür bezahlt, als sie wert ist.«

Dieser Mann sprach mir ja ganz aus der Seele!

»Einverstanden!«

»Auch verschenkt dürfen die Bilder nicht werden.«

»Nein, auch nicht. Aber darf ich sie wenigstens jemandem zeigen?«

»Ja, das dürfen Sie. Aber nur hier an Bord. Etwa Ihren Gästen. Nicht wahr, wenn einmal Ihr Schiff hier, die ›Sturmbräut‹, untergeht. Sie werden sich kein neues kaufen?«

»Warum soll ich das nicht tun?«

»Nun, weil Sie wohl mit Ihrer ›Sturmbräut‹ untergehen werden, um neben ihr auf dem Meeresboden zu ruhen.«

Zwischen uns beiden war eigentlich kein weiteres Wort mehr nötig. In gewissem Sinne paßten wir vortrefflich zusammen.

»Wissen Sie das so bestimmt von mir?« mußte ich trotzdem noch einmal fragen.

[623]

»Gewiß, Sie sind doch der Mann danach. Ich habe doch schon genug von Ihnen gehört.«

»Auch, daß ich ein vogelfreier Desperado bin, welche Bedeutung Sie wohl kennen?«

»Jawohl, und um so mehr Grund für Sie, mit Ihrem Schiffe auf dem Wasser oder unter das Wasser hinab zu segeln.«

»Und Sie möchten dereinst neben Ihren Gemälden auf dem Meeresgrunde ruhen, nicht wahr?«

»Das ist es, das ist es!!!« rief der Strohkopf mit einem plötzlich ausbrechenden Jubel, der für manch anderen Menschen ganz unverständlich gewesen wäre.

Nicht für mich. Ich hatte bereits zwei gottbegnadete Künstler kennen gelernt, welche stets weinten, wenn sie ihre Schöpfungen verkauften – verkaufen mußten, eben aus Geldmangel, und diese Erfahrung wäre bei mir nicht einmal nötig gewesen, um diesen Mann gleich zu verstehen.

»Haben Sie noch eine Verpflichtung gegen die Lady Blodwen?«

»Nein. Das Tigerbild habe ich eben vorhin fertig abgeliefert.«

»Sie können gehen?«

»Ja.«

»So machen wir gar keine weiteren Worte – topp, Sie bleiben hier bei mir an Bord, als mein Hof- und Leibschiffsmaler – hier, schlagen Sie ein!«

Die Musterung war durch Handschlag besiegelt.

»Dann können Sie gleich an Bord kommen.«

»Ich bin ja schon da.«

»Aha, Sie haben auch gleich Ihre Garderobe mitgebracht.«

»Garderobe?«

»Na, Ihr Zeug, ich wollte mich nur recht fein wie die Landratten ausdrücken. Desto besser, wenn Sie das gar nicht verstehen.«

[624]

»Was für Zeug?« fragte der Strohkopf trotzdem wieder.

»Ihre Kleider, Ihre Wäsche.«

»Kleider? Wäsche? *Omnia mea mecum porto.*«

»Das heißt wohl: alles, was ich habe, trage ich bei mir?«

»So ist es.«

»Na, was ist denn hier drin?«

Ich klopfte auf den Kleidersack.

»Tabak.«

»Aber doch nicht bloß Tabak?«

»Bloß Tabak.«

»Was? Da wäre nichts weiter als Tabak drin?« staunte ich.

»Absolut nichts weiter. Sehen Sie, die Sache ist so: Ich bin gar nicht mehr so jung, wie ich aussehe – schon zweiundvierzig Jahre alt –, und ich habe immer sparsam gelebt – mehr als einen halben Gulden täglich habe ich nie verbraucht – und so hatte ich mir innerhalb von zehn und noch mehr Jahren ein kleines Vermögen zusammengespart . . . «

»Wieviel?« mußte ich fragen, die anderen Fragen im Augenblick vergessend. »Sie haben wirklich Vermögen?«

»Ich hatte welches.«

»Darf ich die Höhe desselben erfahren? Es interessiert mich wirklich sehr.«

»Warum nicht? Es waren gerade einunddreißig Gulden.«

Innerhalb von zehn und mehr Jahren ein Vermögen von etwa fünfzehn Talern zusammengespart!! Na, die Ansichten über Welt und Mammon sind eben verschieden – glücklicherweise.

»Aha, und da haben Sie dieses Vermögen in Tabak angelegt.«

»Jawohl, ich konnte gerade einen Zentner Tabak billig kaufen, und da dachte ich . . . «

[625]

»Schon gut, schon gut, ich verstehe vollkommen. Aber wie steht's denn mit Ihrer Wäsche?«

»Ja, darum wollte ich schon bitten ... wenn vielleicht einer Ihrer Matrosen mir erst einmal mein Hemd auswaschen würde, ich kann mich ja einstweilen ins Bett legen ... « – – –

Er brauchte sich deswegen nicht in die Koje zu legen, es ging auch so.

So hatte ich jetzt an Bord meinen eigenen Maler, dessen Gemälde nach und nach das ganze Schiff ausschmückten, wirklich ein gottbegnadeter Künstler, auch durchaus kein Erzfaulenzler, wie Blodwen gesagt, vielmehr ein ameisenartig fleißiger Arbeiter, denn jetzt arbeitete er ja zu seinem eigenen Vergnügen, brauchte seine Schöpfungen nicht wieder wegzugeben, ein ganz gediegener Mensch – aber auch ein Dreckschwein aller erster Güte! – – –

Am Nachmittage führte ich die andere Hälfte meiner Jungen mit den entsprechenden Offizieren zur Marionettenvorstellung, auch Atlanta und Marion begleiteten mich, und ich selbst freute mich wie ein Kind auf die Wiederholung des Puppenspiels.

Aber es war keine Wiederholung. Lauter neue Sachen, auch in einem ganz anderen Genre. Doch da ich fürchte, wenn ich nur eine der Darbietungen schildern würde, gar nicht wieder aufhören zu können, will ich lieber gar nicht erst anfangen.

Und nicht minder amüsierte ich mich über Atlanta! Nein, dieses Staunen, das sich bei einer Teufelspantomime – diesmal spielte auch die *Laterna magica* eine Rolle – bis zum Entsetzen steigern konnte, und dann wieder dieses kindliche Lachen und Entzücken!

»Richard, wie machen sie das nur, wie machen sie das nur – ach bitte, bitte, laß mich doch einmal diese Männerchen ganz in der Nähe besehen!«

Nun, sie sprach meinen eigenen Wunsch aus.

[626]

Das mußte sich doch machen lassen. Und es ließ sich machen.

Nach der Vorstellung sollten wir uns alle als Blodwens Gäste am Teetisch versammeln, aber dazu war noch Zeit, und ich wandte mich an Monsieur Pa-pa-pe-pi-po-pulos, den ich nach dem Fallen des Vorhangs in dem hellgewordenen Saale erblickte.

Ich wandte mich an ihn, sprach ihm meinen Wunsch aus, in der Erwartung, daß er selbst als Impressario bei der Truppe etwas zu sagen habe.

Dem schien auch so, indem er mit einer Zusage erst zögerte, nach einer Entschuldigung suchte – dann erklärte er sich bereit dazu.

Nun allerdings waren auch die Jachtsportsmen dabei, welche hinter die Kulissen drangen. Professor Maltarino und seine Tochter machten in liebenswürdiger Weise die Erklärer.

Aber ich kann nur sagen, daß ich so dumm blieb wie zuvor. Nicht einmal enttäuscht wurde ich. Die Puppendirigenten zeigten uns, wie sie die Fäden schlugen und zupften, daß die Figürchen zappeln mußten, bei der *Laterna magica* hielten sie sich länger auf, als nötig war – hingegen die Hauptsachen, wie das Kugelspiel und das Skelett, erklärten sie überhaupt nicht. Als es ihnen nicht gelang, sich darumschlängeln, sagten sie ganz offen, daß dies ihr Geheimnis sei, das sie nicht preisgeben dürften.

Nun, die Herren amüsierten sich mit der Zauberlaterne, andere bewunderten die zahllosen Püppchen, nahmen sie in die Hand, was ja auch recht niedlich war, so bildeten sich Gruppen, wobei ich Atlanta ganz aus den Augen verlor.

Ich schlenderte einstweilen herum. Es war ein regelrecht eingerichtetes Theater, und zwar ein ganz stattliches, mit den modernsten Hilfsmitteln der Bühnentechnik ausgestattet, die Bühne selbst konnte noch

[627]

bedeutend vergrößert werden. Nur die Schauspieler selbst hatte Blodwen noch nicht.



Es war ja heller Tag, und ich bekam manches zu sehen, was mich interessierte, wenn ich mir das meiste auch nicht erklären konnte. Es war doch das erstemal, daß ich so hinter den Kulissen einer Bühne spionierte, und da war z. B. ein Schiff, welches ich mit großem Vergnügen inspizierte, mich an der Pappe und an den Rädern ergötzend.

So verirrte ich mich etwas in diesem intimen Heiligtum, kam aus einen Raum in den anderen, ohne einen Menschen zu sehen.

Da aber hörte ich Stimmen.

»Er wird es nicht tun.«

»Er muß dich freilassen, ihr seid doch nicht zusammen verheiratet.«

»Dann dürfte ich immer bei dir bleiben und mit den Puppen spielen?«

»Gewiß, und was der plumpe Seebär dir bietet, kann ich dir auch geben.«

Alle Wetter! Atlantas Stimme! Und die andere gehörte dem armenischen Judenjungen an, dem Papapopulos! In so etwas habe ich ein feines Ohr.

Es konnte nicht weit entfernt sein, ich schlich mich näher, und durch ein Türfensterchen erblickte ich die beiden.

Soll ich ausführlich schildern, was ich hörte und dann noch mehr sah?

Ich will hier keine pikanten Geschichten schreiben.

Die Sache war einfach die, daß Atlanta von der Puppenspielerlei so mächtig ergriffen worden war, daß sie selbst unter die Puppenkomödianten gehen wollte, und Monsieur Papapopulos redete als Kunstmäcen ihr ein, daß sie hierzu auch die größte Begabung hätte, daß sie ein Verbrechen an der ganzen Menschheit beginge, wenn sie dieser inneren Stimme keine Folge leiste.

[628]

Was ist da weiter dabei? Ich glaube, so etwas passiert auf der Erde, so weit sie kultiviert ist, jeden Tag.

Irgendein Mädchen kommt zum ersten Male ins Theater, und sofort weiß sie, daß auch sie zur Schauspielerin geboren ist. Und wenn ihr das Glück nur einigermaßen hold ist, so findet sie sehr bald, häufig noch an demselben Abend, ebenfalls ihren Mäcen, meist einen Schauspieler, der ihr genau das selbe sagt, und wenn sie etwas opfert, weniger Geld als etwas anderes, dann steht ihr der Weg zur Bühne, auf der ihr goldene Lorbeeren winken, offen. So sagt wenigstens ihr Gönner – und sie glaubt es natürlich.

Hier handelte es sich nur einmal um die Puppenschauspielerei. Na ja, dafür war Atlanta auch noch ein Kind. Wenn ich ihr schon früher eine Puppe gegeben, hätte sie schon immer damit gespielt.

O, ich wunderte mich über gar nichts – auch darüber nicht, daß Papa Popelmann bereits den Arm um sie geschlungen hatte, und daß sie keinen Mucks dazu sagte, noch weniger von einer Abwehr zu sprechen.

»Nicht wahr, du bleibst bei mir, Schatz?«

»Ach, ich fürchte mich vor ihm!«

»In meinem starken Arme bist du sicher vor aller Gewalt der Erde.«

Nu da, sagte ich mir ganz kaltblütig, oder sogar mit Humor.

»Komm, gib mir einen Kuß!«

Sie gab ihm keinen, er nahm sich einen. Sie hatte auch keine Zeit dazu, hatte etwas anderes zu tun. Sie hatte nämlich, wie ich erst jetzt bemerkte, so einen Hampelmann in der Hand, und während der Judenbengel sie etwas auf einem Ballen nach hinten überbog, um zu ihrem Munde zu gelangen, denn er war bedeutend kleiner als Atlanta, und während er ihr den Mund ableckte, spielte die Unschuld dabei immer mit ihrem Hampelmann, ließ ihn zappeln.

[629]

»Ach, was soll daraus werden?!« winselte sie dann wieder.

»Ich heirate dich natürlich.«

»Heiraten? Was ist das?«

Siehst du, Richard, daß sie dies noch nicht einmal wußte, das auf dem Schiffe geborene und großgewordene Mädchen, das war noch mehr deine als ihres seligen Bruders Schuld!

»Du weißt gar nicht, was heiraten ist?«

»Nein.«

»Komm her, Schatz!«

Ja, was sollte ich tun?

Mit Blitz und Donner durch die Tür gehen und mit dem schwächlichen Judenbengel längs fahren? Aus ihm ein gehacktes Beefsteak machen?

O nein!

Ach, meine unglückliche Philosophie, meine Toleranz, meine Schwachheit!!!

»Richard, sei kalt – denke zurück – hast du es noch niemals mit einem Mädchen ebenso gemacht, das eigentlich schon einem anderen gehörte?«

Und ich schlich auf den Zehenspitzen zurück.

Aber ach, war mir jämmerlich zumute!

Und da kam mir etwas zum Bewußtsein. Ich hörte eine andere Stimme sprechen, Blodwens Stimme, und sie sagte etwas von einem kostbaren Renommierhund.

Ja, ich fühlte einen gewaltigen Schmerz in der Brust. Denn mein wertvoller Hund war mir untreu geworden, war zu einem anderen Herrn gelaufen.

Aber es war eben ein menschlicher Hund, der ist nicht so treu wie ein vierbeiniger.

Von jetzt an wollte ich mich doch lieber nur mit vierbeinigen befassen.

Ja, da kam mir mit furchtbarer Deutlichkeit etwas zum Bewußtsein. Eben weil es nicht so der

[630]

echte Schmerz war, der mich beim Fortschleichen gepackt hatte.

Ich hätte mir tröstend sagen können: »Na, es gibt ja noch genug andere schöne Hunde, man muß nur etwas tief in den Beutel greifen, oder vielleicht habe ich wiederum das Glück, daß mir einer zuläuft, und ist er nicht ganz so schön wie dieser – schließlich gewinnt man auch den häßlichsten Köter lieb.«

So hätte ich tröstend zu mir sagen können.

Ich hatte es gar nicht nötig, ich empfand es.

Nur daß es gerade dieser armenische Judenjunge war, der mich ausgestochen, der mir den schönen Hund ausgespannt hatte, das wurmte mich.

Doch ihn deshalb züchtigen? Das wäre ungerecht von mir gewesen.

---

Die Teegesellschaft war versammelt. Auch Signor Maltarino und seine Tochter Arabella, die trotz ihres schönen Namens in der Nähe wie eine Vogelscheuche aussah, waren zugegen, desgleichen wieder Papapepipopulos, mein stiller Kompagnon.

Neben mir saß Atlanta. Ich war kühl bis ans Herz.

»Willst du etwas Rum in den Tee?« konnte ich ganz liebenswürdig fragen.

Sie dankte, mich dabei ganz unbefangen ansehend und ebenso unbefangen konnte sie den ihr gegenüberstehenden Armenier anblicken.

So sind sie alle, alle, alle, alle! Auch wenn sie nicht zur Bühne gehen wollen, mit oder ohne Puppen.

Na, wenn die nur die heiße Brühe haben wollte, dann trank ich den Rum. Heute hielt ich's mit Mr. Rug. Wir beide hatten schon während der ersten Teekanne die sämtlichen Rum- und Kognakflaschen geleert, und je mehr ich trank, desto gleichmütiger oder auch lustiger wurde ich, und das war eigentlich gar nicht erkünstelt.

»Bitte, geehrter Herr, wie war eigentlich Ihr werter Name?« fing jetzt der Australier wieder zu dem ihm schräg gegenüberstehenden Armenier an.

»Papapopulos.«

»Papa . . . puuuh . . . sprechen Sie ihn doch einmal recht deutlich aus.«

Was sich dieser Australier eigentlich dabei dachte, ob er den kleinen Menschen dabei veralbern wollte oder was sonst, habe ich nie erfahren können.

»Mademoiselle Atlanta interessiert sich außerordentlich für die Kunst des Marionettenspiels,« wandte sich jetzt der italienisch-türkische Professor der Puppenspielerei an mich.

»So?« sagte ich zunächst, und im Augenblick wußte ich schon alles, wie es kommen würde.

Der Professor war von seinem Impresario bereits ins Vertrauen gezogen worden, und ich gedachte die Sache so kurz wie möglich zu machen.

Zunächst aber mußte ich einen langen Vortrag über mich ergehen lassen, wie das Marionettenspiel eine wirkliche Kunst sei, nicht umsonst hätten Männer wie Goethe und andere große Dichter Puppenkomödien geschrieben, und so weiter und so weiter.

»Aber schade, jammerschade,« schloß er endlich seinen langen Sermon, »daß man so selten einmal jemanden findet, der eine Begabung zur praktischen Ausübung der Marionettenkunst besitzt! Da gehören nämlich ganz besondere Finger dazu. Mademoiselle z. B. besitzt solche Finger. Das habe ich vorhin auch gleich gesehen. Ich ließ sie nämlich einmal eine Marionette dirigieren, brauchte ihr nur einige geringe Anweisungen zu geben . . . «

»Na, da bilden Sie sie doch in dieser Kunst aus,« unterbrach ich ihn.

Am Tisch nur eine kleine Verwunderung, nichts weiter.

»O, dazu ist ein zeitraubendes Studium nötig, sind Jahre erforderlich.«

»Na, da nehmen Sie sich doch diese Zeit, bilden Sie meine Freundin aus, wenn diese Gabe so außerordentlich selten ist. Wie, Atlanta, hättest du Lust, Marionettenspielerin zu werden?«

Jetzt am Tisch schon ein allgemeines Stutzen. Atlanta hingegen machte eine Bewegung, als wolle sie vom Stuhle aufspringen, um mir zu Füßen zu fallen.

»Richard, das könntest du mir erlauben?!« erklang es jauchzend, wie nur ein Mädchen jauchzen kann, das später Puppen jauchzen lassen will.

»Warum denn nicht, wenn es dir so großen Spaß macht?«

»Aber dann müssen wir uns trennen, ich muß dich verlassen!«

»Ach, Quark!« sagte ich, ein Stückchen Kuchen vom Teller nehmend. »Ach so, das ist Erdbeertorte. Ich dachte, es wäre Quarkkuchen. Ja, es ist geradezu meine Pflicht, dich gehen zu lassen, wenn du so große Begabung zur Puppenspielerlei hast. Dann dürfen mich keine egoistischen Gründe abhalten, du darfst dieser göttlichen Kunst nicht entzogen werden. So schwer mir die Trennung auch wird.«

»Ich danke dir, mein Richard, ich danke dir tausendmal!«

Jetzt war sie mir wirklich um den Hals gefallen, und trotz aller Freudigkeit hatte doch auch ungekünstelte Wehmut hindurchgeklungen.

O, ich konnte diese Mädchenseele so gut beurteilen! Ein großes Kind!

Und ringsherum am Tisch war es stumm geworden. Alles saß wie versteinert da.

Ich hatte ja auch deutlich genug zu erkennen gegeben, wie ich dieses schöne Weib geradezu los sein wollte.

[634]

»Ich mag's noch gar nicht glauben,« fing der Professor wieder an.

»Was nicht?«

»Daß Sie mir Ihre Freundin zur Ausbildung überlassen wollen.«

»Wie gesagt.«

»Das erfordert aber Jahre, und dann möchte ich sie doch auch bei mir behalten, möchte Nutzen von ihr haben.«

»Gut, dann hoffe ich, daß Sie auch kein Lehrgeld von mir fordern.«

»O, davon ist doch keine Rede.«

»Na, dann ist die Sache ja abgemacht, ich werbe Ihnen die Sachen der Dame dann zuschicken.«

»Papapopopupuuuhhh,« sagte Mister Rug und fiel vom Stuhle, während ich mich erhob, so anstatt der Hausfrau das Zeichen zur Aufhebung des Teetisches gebend. Sie hatten sich auch alle reichlich mit der warmen Brühe getränkt.

»Wenn ich Sie einmal allein sprechen darf, Mylady,« wandte ich mich an Blodwen.

Wieder ein allgemeines Aufhorchen mit staunendem Blick.

Wie wir beide standen, wußten ja alle, und Blodwens blaßes Antlitz nahm plötzlich die Farbe einer Klatschrose an, kaum konnte sie ihre Füße vorwärts setzen, und als sie sich in einem abgelegenen Zimmer mir zuwandte, war sie wieder weiß wie eine Kalkwand geworden, nur in ihren Augen, mit denen sie mich verschlingen wollte, loderte das helle Feuer.

»Ich möchte einmal wegen meiner Sicherheit mit Ihnen sprechen,« begann ich.

Sie schien einen ganz anderen Anfang erwartet zu haben.

»Wegen Ihrer Sicherheit?«

[635]

»Ja, Sie wissen, daß ich ein Desperado bin, der von aller Welt verfolgt wird.«

»In meinem Reiche sind Sie geschützt.«

»Sie glauben, wenn die Engländer mich hier ausspionieren, sie werden nicht meine Auslieferung verlangen?«

»Verlangen können sie sie wohl, aber ich werde sie ihnen verweigern.«

»Ein englisches Kriegsschiff würde nicht mit Gewalt vorgehen?«

»Wehe, wenn es das versuchen wollte! England hat mir absolute Neutralität zugesichert.«

Ich hielt es nicht für gut, ihr zu sagen, daß ich hierüber anders dachte. England versteht doch, jede Abmachung etwas umzuändern.

»Nun gut! Das ist es auch nicht, was ich jetzt meinte. Wollte man mich hier zu fangen suchen, so würde ich schon zu entkommen wissen. Aber wohin sollte ich mich wenden? Wo könnte ich Ruhe finden? Wohin mein Schiff in Sicherheit bringen, wenn es einmal reparaturbedürftig ist?«

Ein freudig überraschter Blick traf mich.

»Ich wüßte ein Versteck für Sie,« begann Blodwen zu flüstern.

»Nun?«

»Mich wundert nur, daß Sie nicht selbst daran denken.«

»Vielleicht ist es schon mein Zufluchtsort – vielleicht möchte ich es nur aus Ihrem Munde bestätigt hören.«

»Die Fucusbank.«

»Ja.«

»Die Freiheit von Indien.«

»Ich bin bereits dort gewesen.«

Und ich erzählte ausführlich, während wir uns gegenüber saßen.

»Dort bin ich sicher. Es handelt sich nur darum,

[636]

wer mich verraten könnte, wer alles schon um diese Fucusinsel weiß.«

»Die ganze frühere Besatzung der ›Indianarwa‹, die sich jetzt wohl irgendwo anders aufhält.«

»Unter diesen Indiern wird wohl kein Verräter sein.«



»Das glaube ich auch nicht, sonst würde der Maharadscha Ihnen das ganze Schiff durch den Ring wohl nicht zum Geschenk gemacht haben.«

»Dann käme noch Karlemann in Betracht, der wenigstens die geographische Ortslage der Insel kennt. Aber dem werde ich mich, sobald ich wieder mit ihm zusammentreffe, vollends anvertrauen.«

»Nun, wer könnte sonst noch darum wissen?«

»Vor allen Dingen Sie selbst, Mylady.«

»Nun, von mir haben Sie doch nichts zu fürchten.«

»Sie haben noch zu keinem Menschen davon gesprochen?«

»Herr, für wen halten Sie mich?!« fuhr Blodwen empor.

»Dann ist es ja gut,« entgegnete ich gleichmütig. »Das zu hören, deshalb wollte ich Sie jetzt hauptsächlich sprechen. Durch irgendeinen Zufall hätten Sie ja einen Mitwisser bekommen können.«

Blodwen hatte sich schnell wieder beruhigt. Mit so etwas war bei mir eben nichts auszurichten, das mußte sie wissen.

»Es ist nicht der Fall. Aber Doktor Selo? Haben Sie ihn noch immer nicht wieder?«

Und plötzlich begannen wieder ihre Augen so unruhig zu flackern, etwas, was ich früher nie an ihr beobachtet hatte.

Aber auch jetzt achtete ich nicht weiter darauf.

»Ja, das ist die zweite Hauptsache. Der weiß jetzt natürlich darum. Und jetzt weiß ich ebenso bestimmt, daß er sich nicht mehr an Bord der ›Sturmbräut‹

[637]

befindet. Wir haben das ganze Schiff umgekehrt. So muß es ihm dennoch gelungen sein, das Land zu erreichen. Denn daß er auf ein anderes Schiff gegangen ist, um sich dort zu verbergen, glaube ich nicht. Er müßte sich mit Nahrung versehen, diese stehlen, und dabei könnte er leicht erwischt werden. Nein, der ist schon hier auf der Insel. Und nun wollte ich Sie bitten, Vorkehrungen zu treffen, daß wir des Durchbrenners wieder habhaft werden.«

»Diese Bitte ist nicht nötig. Die ganze Insel, mein ganzes Volk, wie ich es gern nenne, ist bereits alarmiert, besonders die Berge werden schon seit gestern durchstrichen, mit Hilfe von Hunden. Die Beschreibung des Flüchtlings, wie ich sie gegeben, genügt wohl, und Fremde gibt es hier ja überhaupt nicht, einer kennt den anderen.«

»Dann ist es gut. Und noch keine Spur gefunden?«

»Nein!«

»Nun, mehr kann nicht getan werden. Wenn er aber erwischt wird?«

»Ja, was dann?«

Wieder dieses Flackern der Augen! Sie mußte auf den ungetreuen Schiffsarzt doch einen großen Haß haben, und das war begreiflich.

»Sie werden ihn mir ausliefern?«

»Gewiß doch!«

»Ihn nicht für sich selbst behalten?«

»Wozu?«

»Nun, Sie sind es doch, welche dieser Halunke ganz besonders schwer geschädigt hat.«

»Bah, ich denke gar nicht mehr an diese Kleinigkeit,« erklang es verächtlich. »Ich bin nur froh, wenn ich diesen Schurken gar nicht mehr vor die Augen bekomme. Allerdings interessiere ich mich sonst für den Fall. Hat er denn überhaupt gestanden?«

Ich erzählte alles. Ruhig hatte mir Blodwen

[638]

zugehört – nur immer mit jenen flackernden Augen. Es mußte doch wohl ihre Natur sein, früher war mir das nur nicht aufgefallen.

»Was wollen denn aber nun Sie mit ihm beginnen?« fragte sie, als ich meinen Bericht geschlossen hatte.

»Ihn wieder festnehmen und dafür sorgen, daß er mir nicht zum zweiten oder gar zum dritten Male entwischt. Ich werde ihn

doch lieber auf jener Fucusinsel internieren, von dort ist ein Entkommen unmöglich.«

»Ja, aber auf diese Weise werden Sie niemals von ihm erfahren, wo er seinen Diebstahl verborgen hält.«

»Das ist auch nicht nötig. Sie wissen ja, wie ich über Geld und dergleichen denke – wohl genau so wie Sie. Nur der Freiheit und damit auch seiner Beute soll sich dieser Spitzbube nicht erfreuen.«

»Meinetwegen. Machen Sie das, wie Sie wollen. Sobald Selo festgenommen ist, wird er Ihnen ausgeliefert. Und Atlanta? War nicht auch sie mit auf jener Fucusinsel?«

»Gewiß; aber von der habe ich nichts zu fürchten. Die weiß nicht, wo sie gewesen ist, hat das Wort schon wieder vergessen. Die ist jetzt ganz von ihren Puppen eingenommen.«

Da plötzlich bekam Blodwen wieder einmal ihre großen Augen.

»Ja, ist es denn nur wahr, Sie wollen sie wirklich diesem Komödianten überlassen?«

»Wie ich vorhin sagte.«

»Sie können sie . . . von sich lassen?!«

»Ich tue es. Weshalb? Weil Sie recht behalten haben. Ja, man erkennt die Menschen erst hinterher – auch die, die man liebt – die man geliebt hat.«

Plötzlich hatte ich Blodwens Hand ergriffen und  
[639]

einen Kuß daraufgedrückt – und dann war ich hinaus. – – –

O, was hatte ich getan!

Ich wußte wahrhaftig nicht, wie es gekommen war.

Es war keine Absicht gewesen. Ich mußte wahnsinnig gewesen sein.

Denn ich hatte für dieses Weib doch nicht mehr die geringste Sympathie.

So redete ich mir wenigstens ein, während ich auf dem Wege nach dem Schiffe war.

Jedenfalls war ich tief beschämt, unzufrieden mit mir, sogar unglücklich. Am liebsten wäre ich gleich wieder abgefahren.

Aber ich hatte zu Marion, die gleich bei Blodwen geblieben, etwas von Garantie gesagt, da mußte ich erst warten, ob diese auch nicht mehr gebraucht würde.

An Bord wartete schon Atlanta auf mich.

»Du willst mich wirklich gehen lassen, Richard?«

Halb war es Angst, halb heller Jubel, halb Wehmut.

Ich machte es kurz, sprach zu ihr wie zu einem Kinde, brachte sogar fertig, sie noch einmal zu küssen.

Dies alles nur deshalb, um sie nichts wissen zu lassen. Ich schwatzte immer etwas von ihrem Berufe zur ›Kunst‹, während sich mir das Herz im Leibe umwandte.

Dann ging sie – ging wirklich – begleitet von zwei Matrosen, die jene Koffer trugen, die ich ihr in Charleston gekauft.

Und dann hatte ich eine schlaflose Nacht. Ich biß immer in das Kopfkissen hinein.

Ich glaube, wäre mir ein Hund davongelaufen, der wertvollste Hund, den ich für treu gehalten – so hätte ich doch nicht ins Kopfkissen gebissen.

So hörte ich die vierte Stunde nach Mitternacht glasen; die Wachen lösten sich ab.

[640]

Der eine Matrose trampelte mit schweren Stiefeln über meinem Kopfe.

»Leise, Georg, der Käpt'n schläft!«

Da schlief ich ein. Die schweren Tritte hatten mir gut getan. Noch war ich ja nicht allein. Es war ja nur eine Kleinigkeit, was ich verloren.